

Ursula Brauße

Lexikalische Funktionen der Synsemantika

**FORSCHUNGSBERICHTE DES
INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE
MANNHEIM**

herausgegeben von
Rainer Wimmer
Gisela Zifonun
Bruno Strecker

Band 71

URSULA BRAUSSE

Lexikalische Funktionen der Synsemantika



Gunter Narr Verlag Tübingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Brause, Ursula:

Lexikalische Funktionen der Synsemantika / Ursula Brause. – Tübingen : Narr, 1994
(Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim ; Bd. 71)

ISBN 3-8233-4835-3

NE: Institut für Deutsche Sprache <Mannheim>: Forschungsberichte des Instituts...

© 1994 · Gunter Narr Verlag Tübingen
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Druck: Laupp & Göbel, Nehren
Verarbeitung: Braun + Lamarter, Reutlingen
Printed in Germany

ISSN 0579-7853

ISBN 3-8233-4835-3

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|--------|-----------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| 0. | Vorwort | 7 |
| 1. | Zur Geschichte der Abgrenzungsproblematik von Synsemantika und Autosemantika | 14 |
| 1.0. | Gibt es zwei Arten von Wortbedeutung? | 14 |
| 1.1. | Synkategorematische Ausdrücke. Theorien des Mittelalters | 20 |
| 1.2. | Klassifikationen im 17. und 18. Jahrhundert | 27 |
| 1.3. | Auffassungen über Autosemantika und Synsemantika in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts | 33 |
| 1.3.1. | Hermann Paul (1880), Selbständige und Verbindungswörter | 35 |
| 1.3.2. | Anton Marty (1908), Autosemantika und Synsemantika | 36 |
| 1.3.3. | Edmund Husserl (1900/01), Selbständige und unselbständige Bedeutungen | 42 |
| 1.3.4. | Ernst Otto (1954), Begriffsbedeutung und Beziehungsbedeutung | 44 |
| 1.3.5. | Henning Brinkmann (1950/51), „Höhere“ und „niedere“ Wortarten | 44 |
| 1.3.6. | Heinrich Hempel (1954), Fügörter (= syntaktische Wörter) | 45 |
| 1.4. | Auffassungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Autosemantika und Synsemantika | 47 |
| 1.4.1. | Charles C. Fries (1952), Formklassen und Funktionswörter | 47 |
| 1.4.2. | Lucien Tesnière (1959), Volle und leere Wörter | 51 |
| 1.4.3. | Paul Schachter (1985), Offene und geschlossene Klassen | 53 |
| 1.4.4. | Eugenio Coseriu (1964), Lexematische/ nicht-lexematische Wörter | 57 |
| 1.4.5. | Thea Schippan (1984), Autosemantische und synsemantische Wörter | 60 |
| 1.5. | Kompositionelle Satzsemantik: deskriptive und logische Konstanten | 62 |
| 1.6. | Zusammenfassung | 67 |
| 1.6.1. | Begriffs-/Beziehungsbedeutung | 67 |
| 1.6.2. | Lexikalische/grammatische Bedeutung | 70 |
| 1.6.3. | Lexikalische Vollständigkeit | 71 |
| 1.6.4. | Denotative/nicht denotative Bedeutung | 73 |
| 1.6.5. | Deskriptive/logische Konstanten | 74 |
| 1.6.6. | Fazit | 76 |

| | | |
|-----------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| 2. | Spezifika der Lexikonstruktur von Synsemantika. Kontextuelle Bedingungen für Variabilität der Bedeutung von Lexikoneinheiten | 78 |
| 2.1. | Bedeutungsvarianten des Adverbs <i>wohl</i> | 78 |
| 2.1.1. | Zur Spezifik lexikalischer Variation im Adverbialbereich | 78 |
| 2.1.2. | Besonderheiten im Fall <i>wohl</i> | 82 |
| 2.1.3. | Zur historischen Entwicklung der Wortbedeutung von <i>wohl</i> | 84 |
| 2.1.4. | Kontextuelle Einflüsse auf die Variation der Wortbedeutung | 87 |
| 2.1.5. | Fazit | 98 |
| 2.2. | Funktionale Varianten von <i>schon</i> : Adverb, Gradpartikel, Modalpartikel | 99 |
| 2.2.0. | Problemstellung | 99 |
| 2.2.1. | Betontes <i>schon</i> (Adverb) | 101 |
| 2.2.2. | Unbetontes <i>schon</i> (Modalpartikel) | 105 |
| 2.3. | Propositionales und nicht-propositionales <i>nicht</i> oder: Negationspartikel und Modalpartikel | 118 |
| 2.3.0. | Zielstellung | 118 |
| 2.3.1. | Kontextbeschränkungen für Modalpartikel-Gebrauch von <i>nicht</i> | 121 |
| 2.3.2. | Korrelationen zwischen Gebrauchsbedingungen und Interpretationsmöglichkeiten von <i>nicht</i> | 126 |
| 2.4. | <i>Auch</i> : Gradpartikel und Modalpartikel | 138 |
| 2.5. | Der Beitrag der Partikel <i>auch</i> zur Modifikation von Konditionalsätzen | 143 |
| 2.5.1. | In Extremwertkonditionalen des Typs <i>auch wenn</i> | 143 |
| 2.5.2. | In Sätzen des Typs <i>wenn auch</i> mit konzessiver Interpretation | 149 |
| 2.5.3. | Zusammenfassung | 157 |
| 2.6. | Der Beitrag der Partikel <i>denn</i> in Konditionalsätzen | 159 |
| 2.6.1. | Verwendungsrestriktionen | 159 |
| 2.6.2. | Zur Interpretation von <i>denn</i> in Konditionalsätzen | 162 |
| 2.6.3. | Zusammenfassung | 166 |
| 3. | Literatur | 169 |

0. Vorwort

Gegenstand der folgenden Untersuchungen sind lexikalische Einheiten aus einem Grenzbereich zwischen Grammatik und Lexikon. Die Synsemantika sind Wörter, deren lexikalischer Gehalt eingeschränkt bzw. schwer bestimmbar ist. Sie haben Funktionen, die denen grammatischer Mittel nahe stehen. Viele von ihnen sind Wörter, die auf dem Wege der Grammatikalisierung¹ eine Desemantisierung ihrer ehemals eindeutig lexikalischen Bedeutung erfahren haben. Die Klassifizierung der Wortarten nach Autosemantika/Synsemantika entspricht weitgehend der nach Haupt- und Nebenwortarten bzw. nach Begriffs- und Funktionswörtern. Wenn es auch praktische Gründe für eine Unterscheidung dieser zwei Typen von Wortarten gibt, ist diese Klassifizierung immer problematisch gewesen. Mit der Geschichte dieser Klassifizierungsproblematik beschäftigt sich Kapitel 1.

Eine der Eigenschaften von Funktionswörtern, die als Unterscheidungskriterium gegenüber Begriffswörtern in den in Kapitel 1 beschriebenen Klassifizierungsversuchen kaum verwendet wurde, ist die, daß sie aufgrund wechselnder kontextueller Bedingungen größeren semantischen Variationen ausgesetzt sind als dies bei Autosemantika der Fall ist. Es ist keine Frage, daß auch autosemantische Wörter in wechselnden Kontexten ihre Bedeutung verändern können. Die sprachlichen Kontexte von Verben z.B. sind ihre Argumente, die Subjekte und Objekte. Die Bedeutung des Verbs *laufen* variiert in Abhängigkeit davon, ob das Subjekt ein Lebewesen oder ein technisches Gerät ist. Ebenso beeinflußt der Kontext die Bedeutung des Verbs *blühen*, wenn es nicht auf Pflanzen, sondern auf Abstrakta, wie z.B. *Phantasie* bezogen ist.

Das gleiche Prinzip der Bedeutungsvariationen wirkt auch auf die Funktionswörter. Während aber die Ursachen für Bedeutungsübertragungen bei den Hauptwortarten in vielen Fällen für die Sprecher leicht durchschaubar sind, sind die Ursachen der Bedeutungsveränderung bei den Nebenwortarten meistens nicht so durchsichtig. Das liegt daran, daß der Bezugsbereich (Skopus), auf den diese Wörter sich beziehen, oft komplexerer Natur ist, nicht so einfach erkennbar und darüber hinaus meist mehrere grammatische Kategorien umfaßt.

¹ Traugott/Heine (1991).

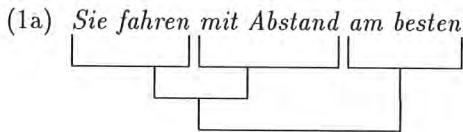
Diese Erscheinung ist auch für die Adverbien kennzeichnend. Die Wortklasse steht an der Grenze zwischen Auto- und Synsemantika. Sie umfaßt sehr unterschiedliche Elemente, von denen viele eine klar erkennbare Eigenbedeutung haben, andere dagegen tendieren zur Grammatikalisierung. Die Adverbien unterscheiden sich auch sehr stark in ihren Skopus-eigenschaften, aber vielen von ihnen ist gemeinsam, daß sie sich auf unterschiedliche Typen von Einheiten beziehen können. Die Möglichkeit der Mehrfachzuordnung trifft sowohl auf die stärker „bedeutungstragenden“ als auch auf die stärker „grammatikalisierten“ Adverbien zu.

Die Möglichkeiten von Adverbien und Adverbialbestimmungen, unterschiedliche Bezugseinheiten in ihren Skopus zu nehmen, sind die Grundlage bestimmter Wortspiele und witziger Formulierungen, nicht selten in Werbeslogans wie

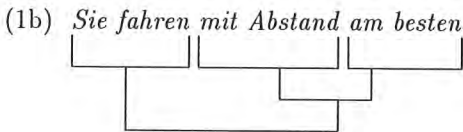
(1) *Sie fahren mit Abstand am besten.*

(2) *Wir wollen, daß Sie uns gut finden!*

Zwischen den Sätzen (1) und (2) gibt es einen entscheidenden Unterschied. Er besteht darin, daß nur (1) in beiden Interpretationen,



und



sowohl schriftlich als auch der Intonation nach von identischer Form ist. (2) dagegen eignet sich nur in der schriftlichen Form als Wortspiel. Gesprochen sind die Interpretationen eindeutig.

(2a) *Sie werden uns gut finden, wenn Sie diesen Lageplan benutzen.*

(2b) *Sie werden uns gút finden. (= Sie werden finden, daß wir gut sind.)*

Auch Beispiel (3) ist von der Art, daß die unterschiedlichen Möglichkeiten der Skopusbildung von Adverbialen in unterschiedlicher Akzentsetzung zum Ausdruck kommen.

(3) *Politiker, die nicht mit der Zeit gehen, géhen mit der Zeit.*

Es ist also damit zu rechnen, daß unterschiedlicher Skopus von Adverbialbestimmungen mit Unterschieden der Satzinformation verbunden sein kann, jedoch nicht in allen Fällen. Die Gesetzmäßigkeiten des Zusammenwirkens von Satzintonation und Adverbialskopus sind offenbar für die Interpretation der Adverbialbestimmungen von besonderer Bedeutung.

Die semantischen Effekte der Betonbarkeit von Adverbialen, wie sie auch in den Sätzen (2) und (3) zum Ausdruck kommen, lassen es gerechtfertigt erscheinen, sogar manche Adjektive in adverbialer Funktion wie z.B. *gut* im Hinblick auf ihre Tendenz zur Grammatikalisierung eher den Synsemantika als den Autosemantika zuzuordnen. Andere Adjektive und Adverbien sind in ihrer Bedeutung nicht durch Betonung beeinflussbar und verhalten sich so wie es für die Hauptwortarten typisch ist.

Die Akzentsetzung auf einzelne Elemente des Satzes kann in vielerlei Funktionen geschehen. Es gibt einen grammatischen Akzent für einen Satz ohne speziellen Kontext. Der grammatische Akzent fällt stets auf ein Element einer Hauptwortklasse (Substantiv, Verb, Adjektiv). Wenn der Hauptakzent des Satzes auf einen synsemantischen Ausdruck fällt, zeigt diese Erscheinung stets an, daß eine spezielle kontextuelle Einbindung des Satzes vorliegt. In kontextlosen Sätzen sind die Nebenwortarten unbetont.

Betonung der Nebenwortarten ist möglich in Fällen von Kontrastakzent, z.B. bei unbestimmtem Artikel bzw. Zahlwort:

(4) *das ist éine Möglichkeit.*
(von mehreren)

und bestimmtem Artikel:

- (5) *Das ist die Gelegenheit.*
 (= die günstigste von allen)

Auch viele Präpositionen sind im Kontrast betonbar, von den Modalwörtern oder Satzadverbien nur wenige und auch Konjunktion nur selten.

Ein spezieller Fall ist der sogenannte VERUM-Fokus (vgl. Höhle 1988 und 1992), der außer Verben auch die Konjunktionen *daß* und *ob* treffen kann, z.B.

- (6) *Aber Hanna meint, daß er gelogen hat.* (= daß es wahr ist, daß er gelogen hat)

Der VERUM-Fokus markiert eine assertierende Entgegnung auf einen Satz wie

- (7) *Karl hat bestimmt nicht gelogen.*

Wie die Beispiele zeigen, hat der Hauptakzent, wenn er auf ein Wort einer Nebenwortart trifft, nicht nur Einfluß auf die Interpretation des Satzes im Hinblick auf seine kontextuelle Einbindung, sondern auch auf die Wortbedeutung selbst. Obwohl es sich um die gleiche sprachliche Erscheinung des Kontrastakzentes handelt, sind die Implikationen, die durch den Akzent auf Wörtern aus Nebenwortarten ausgelöst werden, komplexer und weniger leicht zu durchschauen als bei Akzentuierung eines Wortes mit den lexikalischen Eigenschaften der Hauptwortarten wie z.B. das Adjektiv *rot* in

- (8) *Ich nehme die rote Kugel.*

Als ein spezielles Phänomen von Betonungsdubletten ist diese Erscheinung bei Modal- oder Abtönungspartikeln beobachtet worden. Sie gelten im Prinzip als unbetonbar, es gibt jedoch einige wenige, deren betonte Variante ebenfalls zu den Modalpartikeln gezählt wird: *denn, doch, schon, wohl*.

Anhand der Beispiele *schon* und *wohl* (Kap. 2.1. und 2.2.) wird gezeigt, daß die etwas undurchschaubare Partikelbedeutung dieser Wörter, deren betonte Variante sich von der unbetonten semantisch stark unterscheidet, auch nur das Ergebnis des Wirkens der Akzentuierungsregel für deutsche Sätze ist.

Bei den Abtönungspartikeln kommen allerdings kontextbeschränkend noch weitere Faktoren hinzu, die für die spezielle Bedeutungsentwicklung verantwortlich gemacht werden müssen. Es sind dies die Stellung des Wortes im Satz und die Restriktionen bezüglich der Satzmodi. Die Stellung der Modalpartikeln im Satz ist nicht völlig unveränderlich, aber auf das Mittelfeld beschränkt. Das Zusammenwirken von Wortstellung, Skopus und Bedeutung oder Adverbialbestimmungen ist bereits am Beispiel (1) zu erkennen. Nur in dieser Position ist die Adverbialbestimmung mehrfach zuordenbar und damit mehrdeutig.

(1') *Sie fahren am besten mit Abstand.*

und

(1'') *Mit Abstand fahren Sie am besten.*

haben nur die Interpretation (1a).

Weitere für die Bedeutung von Adverbien wirksame Kontextbedingungen können die Satzarten sein. In 2.1. und 2.2. wird auch behandelt, wie konditionale und konzessive Kontexte die Bedeutung von *wohl* und *schon* beeinflussen. In 2.5. und 2.6. werden darüber hinaus die Partikeln *auch* und *denn* in konditionalen Kontexten untersucht.

Speziell für die Abtönungs- oder Modalpartikeln ist charakteristisch, daß ihre Verwendung auch auf bestimmte Satzmodi beschränkt ist. Eine solche Kontextbeschränkung weist keine weitere Wortklasse auf. Für diese Erscheinung gibt es zwei mögliche Erklärungen:

(i) Die Modalpartikeln haben eine illokutive Kraft oder Funktion, die sie befähigt, illokutionsindizierend oder -modifizierend zu wirken. Die meisten wirken illokutionsmodifizierend. Ihr Beitrag zur Satzbedeutung besteht nicht darin, daß die Illokution des Satzes sich grundsätzlich ändert, sondern daß sie modifiziert wird, z.B. von einer neutralen Informati-

onsfrage zu einer rhetorisch oder kontextuell anderweitig eingebundenen Frage:

(9) *Wer glaubt schon solchen Unsinn.*

(10) *Hat sie denn/nicht auf der Jahrestagung gesprochen?*

Nur in selteneren Fällen wird durch eine Modalpartikel die Illokution des Satzes verändert. So wird durch ihren Beitrag aus einem Deklarativsatz ein Wunschsatz.

(11) *Wenn er doch/nur käme!*

Zu diesem Bedeutungswandel trägt zum einen die selbständige Verwendung von Nebensätzen bei, die stets bestimmte Implikationen mit sich bringt (vgl. Winkler 1992). Konditionalsätze sind dazu für Bedeutungsvariationen besonders zugänglich. Welche unterschiedlichen Beiträge Partikeln in Konditionalsätzen leisten, wird in Kapitel 2.4. erörtert.

(ii) Der Mangel obiger Funktionsbeschreibung unter Punkt (i) besteht darin, daß zwar der Beitrag der Partikeln zur Illokution bzw. zur kontextuellen Einbindung des Satzes beschrieben werden kann, nicht jedoch, wieso die Partikeln gerade in den ganz speziell beschränkten Kontexten die spezifische Funktion ausüben, die man ihnen zuschreibt. Dabei ist für die Modalpartikeln charakteristisch, daß sowohl ihre Funktion als auch ihre Kontextbeschränkungen idiosynkratisch und keiner erkennbaren Regel unterworfen sind. Einige sind in ihrer Verwendung auf einen einzigen Satzmodus beschränkt, andere können vielfältiger verwendet werden. Die einzige Gemeinsamkeit aller Modalpartikeln besteht darin, daß es für sie gleichlautende Formen in anderen Wortklassen gibt. Die sogenannten „Homonyme“ entstammen jedoch aus unterschiedlichen Wortklassen (hauptsächlich Adverbien und Konjunktionen).

Der Ausgangspunkt der folgenden Untersuchungen in Kapitel 2.1. bis 2.6. ist deshalb der Gedanke, daß nicht die Partikeln die Illokution des Satzes bestimmen, sondern umgekehrt, daß die Modalpartikeln ihre „illokutive Funktion“ daher beziehen, daß bestimmte Wörter, meist Funktionswörter und Adverbien, unter ganz speziellen Kontextbedingungen so weitgehenden Bedeutungsveränderungen unterworfen sind, daß ihre ursprüngliche Bedeutung nur noch mit Mühe erkennbar, aber ihre

neue Funktion so erklärlich ist. Die Kontextrestriktionen, die dafür verantwortlich sind, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes unkenntlich wird und somit die Identität eines einheitlichen Zeichens verlorengeht, sind bei jeder Partikel andere und auch die resultierenden Funktionen der Partikeln ähneln sich nur partiell. Es wird deshalb erforderlich sein, sie für jede Partikel gesondert zu untersuchen. Dazu ist hier ein Anfang gemacht worden.

Als Konsequenz wären Modalpartikeln nicht als Wörter aufzufassen, die aufgrund ihrer „illokutiven Kraft“ in der Lage sind, die Illokution von Sätzen zu beeinflussen, sondern als Wörter, die ihrerseits von bestimmten, ganz speziellen Kontexten in ihrer Bedeutung so beeinflußt worden sind, daß ihre Funktion auf den betreffenden Kontext spezialisiert ist.

Diese Annahme bedarf der Überprüfung durch weitere Untersuchungen, die Aufschluß darüber geben können, ob die Modalpartikeln reine Zufallsergebnisse der Bedeutungsvariation im Funktionswortbereich sind, oder ob es Gründe dafür gibt, daß gerade die betreffenden Zeichen von diesem Bedeutungswandel betroffen sind, andere nicht. Auch die Wortartenkategorie betreffende Fragen, so der Zusammenhang zwischen grammatischen Eigenschaften wie Nicht-Erststellenfähigkeit und Funktion, die Abgrenzung ihrer Funktion gegenüber benachbarten Klassen, z.B. den Satzadverbien, sind noch offen.

1. Zur Geschichte der Abgrenzungsproblematik von Synsemantika und Autosemantika

1.0. Gibt es zwei Arten von Wortbedeutung?

In den jüngsten Arbeiten zur lexikalischen Semantik gewinnt die seit den Ursprüngen des Nachdenkens über Sprache gestellte Frage, ob man hinsichtlich der Bedeutung von Wörtern zwei grundsätzlich zu unterscheidende Typen anzunehmen habe, eine neue Aktualität. Bekannt sind die Begriffspaare

| | | |
|-------------------|---|------------------------------|
| kategoriematische | – | synkategoriematische Wörter |
| Autosemantika | – | Synsemantika |
| Begriffswörter | – | Funktionswörter |
| Vollwörter | – | Strukturwörter |
| höhere Wortarten | – | Dienstwörter |
| Haupt- | – | Nebenwortarten |
| deskriptive | – | logische Konstanten |
| offene | – | geschlossene Klassen |
| flektierbare | – | nicht flektierbare Wortarten |

Die diesen Einteilungen zugrundeliegenden Klassifizierungsprinzipien sind sehr unterschiedlich. Infolgedessen sind auch die so gebildeten Oberbegriffe für Wortklassen nicht gleichbedeutend, und die Grenzen zwischen den Wortarten sind bei den unterschiedlichen Oppositionen nicht an der gleichen Stelle anzusetzen. Obwohl also nicht so klar ist, wo jeweils die Grenze zwischen den in Opposition stehenden zwei Typen von Wortbedeutungen anzusetzen wäre, wird eine solche Unterscheidung doch weithin für sinnvoll gehalten. Nur selten gibt es prinzipiellen Einspruch gegen diese Annahme wie z.B. von Lutzeier (1981, S. 54), der meint:

„Abgesehen von der formalen Auflistung ganzer Wortarten ist mir kein Kriterium bekannt, das eine auch nur einigermaßen eindeutige Aufteilung des Grundwortschatzes einer Sprache in diejenigen Wörter, die eine sogenannte „echte“ lexikalische Bedeutung aufweisen und diejenigen Wörter, die keine sogenannte „echte“ lexikalische Bedeutung aufweisen, bewerkstelligen würde. Offensichtlich geht es hier um die sogenannten synkategoriematischen Wörter einer Sprache, für die viele Linguisten glauben, eine extra Art von Bedeutung reservieren zu müssen.“

Und auch 1985 (S. 26) bleibt er dabei:

„Es gibt also keine zwei klar voneinander unterschiedene Arten von Bedeutungen, die wir für bestimmte Wörter reservieren müssen; alle Wörter haben vielmehr mehr oder weniger dieselbe Art von Bedeutung.“

Die unterschiedlichen Meinungen in dieser Frage basieren offenbar auf unterschiedlichen Bedeutungskonzepten, d.h. unterschiedlichen Auffassungen darüber, welche Inhalte die Lexikonzeichen repräsentieren. Die folgenden Ausführungen in diesem Kapitel zeigen, daß es vielfältige Begründungen für Auffassungen gab, daß Wörter Bedeutungen entweder in einer direkten, unmittelbaren Weise ausdrücken können, eine manchmal so genannte „Begriffsbedeutung“ (das sind dann Autosemantika, Begriffs- oder Vollwörter) oder aber in einer indirekten, von anderen Wörtern abhängenden Weise, eine sogenannte „Beziehungsbedeutung“, (die in den Synsemantika, Funktions- oder Strukturwörtern zum Ausdruck komme).

Unter den genannten Begriffspaaren finden sich aber auch solche, die nicht auf semantischen Kriterien basieren, sondern auf formalen. Diese Klassifikationen sind Ausdruck von Überzeugungen, daß semantische Kriterien nicht als Klassifikationsgrundlage geeignet sind. Formale Kriterien werden als objektiver eingeschätzt, wenn auch eingeräumt wird, daß sie ebenfalls nicht absolut gelten.

Zu den offenen Wortklassen zählen Substantive, Verben, Adjektive und Adverbien. Der Wortschatz dieser Klassen ist ständig erweiterbar. Dagegen ist der Bestand der übrigen Klassen ziemlich konstant und kann listenmäßig erfaßt werden. Allerdings ist die Geschlossenheit dieser Klassen auch nur relativ, wie an der „geschlossenen“ Klasse der Präpositionen gezeigt werden kann, die auch in der Neuzeit noch um neue Elemente erweitert wurde.

Eine Opposition nach offenen und geschlossenen Wortklassen findet sich z.B. bei Fries (1952), Bergenholtz/Schaeder (1977) und Schachter (1985). Bei Fries und Schachter wird die formale Klassifizierung auch inhaltlich interpretiert und deshalb in diesem Kapitel behandelt.

Nicht in jeder Hinsicht befriedigend ist ebenfalls die nach eindeutig formalen morphologischen Kriterien in Grundzüge (1981) durchgeführte Einteilung in flektierbare und nicht flektierbare Wortklassen. Auch nach dieser Einteilung stehen wie bei der Klassifikation nach offenen/geschlossenen Wortklassen und Haupt-/Nebenwortarten Substantiv, Verb und Adjektiv (zusätzlich noch das Pronomen) gemeinsam den anderen Wortklassen gegenüber. Es fehlt aber als nicht-flektierbar das Adverb, das zu den Vollwörtern zählt. Für syntaktische Zwecke ist diese Klassifikation weniger gut geeignet. Deshalb verwenden die Grundzüge zusätzlich syntaktische Kriterien, nach denen das Adverb als satzgliedfähig zu den

Hauptwortklassen gezählt und so von den nicht-satzgliedfähigen Nebensatzwortklassen (Modalwort, Präposition, Konjunktion, Partikel, Interjektion) getrennt wird.

Die Frage, ob aufgrund semantischer Kriterien zwei verschiedene Typen von Wortbedeutungen anzunehmen sind, ist eng verbunden mit dem schwierigen Problem der Wortartenklassifizierung, das aber hier nicht weiter erörtert werden soll. Wir beziehen uns in dieser Frage auf die Arbeiten von Moskal'skaja (1971), Helbig (Hg.) (1977), Stepanowa/Helbig (1978, ²1981), Bergenholtz/Schaeder (1977). Hier findet man einen Überblick über die traditionellen Wortartenklassifizierungen nach morphologischen, syntaktischen und semantischen Prinzipien, und es werden die Konsequenzen der unterschiedlichen Prinzipien beurteilt. Das für unser Problem einschlägige semantische Kriterium wird meistens als Grundlage für eine eindeutige Klassifikation verworfen, ohne daß der Zusammenhang der Wortarteneinteilung mit Bedeutungsfragen übersehen wird. Um eine homogene Klassifikation zu erreichen wird das Wortartenproblem aufgrund morphologischer oder syntaktischer Kriterien entschieden.

Eine Unterscheidung zweier Gruppen von Wortarten (offen/geschlossen) aufgrund der gewählten syntaktischen Kriterien Position und Funktion treffen Bergenholtz/Schaeder (1977, S. 72/73). Auch Moskal'skaja (1971) unterscheidet „eigentliche“ Wortarten und Funktionswörter, wobei sie das Unterscheidungskriterium in der Autosemantizität und Satzgliedfähigkeit der „eigentlichen“ Wortarten sieht, das diese von den synsemantischen und nicht satzgliedfähigen Funktionswörtern unterscheidet. Stepanowa/Helbig (1978) unterscheiden 7 Wortklassen nach ihrer syntaktischen Funktion, ohne sie in zwei Gruppen zu unterteilen.

In dieser Arbeit weist Helbig auch darauf hin, daß das Problem der „Auto- vs. Synsemantie“ in unterschiedlichem Licht zu betrachten ist. Auf der einen Seite wird das Problem vom Standpunkt des Benennungs- und des Hilfscharakters der Wortarten betrachtet, d.h. ihrer Autonomie/Nicht-Autonomie als Wortarten und Satzglieder. Autosemantische Wortarten in diesem Sinne sind Substantive, Verben und Adjektive, sie sind selbständig als Einheiten der Sprache und als Satzglieder. Synsemantische Wortarten erfüllen eine Funktion in der Morphologie (Artikel, Hilfsverb) oder in der Syntax (Präposition, Konjunktion, Partikel, Kopulaverb).

In einer anderen Betrachtungsweise geht die Grenze zwischen autosemantischen und synsemantischen Wörtern nicht parallel zu den Wortar-

tengrenzen, sondern verläuft durch die Wortarten hindurch. Diese Verwendung von auto- vs. synsemantisch ist verbunden mit der lexikalischen Vollständigkeit/Unvollständigkeit der benennenden Wortarten. So gibt es autosemantische Substantive wie *der Gelehrte*; das Substantiv *das Mitglied* dagegen ist synsemantisch, weil es ohne weitere Bestimmung wie z.B. *der Partei*, *der Familie* nicht genügend Information enthält. Auch Adjektive und Verben wie *gut* und *schlafen* sind in diesem Sinne autosemantisch, dagegen *ähnlich* und *bekommen* sind synsemantisch, weil sie Ergänzungen fordern.

Neu in die Diskussion kam die alte Frage durch Bedeutungskonzepte der Prototypensemantik, die in letzter Zeit aus der kognitiven Psychologie in die Linguistik, speziell die lexikalische Semantik übernommen wurden. In diesem Zusammenhang wurde das Problem aktuell, ob das aus psychologischen Forschungen zum Begriffs- und Wortbedeutungserwerb in die lexikalische Semantik übertragene Bedeutungskonzept sich für den gesamten Wortschatz als einschlägig erweist oder nur für einige Wortklassen.

Ein in diesem Kontext viel behandelter Gegenstand ist die Unterscheidung zwischen „sprachlichem“ oder „lexikalischem“ Wissen, das in den Wortbedeutungen kodifiziert sei im Unterschied zu enzyklopädischem Wissen, das nicht in die Wortbedeutung eingeht. Die Verwendung dieses Begriffspaares lexikalisches vs. enzyklopädisches Wissen sowie die Behandlung lexikalischer Bedeutungen als Kodifizierung von Wissensmengen welcher Art auch immer führt zu ernststen Schwierigkeiten, wenn mit diesem Konzept auch die Erklärung der Bedeutungen von Funktionswörtern angestrebt wird.

Es scheint, daß die in der Grammatiktheorie diskutierte Frage nach dem Wesen grammatischen Wissens auch für die Bedeutung von Funktionswörtern einschlägig ist, da diese sich sozusagen an der Grenze zwischen Lexik und Grammatik befinden und deshalb Eigenschaften beider Systeme in sich vereinigen. Das Charakteristische des sogenannten grammatischen Wissens besteht darin, daß es in der Regel dem Bewußtsein nicht zugänglich und deswegen von dem einzelnen, der über dieses Wissen verfügt, nicht expliziert werden kann. Dieser Typ von Wissen wird deshalb als „intuitive knowledge“ oder „tacit knowledge“ bezeichnet. Ein solcher Wissensbegriff steht aber im Widerspruch zu dem, was üblicherweise unter Wissen verstanden wird, nämlich daß es bewußt gemacht und von demjenigen, der über dieses Wissen verfügt, auch erklärt werden kann. Der Begriff „tacit knowledge“ ist also ein Widerspruch in sich. Chomsky

verwendet ihn deshalb in neueren Arbeiten nicht mehr, sondern ersetzt ihn durch den Terminus „cognize/cognizance“ (s. Fanselow/Felix 1987, S. 28-40).

Ähnlich wie das grammatische Wissen ist auch das Wissen über Bedeutung und Funktion der Funktionswörter den Muttersprachlern, die es besitzen, zum Teil unbewußt, so daß es fraglich ist, ob der Wissensbegriff, der den Termini „lexikalisches/enzyklopädisches Wissen“ zugrunde liegt, auf Funktionswörter anwendbar ist. Es ist deshalb sicher kein Zufall, wenn Linguisten, die sich speziell mit Funktionswortbedeutungen beschäftigen, die Frage stellen, ob unterschiedliche Typen von Bedeutungen anzunehmen sind.

Als besonders explizit sei hier die Meinungsäußerung von Burkhart (1979) angeführt, der in seiner Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Wörter dafür plädiert, von einem für alle Wortklassen gültigen Bedeutungskonzept abzusehen und drei Typen von Wortbedeutungen anzunehmen:

1. Namen
2. Vollwörter oder Begriffswörter
3. Funktionswörter (Synsemantika), die er weiter in
 - (a) kommunikative (Gesprächswörter) und
 - (b) grammatische (Artikel, Präpositionen, Konjunktionen, Adverbien und Abtönungspartikeln)

unterteilt. In Anlehnung an Wittgensteins Bedeutungstheorie identifiziert er die Bedeutung der Funktionswörter mit ihrem Gebrauch. Die Funktionswörter hätten, so meint er, „keine verbaliter zureichend“ explizierbare Bedeutung außer ihrem Gebrauch. Sie haben nur eine – kommunikative oder grammatische – Funktion, deshalb ist ihre Arbeits- und Verwendungsweise nur über die Beispiele der Sprachpraxis zu lernen. Hier sind Gebrauch und Bedeutung identisch (Burkhart 1979, S. 140). In der Identität von Gebrauch und Bedeutung besteht Burkhart zufolge die Spezifik der Bedeutung der Funktionswörter. Darin, so Burkharts von Wittgenstein abweichende Auffassung, unterscheiden sie sich von der Bedeutung der Eigennamen und der Vollwörter, die sich zwar auch in ihrem richtigen Gebrauch zeige, aber nicht mit diesem identisch sei. Wittgenstein hatte Identität von Bedeutung und Gebrauch für alle Typen von Wörtern angenommen.

Neben der von Burkhart vertretenen Auffassung, daß verschiedene Typen von Wortbedeutungen zu unterscheiden seien und der Meinung von

Lutzeier, es gebe keine ausreichende Motivation für die Annahme zweier Bedeutungstypen wollen wir auf die auch heute noch häufig anzutreffende Ansicht hinweisen, die im Laufe der Geschichte der Sprachwissenschaft vielfach variiert wurde (wie in diesem Kapitel gezeigt werden soll).

Lyons (1972, S. 445-448) weist sowohl auf die vorhandenen Gründe der Unterscheidung von „lexikalischer“ und „grammatischer“ Bedeutung hin als auch auf die Problematik der Klassifizierungskriterien. Aus seiner Darstellung geht besonders deutlich hervor, daß diese Grenze nicht klar definierbar ist und daß sie nicht eindeutig zwischen Wortschatz und Grammatik verläuft, sondern daß die Funktionswörter in einer solchen Einteilung eine unentschiedene Position einnehmen zwischen den „bedeutungshaften“ „Wortarten im eigentlichen Sinne“, den „Hauptredeteilen“ oder „Vollwörtern“, die eine „lexikalische Bedeutung“ haben und der „grammatischen“ oder „strukturellen Bedeutung“, die sowohl grammatische Elemente wie Tempus, Genus, Modus u.a. als auch Funktionswörter wie Pronomina, Präpositionen, Konjunktionen, Hilfsverben u.a. haben. Dieser Auffassung zufolge haben die „Vollwörter“ sowohl „lexikalische“ als auch „grammatische Bedeutung“, die Funktionswörter nur „grammatische Bedeutung“.

Der hier verwendete Begriff von „grammatischer Bedeutung“ trägt der Erkenntnis Rechnung, daß die Grenze zwischen Syntax und Semantik fließend ist, d.h., daß es keine eindeutige Zuordnung gibt, welche Typen von Bedeutungen nur grammatisch oder nur lexikalisch ausdrückbar sind. Es ist nicht universell, sondern nur einzelsprachlich entscheidbar, wo die Grenze liegt zwischen dem sprachlichen Inhalt, der morphologisch-syntaktisch ausgedrückt wird und dem, der im lexikalischen Bestand repräsentiert ist.

Angesichts der angedeuteten Schwierigkeit stellt sich für jemanden, der sich mit der Bedeutung der Funktionswörter beschäftigen will, zuerst die Frage, welche Fakten der Begriffsbildung Funktionswörter zugrunde liegen. Wir verbinden mit der folgenden Übersicht über einige der uns bekannten Klassifikationen zwar nicht die Hoffnung, dadurch eine Klärung der Frage, ob die Unterscheidung zweier Typen von Wortbedeutung nun tatsächlich begründet ist, zu erreichen. Es ist auch nicht möglich, die jeweiligen Auffassungen zu diesem speziellen Problem in den vollständigen Kontext der betreffenden linguistischen Theorien einzuordnen, deren Teil sie sind, so daß viele Zusammenhänge ungenannt bleiben werden. Trotz allem erscheint es uns aber doch nützlich, in einer Gegenüberstellung der Klassifizierungsversuche die Ähnlichkeiten und die Unterschiede der Kri-

terien und der daraus abgeleiteten Resultate zu zeigen. Wir hoffen damit wenn auch keine strenge Definition so doch eine bessere Einsicht in den ungenauen und vagen Begriff Funktionswörter zu gewinnen.

1.1. Synkategoriematische Ausdrücke. Theorien des Mittelalters

Wir beginnen mit den frühesten uns überlieferten Überlegungen zur Notwendigkeit einer Unterscheidung der Wörter in zwei Bedeutungstypen der genannten Art. Außerhalb der europäischen Tradition ist wohl die Einteilung in „volle“ und „leere“ Wörter entstanden, die schon in den ältesten chinesischen Grammatiken zu finden ist. Die chinesischen Wörter sind nicht wie in europäischen Sprachen von vornherein auf eine bestimmte Wortart zugeschnitten. In chinesischen Grammatiken werden sie unter Berücksichtigung ihrer Funktion in folgende Kategorien eingeteilt:

- (a) volle oder Stoffwörter,
- (b) leere oder immaterielle Formwörter.

Tesnière (1959), der diese Einteilung der chinesischen Grammatiken übernahm, urteilte, daß sie konsequent nur für flexionslose Sprachen, wie das Chinesische, durchführbar sei. Steinthal hatte schon früher (1863) die Unterscheidung in chinesischen Grammatiken wie folgt interpretiert:

„Wenn in bezug auf das Bewußtsein des Chinesen vom Laute seiner Sprache der indische Einfluß sicher ist, so scheint er doch in allem Anderen, was sonst noch der Chinese an Grammatik besitzt, zu fehlen. Namentlich was hier das Wichtigste ist und den Chinesen zu hoher Ehre gereicht, die Unterscheidung der „materialen und formalen Wörter“ „šī tsz“ und „hyü tsz“, die auch für die chinesische Sprache von besonderer Bedeutung ist. Gewöhnlich übersetzt man diese Ausdrücke „volle Wörter“ und „leere Wörter“, wie ich glaube, nicht dem Sinn des Urhebers dieser Termini entsprechend.

Denn „hyü“ bedeutet zwar ursprünglich „leer“, aber wird mehrfach metaphorisch verwendet. „sin hyü“ „im Herzen leer“, d.h. hoffnungslos; „hyü sin“ (dieselben Wörter, nur umgestellt) „ein leeres Herz haben“, d.h. demütig, nicht egoistisch, frei von Vorurteilen. Das „Leere“ ist für den Chinesen das Unwirkliche, Falsche, aber auch das Unkörperliche, Geistige; und so bedeutet es bei den Buddhisten die Abstraction. Also müssen wir auch das obige „hyü tsz“ als „abstracte, geistige Wörter“ auffassen, und das sind in der Tat die Formwörter. Dies beweist, daß im Gegensatze „šī, voll“ so viel bedeutet wie „konkret, materiell“.

Aus dem europäischen Raum sind die frühesten Überlegungen zu Wortklassen von den griechischen Grammatikern bekannt. Aristoteles unterscheidet *onoma*, *rhema* und *syndesmos*. Von einer Wortartenklassifika-

tion kann man aber hier noch nicht sprechen. *Onoma* und *rhema* sind keine Wortarten, sondern eher im Sinne von Subjekt und Prädikat gebraucht. Der Umfang der Wortmenge, die Aristoteles mit *syndesmoi* bezeichnet, ist strittig. So herrscht Unklarheit darüber, ob die Bezeichnung alle Wortarten erfaßt, die heute als Funktionswörter oder Synsemantika bezeichnet werden, oder nur die mit einer verbindenden Funktion meist unter Ausschluß der Artikelwörter.

Näheres zur Abgrenzung der *syndesmoi* in der griechischen Grammatik, s. Kärnä (1991).

Von den Grammatikern des Mittelalters sind die ersten umfangreichen Untersuchungen über das Wesen der synkategorematischen Ausdrücke bekannt. Wie es scheint, stützen diese Theoretiker sich auf Untersuchungen aus der Tradition der Stoiker, die offenbar stärker als die Aristoteliker sich für das Verhältnis zwischen kategoremischen und nicht kategorematischen Ausdrücken interessierten (Pinborg 1972, S. 32 und 35). Von den Stoikern stammt wahrscheinlich die in der Spätantike und dem Mittelalter bekannte Unterscheidung einer ersten und einer zweiten Namengebung. Danach bezeichnen Wörter der ersten Namengebung die Sachen direkt (*nomina rei*), die Wörter der zweiten Namengebung (*nomina nominis*) verstand man als Ergebnis erster Reflexionen über Wörter. Man kategorisierte sie und gab diesen Kategorien Namen. Wörter der zweiten Namengebung sind etwa Nomen und Verbum. Aber nicht nur *nomina nominum*, sondern auch logische Termini und Wörter, die nicht signifikativ, sondern in modistischer Terminologie „in suppositio materialis“ verwendet werden (z.B. *amare est verbum*) zählten zu den Wörtern der zweiten Namengebung oder der zweiten Intention. Alle diese Ausdrücke galten als nicht-kategorematische Ausdrücke. Kategorematische Ausdrücke sind nur solche der ersten Namengebung.

Diese erste Unterscheidung zweier Bedeutungstypen wurde nach ihrem Verhältnis gegenüber der Realität vorgenommen, eine Unterscheidung, die in der Folgezeit die Grundlage langer Diskussionen wurde.

Im Mittelalter war die Lehre von den Wortklassen dasjenige Gebiet, das überhaupt im Zentrum der Sprachforschung stand, und innerhalb dieses Gebietes zählen die theoretischen Untersuchungen über die synkategorematischen Ausdrücke zu den hervorragendsten eigenständigen Ergebnissen, die die Gelehrten jener Zeit zur Entwicklung der Sprachtheorie beisteuerten. So Boehner (1952) und Bursill-Hall (1971, S. 124).

Die synkategorematischen Ausdrücke, oder in einer nach formalen Kriterien gebildeten Terminologie des Mittelalters, die indeclinabiles, stellten für die Modisten ein besonderes Problem dar, weil sie mit den seit dem klassischen Altertum überlieferten Kriterien der Wortartenklassifizierung, die auf Kategorien der Realität basierten, nicht erfaßbar waren. Aristoteles und auch einige Grammatiker des Mittelalters konnten sie deshalb nicht zu den Wörtern im eigentlichen Sinne zählen. Die Hauptwortklassen waren diejenigen, die sich mit den Begriffen, die den aristotelischen Kategorien (der Realität) entsprechen, definieren ließen. Übrig blieben die Klassen, die als „minus principales“ eingestuft wurden. Das waren die indeclinabiles, die als „consignificantes“, als „syndesmoi“ ohne eigene Bedeutung galten.

Die Modisten waren in der Lage, sich diesem Problem zu stellen. Als Modisten werden die Grammatiker des Mittelalters bezeichnet, deren Forschungsgegenstand die „modi significandi“, die Bedeutungsweisen der Wörter waren. Dieses Gebiet war ein ganz zentraler Gegenstand der Grammatikforschung des Mittelalters, besonders im 13. Jahrhundert. Unter „modus significandi“ ist die die Wortklassen konstituierende Bedeutungsweise zu verstehen, also der Teil der Wortbedeutung, in dem sich *albus* von *albedo* oder *weiß* von *die Weiße* und *weißen* unterscheidet. Jeder Wortinhalt wird so aus einer Bedeutung, das ist der Inhalt, den *weiß*, *Weiße* und *weißen* gemeinsam haben, und einem *modus significandi* konstituiert.

Wenn aber, wie es Aristoteles und seine Nachfolger sahen, die Wörter die Begriffe bedeuten, und der Begriff wiederum das Wesen der Sachen ist, dann können die Nebenwortarten keine eigene Bedeutung haben. Es wurde deshalb in diesem Zusammenhang viel der Begriff „consignificare“ benutzt. Er betrifft die grammatischen Wortkategorien, die keine direkte Entsprechung in der Realität haben, wie die Quantoren, die Präpositionen und Konjunktionen. Diese haben selbst keine eigene Bedeutung, sie verbinden sich mit bedeutsamen Wörtern, um einen Sinn zu bekommen, sie haben eine Mitbedeutung. Im Laufe des Mittelalters erfuhr der Begriff „consignificare“ eine Bedeutungsveränderung. Er wurde dann für den kategorialen Bedeutungsanteil verwendet, den alle Wortarten besitzen, d.h. den Wortklassen konstituierenden Bedeutungsanteil, der vom „modus significandi“ bestimmt ist (Pinborg 1967, S. 31; Bursill-Hall 1971, S. 77; Stefanini 1973, S. 266).

Man kann feststellen, daß die Frage, die sich die Modisten stellten, auch in neuerer Zeit noch gestellt wird. Es ist die Frage, ob die indeklinablen

Wortarten, die nur eine allgemeine Beziehungsbedeutung haben, ihre eigene Bedeutung erst durch die Wörter erhalten, die sie verbinden und allein nicht bedeutsam sind, oder ob sie auch eine Eigenbedeutung haben.

Die Antworten der Grammatiker fallen da verschieden aus. Auch in der Frage, welche Wörter zu den synkategorematischen zu rechnen sind, besteht keine Übereinstimmung. Die Modisten konnten einen besseren Zugang zu der Bedeutungsweise der Synkategoremata finden, weil sie konsequent den Gedanken vertraten, daß die Wörter nicht die Sachen selbst sondern Begriffe bezeichnen, d.h. mentale Einheiten. Ihr Anliegen war es deshalb, die Wortklassen „modaliter“, d.h. nicht unter Rückgriff auf die bezeichnete Sache zu definieren, sondern mit Hilfe mentaler Einheiten, die ihrer Auffassung nach das Wesen der Wortklassen ausmachen.

Eine besonders intensive Beschäftigung der Modisten mit synkategorematischen Ausdrücken erfolgte im 13. Jahrhundert. In einem Traktat vom Anfang des 13. Jahrhunderts, das Roger Bacon zugeschrieben wird, aber möglicherweise zu Unrecht, wird die Bedeutungsweise synkategorematischer Termini bestimmt als „significatio per modum affectus“ und so der „significatio per modum conceptus“ der Hauptwortarten Nomen und Verb gegenüberstellt.

Diese auch schon vorher verwendete Art der Unterscheidung, die dazu diente, z.B. Interjektionen als Wörter zu kennzeichnen, die einen Affekt ausdrücken im Unterschied zu Wörtern, die einen Begriff bezeichnen, tritt nun in modifizierter Variante auf. In diesem Traktat werden nicht nur die Interjektionen, sondern auch die Bedeutungen aller anderen synkategorematischen Wörter als „significatio per modum affectus“ erklärt. Dieser Bedeutungsmodus wird jetzt ganz anders verstanden, ähnlich der heute den Funktionswörtern zugeschriebenen „operativen Bedeutung“ (vgl. Lang, 1977, S. 63-66 zur Bedeutung koordinierender Konjunktionen).

In dem Traktat aus dem 13. Jahrhundert wird am Beispiel der Negationspartikel folgendermaßen argumentiert: Es ist ein Fehler zu sagen, daß *non* die Negation bezeichne. Es bezeichnet nicht die Negation, sondern es ist ein sprachliches Mittel, das ein Sprecher als Instrument benutzt, um zu negieren oder zu verneinen, d.h., es ist die Funktion des Wortes *non* zu negieren (*non significat negationem, sed negat*).

Der gemeinte Unterschied der Bedeutungstypen kann auch so ausgedrückt werden: Das Substantiv *negatio* und das Verb *negare* haben eine Bedeutung „per modum conceptus“, während *non* eine Bedeutung

„per modum affectus“ hat. *Non* ist ein Beispiel für die Bedeutungsweise „per modum affectus“. Es ist zu verstehen als Zeichen (*nota*) der Nicht-Übereinstimmung, d.h. eines mentalen Zustandes.

In der gleichen Weise werden auch die Bedeutungen der anderen synkategorematischen Wörter erklärt. Zu diesen Wörtern zählen: *omnis* (jeder), *tantum* (nur), *si* (wenn), *et* (und), *vel* (oder), *an* (ob), *praeter* (außer), in moderner Terminologie: Quantoren, Gradpartikeln, Konjunktionen und Präpositionen. Sie alle bezeichnen ihre Funktion „per modum affectus“, d.h., sie sind Zeichen eines mentalen oder Seelenzustandes (*omne synkategorema est nota alcuus affectus animi*). Ausführlicher dazu Braakhuis (1979); Nuchelmans (1983, S. 100-105).

Nur wenig später (ca. 1230) entstanden die Traktate von Johannes Pagus, der wahrscheinlich aus Frankreich stammte, und von Petrus Hispanus, dem späteren Papst Johannes XXI. aus Südfrankreich oder Nordspanien. In diesen beiden Traktaten wird die Bedeutung der Synkategoremata in leicht modifizierter Terminologie, aber von einer ganz ähnlichen Auffassung her behandelt. Petrus Hispanus begreift die Bedeutung dieser Wörter als „significatio per modum exercitus“. Dadurch, daß sie eine Funktion ausüben und nicht eine Funktion bezeichnen, unterscheiden sie sich von den Begriffswörtern, deren Bedeutungsweise Petrus Hispanus als „significatio per modum conceptus“ kennzeichnet.

Johannes Pagus und Petrus Hispanus diskutieren die Frage am Beispiel der Wörter *tantum* und *solus*, die sie „*verba exclusiva*“ nennen. Heute zählen sie zur Gruppe der Gradpartikeln, die die einen als Adverbien, die anderen als Funktionswörter verstehen. Die Grammatiker des 13. Jahrhunderts betrachteten sie eindeutig als Synkategoremata, da sie die Exklusion oder den Ausschluß nicht bezeichnen, sondern die Funktion des Ausschließens ausüben (*ab exclusione exercita et non ab exclusione significata*). Sie fügen noch hinzu: Ähnlich wird eine Axt ein Hauwerkzeug genannt, nicht weil das Wort die Handlung des Hauens bedeutet, sondern weil die Axt die Funktion des Hauens ausübt (*ab incisione exercita et non ab incisione significata*).

Es sei dahingestellt, ob diese Parallele das Wesen der Dinge trifft oder nicht, sie macht doch deutlich, wo die Autoren den prinzipiellen Unterschied zwischen den beiden Bedeutungsweisen sahen: die Synkategoremata sind Wörter, die nicht einen Begriff bezeichnen, was in diesem

Kontext heißt, ein mentales Abbild eines außersprachlichen Gegenstandes, sondern sie üben eine spezielle Funktion aus, heute würde man sagen eine gedankliche oder mentale Operation.

Sie bestimmen damit die Beziehung zwischen unterschiedlichen Elementen des Satzes näher. Viel behandelt wird die spezielle Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat. Die durch das Wort *est* hergestellte *compositio* zwischen diesen beiden Satzteilen ist ein zentraler Gegenstand der Diskussion z.B. bei William von Shyreswood, nach dessen Auffassung die Satzbedeutung aus drei Konstituenten besteht: Subjekt, *compositio* und Prädikat. Das *synkategorematische* Wort, das die *compositio* ausdrückt, bestimmt die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat näher. *Synkategorematische* Termini sind nach der Auffassung von William von Shyreswood und einigen anderen Grammatikern des 13. Jahrhunderts solche Ausdrücke, die, da sie die Beziehung zwischen wesentlichen Teilen des Satzes näher bestimmen, im Prinzip eine nähere Bestimmung der gesamten Satzbedeutung vornähmen. Braakhuis (1979, Bd. 2, S. 510-516), der die eingehendste Untersuchung der Traktate des 13. Jahrhunderts über die *synkategorematischen* Termini gemacht hat, meint, daß diese Auffassung über die *synkategorematischen* Termini, die er die *syntaktische* im Gegensatz zur *semantischen* nennt, die im 13. Jahrhundert vorherrschende gewesen sei. In diesem Sinne sei die mittelalterliche Ausdrucksweise von dem den *indeklinablen* Wortarten eigenen „*modus disponentis*“, der die *allgemeine syntaktische* Beziehung dieser Wörter zu anderen Wörtern ausdrückt, aufzufassen.

Eine etwas andere Betrachtungsweise, die Braakhuis die *semantische* nennt, findet sich in dem wahrscheinlich von Nicolas von Paris stammenden Traktat (zwischen 1240 und 1250). Er behandelt die *synkategorematischen* Ausdrücke, zu denen er *Präpositionen*, *Konjunktionen* und die *Quantorenausdrücke* wie *omnis* und *nullus* zählt, als Wörter, deren Bedeutung weder dem „*modus affectus*“ der *Interjektionen* noch dem „*modus conceptus*“ der *Substantive* und *Verben* gleicht. Sie sind nicht Zeichen für Dinge, sondern Zeichen von Zeichen (*sicut signum signi*). Es handle sich deshalb bei diesen Zeichen (*signa*) um eine spezielle Bedeutungsweise innerhalb des „*modus conceptus*“. Zu den *signa* zählten die *signa quantitatis* *omnis*, *nullus*, *aliquis* u.a., die heute als *Quantorenausdrücke* bezeichnet werden und die *signa qualitatis*, das ist die *Kopula est* oder *non est*.

Nicolas von Paris verfolgt hier die auf den lateinischen Philosophen Boethius (480-524) zurückgehende Tradition, wonach nur diejenigen

Wortarten als *partes orationis* gelten, die eine „volle Bedeutung“ haben (*quidquid plenam significationem tenet*), so vor allem Verb und Substantiv sowie Partizipien, Adverbien, Pronomen und konventionelle Interjektionen. Dagegen sind Konjunktionen und Präpositionen für Boethius keine *partes orationis*, denn sie haben keine eigene Bedeutung, sie halten nur die bedeutsamen Teile der Rede zusammen ebenso wie die Kopula und die *signa quantitatis* (Nuchelmans 1973, S. 124). Aus dieser Tradition behalten die mittelalterlichen Grammatiker, die im Unterschied zu Boethius die *synkategorematischen* Ausdrücke ebenfalls als *partes orationis* ansehen, den Ansatz bei, wie sie ihre Bedeutungsweise verstehen. Nach Nicolas von Paris haben die *synkategorematischen* Ausdrücke selbst nur eine unbestimmte Bedeutung, die erst in der Verbindung mit den *kategorematischen* Wörtern, zu denen sie treten, näher bestimmt wird. Auf der anderen Seite können sie auch die Bedeutung der Wörter, zu denen sie treten, näher bestimmen. Hier finden wir die bis heute fortlebende Auffassung von der „Beziehungsbedeutung“ der *synsemantischen* Wortarten. Beide Auffassungen scheint Heinrich von Gent (ca. 1260) zu vereinigen, wenn er zwei Gruppen *synkategorematischer* Ausdrücke unterscheidet:

- (a) die *signa quantitatis*, die „*ratione suppositi*“ die Bedeutung *kategorematischer* Termini näher bestimmen und
- (b) solche Ausdrücke wie *est* und *non*, aber auch Präpositionen und Konjunktionen, die eine bestimmte Funktion in einem Satz ausüben, nicht aber diese Funktion bezeichnen (ähnlich hatte Petrus Hispanus argumentiert).

Eine weitere Beschäftigung mit den Theorien der Modisten würde noch viele interessante Einzelheiten zutage bringen, die zeigen, welche zentrale Rolle den *Synkategoremata* bei der Erkenntnis der Bedeutungsweisen der Wörter zugemessen wurde. Für unsere Frage, worin sich die Bedeutungen der *autosemantischen* und der *synsemantischen* Wörter unterscheiden, sind die Traktate der mittelalterlichen Grammatiker so ergiebig, weil diese Frage auch ihr Hauptgegenstand war. Ihr Thema war die Lehre von den Wortklassen. Anders als die modernen Grammatiker gingen sie bei der Klassifikation der Wortarten nach *semantischen* Kriterien vor. Gerade diese Herangehensweise führte sie an den Punkt, wo sich die Frage ergibt, ob es zwei *semantisch* prinzipiell zu unterscheidende Bedeutungsweisen gibt. Sie entschieden die Frage vorwiegend positiv.

Noch in einem weiteren Punkt gibt es eine prinzipielle Diskrepanz zwischen den Auffassungen der Modisten zu den Wortarten und modernen Sprachtheorien: Die Modisten sahen die Wortklassen als *Universalien* an

(Bursill-Hall 1971, S. 327-341). Heute wissen wir aufgrund umfangreicher typologischer Untersuchungen, daß die Sprachen sich nicht so sehr in der Zahl der autosemantischen oder offenen Wortklassen unterscheiden als vielmehr in der Zahl der synsemantischen oder geschlossenen (Schachter 1985).

1.2. Klassifikationen im 17. und 18. Jahrhundert

Neue Aspekte für die Klassifikation der Wortarten nach semantischen Typen zeigten sich im 17. und 18. Jahrhundert. Die in der Grammatik von Port-Royal (1660) verwendeten Kriterien für eine Unterscheidung zweier Typen führen zwar nicht zu einer Trennung von Auto- vs. Synsemantika, die wir eigentlich im Auge haben. Diese Klassifikation ist aber von so großem Einfluß auf spätere Theorien, daß wir sie trotzdem kurz darstellen müssen.

Die Unterscheidung der Autoren der „Grammaire générale et raisonnée“, Arnauld und Lancelot, beruhte auf der von ihnen entwickelten Theorie über menschliche Erkenntnis, die im sprachlichen Ausdruck das Ergebnis zweier Arten von Tätigkeiten des menschlichen Geistes sah. Sie glaubten in den Wortarten die zwei wesentlichen Tätigkeiten des Geistes in reiner Form ausgedrückt zu finden. So waren sie der Meinung, daß es Wortarten gibt, denen allein die Operation des Erkennens zugrunde liegt. Diese bezeichnen nach ihrer Auffassung „Objekte des Denkens“ und haben die Aufgabe, die Objekte der Erkenntnis zu benennen. Der zweite Typ von Wortarten umfaßt solche, die die „Art des Denkens“ bezeichnen. Mit ihrer Hilfe können Denkoperationen wie das Urteil ausgeführt und bestimmte Relationen zwischen den erkannten Objekten ausgedrückt werden.

| Wortarten, die „Objekte des Denkens“ bezeichnen | Wortarten, die die „Art des Denkens“ bezeichnen |
|-------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------|
| Nomen | Verben |
| Artikel | Konjunktionen |
| Pronomen | Interjektionen |
| Partizipien | |
| Präpositionen | |
| Adverbien | |

Das von den Autoren von Port Royal benutzte Kriterium für die Klassifikation beruht auf einer Unterscheidung solcher Wortarten, die Eigenschaften von Objekten im weiteren Sinne bezeichnen, von anderen Wortarten, die Relationen zwischen Objekten bezeichnen. Arnauld und Lancelot waren der Meinung, daß diese Wortarten unterschiedliche geistige Operationen zum Ausdruck bringen. Die Wortarten, die die „Objekte des Denkens“ bezeichnen, drücken eine andere geistige Tätigkeit aus (die Operation des Erkennens von Objekten) als die anderen Wortarten, die die „Art des Denkens“ bezeichnen. Diese letzteren Wortarten sind, so meinten die Autoren, mehr oder weniger reiner Ausdruck geistiger Operationen des erkennenden Subjekts und nur mittelbar auf die Objekte bezogen, die sie in Beziehung zueinander setzen. Der erste Typ von Wortarten seien also solche, die Begriffe aus der äußeren Welt des erkennenden Subjekts bezeichnen, der zweite Typ bezeichne die geistigen Operationen selbst.

Es ist interessant zu sehen, daß, anders als bei den Modisten, Präpositionen in diesem Modell als Bezeichnungen verstanden werden, die bestimmte Gegebenheiten der Realität zum Ausdruck bringen, während Konjunktionen geistige Operationen ausdrücken, die Relationen zwischen gedanklichen Einheiten herstellen. Der Gesichtspunkt, der in anderen Klassifikationen Präpositionen und Konjunktionen zusammenfaßt, ist hier unberücksichtigt. Auf der anderen Seite werden die Verben aufgrund ihres relationalen Aspekts den Ausdrücken für gedankliche Operationen zugeordnet, der in ihnen ausgedrückte Realitätsbezug bleibt unberücksichtigt.

Die Diskussion darüber, was und wie die Wörter bedeuten und wie sie aufgrund dessen zu gruppieren sind, wird auch im 18. Jahrhundert fortgeführt. Unter den englischen Sprachtheoretikern James Harris (1751) und John Horne Tooke (1798-1803) gibt es eine Debatte dazu, die auch am Anfang des 19. Jahrhunderts von John Fearn (1824-1827) fortgesetzt wurde. Harris' Unterscheidung zwischen „principal“ und „accessory words“ reflektiert die Einteilung in kategorematische und synkategorematische Termini. Seine Auffassung ist noch geprägt von der Tradition der Universalgrammatik, wenn auch vielleicht nicht der Grammatik von Port-Royal, da, wie Joly (1976) bemerkt, diese im 18. Jahrhundert in England nicht sehr bekannt gewesen sein soll. Er nimmt die schon in der Antike verwendete Unterscheidung von Haupt- und Nebewortarten wieder auf, ohne aber die Vorstellung seiner klassischen Vorgänger beizubehalten, daß nur die Hauptwortarten eine Bedeutung haben. Für

ihn haben alle Wörter eine Bedeutung, wenn auch verschiedenen Typs. Er unterscheidet zwischen der absoluten Bedeutung der Hauptwortarten und der relativen der Nebenwortarten. Harris vergleicht die Hauptwortarten mit den Grundbausteinen eines Gebäudes. Sie bestehen selbst dann weiter, wenn der Bau zerstört ist. Die Nebenwortarten gleichen dagegen den in den oberen Teilen des Bauwerks, den Gewölben, verwendeten Schlußsteinen. Sie halten den Bau zusammen und bleiben nur erhalten, solange das Gebäude als Ganzes besteht. Harris' Unterscheidungskriterium ist die semantische Funktion des Wortes. Die beiden Hauptgruppen sind jeweils noch einmal unterteilt, so daß entsprechend ihrer Funktion vier Wortartgruppen unterschieden werden:

| Hauptwortarten (absolute Bedeutung) | | Nebenwortarten (relative Bedeutung) | |
|----------------------------------------|------------------------------------|----------------------------------------------|------------------------------------|
| Substantive bedeuten Substanz | Attribute bedeuten Attribute | Determinierende bedeuten Determination | Konnektive bedeuten Relation |
| Nomen | Verb (u. Partizip) | Artikel | Konjunktion |
| Pronomen | Adjektiv Adverb | Demonstrativ- pronomen | Präposition |

Während Harris (1751) noch die Position der Universalgrammatik vertritt, findet bis zum Ende des Jahrhunderts in England ein Wechsel der Perspektive statt, der sich in den Auffassungen von John Horne Tooke (1798-1801) dokumentiert. Beeinflußt von den Ideen Lockes, die er weiterentwickeln will, ist es Tookes Absicht nicht mehr, die sprachlichen Phänomene aus einer universellen Disposition des menschlichen Denkens zu erklären, sondern er unternimmt es, die Sprache als einen gesonderten Untersuchungsgegenstand gegenüber der Logik, der Wissenschaft vom Denken, zu etablieren, ohne dabei aus dem Auge zu verlieren, daß Sprache und Denken nicht ohne ihre gegenseitige Abhängigkeit zu analysieren sind (Bergheaud 1979).

Locke hatte postuliert, daß die Sprache als beobachtbares Phänomen den Ausgangspunkt der Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Sprache und Denken bilden sollte und nicht die in allen Sprachen zum Ausdruck kommenden Denkopoperationen, wie die Anhänger rationalistischer Sprachtheorien meinten.

Tookes Kritik an Harris, die nicht in allen Punkten als zutreffend betrachtet werden kann, ist Ausdruck dieses fundamentalen Gegensatzes. Sie betrifft auch die Wortartendiskussion.

Tookes Zweiteilung der Wörter in solche, die Begriffe und andere, die Relationen bezeichnen, läuft im Grunde auf eine ähnliche wie die rationalistische von Port-Royal hinaus. Was beide Auffassungen prinzipiell unterscheidet, ist die theoretische Basis. Die Autoren von Port-Royal sahen in der Existenz dieser zwei Typen von Wortarten den Ausdruck allgemein-menschlicher Denkprozesse.

Tooke nahm die Sprache in erster Linie als Kommunikationsmittel und sah die Erklärung für die Entstehung der zwei Typen von Wortarten (begriffliche und relationale Bedeutung) in den Bedürfnissen der Kommunikation. So sind die in den Substantiven ausgedrückten begrifflichen Bedeutungen Ausdruck des Denkens, das wiederum auf Sinneswahrnehmung beruht; die relationalen Ausdrücke, vor allem die Verben, haben die Aufgabe, in der Kommunikation die Beziehungen zwischen den Begriffen kenntlich zu machen. Die Notwendigkeit, die Relationen zwischen den Begriffen zu bezeichnen, tritt Tooke zufolge erst in der Kommunikation auf, diese Relationen sind keine vorsprachlichen konzeptuellen Relationen. Außer den Begriffen, die die Sinneseindrücke verarbeiten und den Verben, die in der Kommunikation die Relation zwischen diesen bezeichnen, seien alle anderen Wörter nur Abkürzungen, die einer schnellen und ökonomischen Verständigung dienen, oder sie sind Zeichen für andere Wörter. Diese Zeichen repräsentieren in abgeleiteter oder verkürzter Form die Wörter der Hauptwortklassen. Bei der semantischen Analyse der „traditionellen“ Wortarten Konjunktion, Präposition, Artikel gehe es also darum, ihre Bedeutung auf die Hauptwortarten zurückzuführen. Präpositionen z.B. seien im Grunde Bezeichnungen für Imperative, die normalerweise durch Verben ausgedrückt werden. *With* „mit“ etwa habe die Bedeutung „join = verbinde!“. Diese Idee Thookes ist originell, eine überzeugende Demonstration seiner Theorie fehlt jedoch (Bergheaud 1979, S. 27-28). Aus dieser Position muß Tooke Harris' Analyse der Konjunktionen kritisieren. Er wirft ihm vor, sie einmal als Wörter ohne Bedeutung, dann wieder als Wörter mit einer Art unbestimmter Bedeutung angesehen zu haben.

Die gleiche Einteilung in zwei Hauptwortklassen, Zeichen für Substantive und Zeichen für Relationen, nimmt John Fearn (1824–1827) wieder auf. Nach seiner Überzeugung gibt es „TWO and ONLY TWO, kinds of signals – namely – Signs of Subjects or Quantities, and Signs of Operations between this Subjects or Quantities“.

Zeichen für Subjekte oder Quantitäten sind die Substantive. Er beklagt, daß Philosophen und Grammatiker sich vorwiegend mit dieser Wortklasse

beschäftigen. Dabei sei es eigentlich nicht die Aufgabe des philosophisch orientierten Grammatikers, sich mit der Bedeutung einzelsprachlicher Substantive zu beschäftigen. Die Aufgabe der Bedeutungsdefinition sei den Logikern, Philosophen und den Experten der betreffenden Gebiete zu überlassen. Aus sprachlicher Sicht interessieren die semantischen Kategorien der Substantive und Substantivgruppen nur insofern, als die Bedingungen erforscht werden müssen, unter denen sie mit den „signs of operations“, die die Substantive verbinden, vereinbar sind.

Nach Fearn's Auffassung ist es also die vordringliche Aufgabe des Sprachforschers, die Zeichen für Operationen und Relationen, das sind die Verben und die Präpositionen, zu untersuchen, die die wesentliche Rolle beim Aufbau des Satzes und der Satzbedeutung spielen.

Die Bedeutung dieser beiden Typen von Wortarten vergleicht Fearn mit der Sprache der Mathematik und definiert so die Zeichen für Operationen und Relationen als zweistellige Operatoren:

„Every Sign of an Operation in Algebra must have a Sign of some Quantity on Each Side of it; between which Two Signs of Quantities the Sign of an Operation serves as a Bridge of Logical Connection ...“ (1824–1827, S. 9).

Natürlich bekommt er mit dieser Definition einige Schwierigkeiten bei der Erklärung der einstelligen Verben. Seine Auffassung, daß die natürliche Sprache und die Sprache der Mathematik im Grunde ein- und dasselbe seien, bedeutet aber eine entschiedene Abkehr von der klassischen Doktrin der allgemeingültigen Subjekt-Prädikat-Struktur von Sätzen aller Art.

Die gleiche logisch-semantische Funktion wie die Verben haben nach Fearn's Auffassung auch die Präpositionen, die Fearn „minor verbs“ nennt. Diese Auffassung steht im Widerspruch zu der Tookes, die Fearn deswegen heftig kritisiert (vgl. a. Brekle 1976).

Eine weitere Diskussion gab es um das Jahr 1700 zwischen Locke (1690) und Leibniz (1703–1705) um die Bedeutung der „particles“, womit die Synsemantika wie Kopula, Negationspartikel *not* sowie Präpositionen und Konjunktionen gemeint waren.

Locke widmet ein ganzes Buch seines 1690 entstandenen „Essay concerning human Understanding“ der Funktion der Wörter in der Sprache. Sein Hauptanliegen besteht dabei darin nachzuweisen, wie die Ideen, die die Wörter bezeichnen, ihren Ursprung in der Sinneswahrnehmung haben und nicht angeboren sind. Der größte Teil der Wörter bezeichnet diese

Ideen. Locke sagt über die Funktion der Wörter in der Sprache: „Words in their primary or immediate signification signify nothing but the ideas in the mind of him that uses them“.

Kretzmann (1976, S. 334) macht aber darauf aufmerksam, daß Locke diese seine Hauptthese zur Wortbedeutung nicht für alle Arten von Wörtern für zutreffend hält. Er macht ausdrücklich folgende Ausnahmen: propositionale Konnektive, die Kopula und das Wort *not*. Diese synkategorematischen Wörter, die Locke in dem kurzen Kapitel über die „particles“ behandelt, zählt er nicht zu den Namen für Ideen, sondern sie bedeuten „the connexion that the mind gives to ideas, or to propositions, one with another“. Ihre Aufgabe ist es, eine bestimmte mentale Tätigkeit des Sprechers anzuzeigen, „to show or intimate some particular action of the mind of him that uses them“.

Es scheint also, daß Locke auch eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen der Art der Bedeutung der kategorematischen und der synkategorematischen Wörter macht. In dem Kapitel über die „particles“ führt Locke aus:

Außer den Wörtern, die dazu dienen, die Ideen, die man im Sinn hat, zu bezeichnen, gibt es eine Menge anderer, die man verwendet, um die Verbindung zu bezeichnen, die der Geist zwischen den Ideen oder Sätzen einer Rede herstellt. Für die Kommunikation sind diese Art Wörter, die „particles“, wichtig: vor allem die Kopula, außerdem Präpositionen und Konjunktionen. Die Partikeln zeigen an, welche Verbindung der Geist zwischen seinen Gedanken herstellt. Locke meint auch, daß der Teil der Grammatik, der sich mit den Partikeln beschäftigt, bisher vernachlässigt worden sei, im Unterschied zu Kategorien wie Kasus und Genus, über die viel geschrieben werde. Präpositionen und Konjunktionen werden in Grammatiken nur kurz erwähnt, über den Gebrauch und die Bedeutung der Partikeln findet man kaum etwas, man muß sich selbst Gedanken darüber machen.

Um Gebrauch und Bedeutung dieser Wörter zu erklären, genüge es nicht, nach Art der Wörterbücher das Äquivalent in einer anderen Sprache anzugeben, denn es ist sehr schwer, in der einen wie in der anderen Sprache zu verstehen, was genau mit diesen Wörtern gemeint ist. Sie sind Indikatoren für unterschiedliche geistige Tätigkeiten oder von etwas, das man zu verstehen geben will. Um also richtig zu verstehen, was sie bedeuten, muß man sorgfältig die verschiedenen Sehweisen, Situationen, Begrenzungen, Ausnahmen und andere Gedanken analysieren, die wir

mit Substantiven nicht ausdrücken können, weil es keine dafür gibt oder sie unvollkommen sind. Es gibt eine große Vielzahl dieser Art von Gedanken, die die Zahl der Partikeln, die es in der Sprache gibt, übersteigt. Aus diesem Grund haben die Partikeln mehrere Bedeutungen wie z.B. *but*, die oft sogar entgegengesetzt sind. Weiteres Nachdenken könne ergeben, daß manche Partikeln den Inhalt eines ganzen Satzes umfassen wie die Antwortpartikeln *ja* und *nein*.

Mit Lockes Auffassung über die Bedeutung der Partikeln setzte sich Leibniz (1703-1705) auseinander, im Stile der Zeit in einem fiktiven Dialog. Leibniz kritisiert Lockes Analyse der Bedeutung von *but*, die diesem als Beispiel für seine These diente, daß die Partikeln in der Regel stark polysem sind. Leibniz vertritt dagegen die Meinung, daß die Partikeln eine einheitliche sprachliche Funktion haben, die er „sprachlichen Wert“ nennt. Dem einheitlichen sprachlichen Wert stellt er die unterschiedlichen „Redebedeutungen“ gegenüber. Die gemeinsame Funktion der vier von Locke angegebenen Gebräuche von *but* in unterschiedlichen Kontexten sieht Leibniz darin, daß es immer eine Grenze markiert und mit „und nicht mehr“ zu umschreiben wäre. Der Meinungsstreit von Locke und Leibniz über die Partikelbedeutung basiert auf der Unverträglichkeit bedeutungsmaximalistischer und -minimalistischer Positionen. Ausführlicher zu dieser Diskussion in Brauß (1993).

1.3. Auffassungen über Autosemantika und Synsemantika in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Im 19. Jahrhundert scheint die Frage der semantischen Typen nicht so intensiv verfolgt worden zu sein. Wir stellen hier nur die Beiträge von Humboldt aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts und von H. Paul aus der zweiten Hälfte vor, die zeigen, in welchem Kontext die Problematik zu jener Zeit gesehen wurde und wenden uns dann gleich den Auffassungen des 20. Jahrhunderts zu.

Humboldts Betrachtungsweise ist dabei nicht einmal ein Beispiel für eine strikte Unterscheidung zweier Bedeutungstypen. Er unterschied bei den Wörtern, die die Sprachen hervorbringen, folgende Arten von Bedeutung (1830–1835, S. 103):

„Es gibt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die große Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit;

bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschließliche Wesen der Bedeutung aus".

Humboldt sieht in diesen beiden Typen von Wörtern den Ausdruck der „objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache". Ausdruck des subjektiven Anteils der Sprache sind die Personalpronomen, die Präpositionen und die Interjektionen.

In den Wörtern kommen aber auch noch weitere Seiten der Gedankenbildung zum Ausdruck, die Humboldt ähnlich wie bereits die Grammatiktheoretiker des 18. Jahrhunderts auffaßte: „Die Ideenentwicklung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Verknüpfung derselben zum Gedanken". (1830-1835, S. 120)

Anders als die Grammatiker von Port-Royal nahm Humboldt aber nicht an, daß diese beiden unterschiedlichen Denkopoperationen sich in zwei unterschiedlichen Wortarttypen manifestieren, sondern er fand in bestimmten Wortarten beide Denkopoperationen gleichzeitig präsent. Als vollkommenste Einheit beider Seiten betrachtet Humboldt die Bildung von Satzkonstruktionen durch Flexion. Den Abbau der Flexionen in späteren Stadien mancher Sprachen sieht er als Verarmung an. Ihre Funktion übernehmen grammatische Hilfsörter wie Hilfsverben und Präpositionen, die nun die Mittel sind, um Beziehungen zwischen den Elementen im Satz auszudrücken.

„An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hilfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichter Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hilfsörter aber werden die Flexionen entbehrlicher und verlieren allmählich ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes." (1830-1835, S. 240-241)

So erkennt Humboldt die Funktions- oder Hilfsörter als solche Mittel, die teils Beziehungen im Satz, teils Beziehungen zwischen Sätzen ausdrücken. Die letzteren sind die Konjunktionen. Aber, so bemerkt Humboldt ebenfalls, die grammatischen Hilfsörter sind nicht die einzigen Mittel um Beziehungsbedeutung auszudrücken, denn auch das Verb hat vor allem diese Funktion.

Wie es scheint, können wir aus Humboldts Äußerungen keine Klassifikation entnehmen, nach der der Wortvorrat sich gliedert in solche Wörter,

die Begriffe bezeichnen und andere, die Beziehungen ausdrücken. Wenn Humboldt auch diese beiden Funktionen sprachlichen Ausdrucks unterscheidet, so nimmt er doch nicht an, daß die Wörter nur entweder die eine oder die andere Funktion ausdrücken. Präpositionen und Hilfsverben betrachtet er offenbar als rein grammatische Hilfsörter, die Beziehungen innerhalb des Satzes anzeigen, ebenso Konjunktionen, die Beziehungen zwischen Sätzen ausdrücken. Vollverben aber, die keine Hilfsörter sind, drücken wie die Hilfsverben ebenfalls Beziehungen aus. Eine strenge Trennung zwischen Wortarten, die nur Beziehungsbedeutung und anderen, die nur Begriffsbedeutung ausdrücken, nimmt Humboldt deshalb nicht an, weil er die Verbbedeutung als Kombination beider Aspekte erkennt.

1.3.1. Hermann Paul (1880), Selbständige und Verbindungswörter

H. Pauls Interesse an den Wortarten gilt in erster Linie ihrer Entwicklung. Dabei hat er nicht wie Humboldt den typologischen Aspekt im Auge, die Entwicklung von „synthetischen Sprachen“ mit zahlreichen Flexionsformen zu „analytischen Sprachen“, in denen häufiger Hilfs- oder Funktionswörter als Ausdruck grammatischer Relationen erscheinen.

Bei ihm finden wir eine Unterscheidung zwischen selbständigen Wörtern, die fähig sind, als Satzglieder zu dienen, und solchen, die Satzglieder verbinden, den Verbindungswörtern.

Zu den Verbindungswörtern rechnet er vor allem Präpositionen und Konjunktionen. Diese sind aus ursprünglich selbständigen Wörtern entstanden, indem sie erst okkasionell, dann regelmäßig als Verbindungswort verwendet wurden. Ein solcher Prozeß ist abgeschlossen, wenn die ehemals selbständigen Wörter ihre Bedeutung eingebüßt haben und in ihrer Konstruktion die ursprüngliche Wortart nicht mehr erkennbar ist. Da es sich um einen Prozeß handelt, gibt es eine Reihe von Übergangsstufen, auf denen die Zuordnung zu einer Wortklasse schwierig ist. Erst am Ende der Bedeutungsentwicklung ist die eindeutige Klassifizierung eines solchen Wortes als Verbindungswort möglich.

Der Übergang von einer Kategorie in eine andere ist auch bei den selbständigen Wortarten möglich, z.B. zwischen Substantiv und Adjektiv und zwischen Verb und Substantiv.

Präpositionen haben sich oft aus Adverbien und substantivischen Konstruktionen entwickelt, Konjunktionen aus konjunktionalen Adverbien und Pronomina. Diese Wörter sind schon satzverknüpfend, bevor sie reine

Konjunktionen werden. Eine Grenze zwischen diesen Wortarten läßt sich schwer ziehen. Die Entwicklung zur Konjunktion hängt von dem Grade ab, bis zu welchem der Ursprung des Wortes verdunkelt ist.

Eine Grenzziehung ist infolge der ständigen Entwicklung von Form und Inhalt der Wörter für alle Wortarten oder Redeteile schwierig. Es gibt immer Übergangsstufen. Deshalb können mit den üblichen Unterscheidungskriterien Bedeutung, Funktion und Verhalten des Wortes in bezug auf Flexion und Wortbildung keine scharf begrenzten Wortklassen gebildet werden, sondern es wird immer Zweifelsfälle geben. Auch die Grenze zwischen Präpositionen und Konjunktionen ist unscharf (Kap. 20: Die Scheidung der Redeteile).

Bei aller Unschärfe der Grenzen und trotz der Feststellung, daß Elemente der unterschiedlichsten Wortarten als bloße Bindeglieder im Satz fungieren können, meint Paul doch eine grammatische Kategorie von Wörtern unterscheiden zu können, die Verbindungswörter. Seine Definition dieser Wortklasse, zu der er vor allem Präpositionen, Konjunktionen und die Kopula zählt, lautet wie folgt:

„Verbindungswort nenne ich ein Wort, welches die Funktion hat, das Verhältnis zwischen zwei Begriffen anzugeben, welches daher auch nur neben zwei solchen Begriffen funktionieren kann, so daß es weder für sich noch auch bloß mit einem Begriff verbunden etwas Selbständiges darstellen kann. Verbindungswort zwischen Subjekt und Prädikat ist die Kopula“ (1880, Kap. 16, S. 294).

1.3.2. Anton Marty (1908), Autosemantika und Synsemantika

Diese auch heute noch verwendete Begriffsbildung geht auf Marty (1908) zurück, der die Frage der Bedeutungstypen am Beginn unseres Jahrhunderts wieder aufgriff. Es ist aber nicht zu übersehen, daß Marty die Begriffe in einem Sinne verwendete, den sie heute nicht mehr haben. Wir referieren seine Überlegungen ausführlicher, weil sie heute kaum noch bekannt sind, obwohl hier der Ursprung der heute viel benutzten Termini liegt.

Seine Ausführungen versteht Marty als Auseinandersetzung mit der Sprachtheorie, die u.a. Humboldt, Steinthal und Wundt vertraten, und die Marty „gedanklich-sprachlichen Parallelismus“ nennt. Gemeint ist die Auffassung, daß bestimmte sprachliche Mittel einen bestimmten Inhalt zum Ausdruck bringen. Marty war der Meinung, daß dieses Prinzip in der Sprache nicht durchgängig funktioniere, so daß man bei der Sprachbetrachtung scharf zwischen Form- und Bedeutungsproblemen zu unter-

scheiden habe. Er erklärt, daß es ein Irrtum sei zu denken, daß „das sprachliche Gewand ein durchaus getreues Abbild der gedanklichen Welt und ihrer Struktur darbiere“. Gerade solche Sprachmittel, die er, wie wir sehen werden, „logisch nicht begründete Synsemantika“ nennt, erhärten in seinen Augen diese These.

Er kritisiert auch Husserl (1900/01), der sich in sprachlichen Dingen sonst Marty's Auffassungen zu eigen machte, dafür, daß er unbewußt dem Parallelismusgedanken anhängt, indem er jedem Redestück, das keine selbständige Funktion hat, eine unselbständige Bedeutung zuordnet.

Marty's Grundauffassung besteht darin, daß alle sprachlichen Mittel dazu dienen, psychische Phänomene auszudrücken oder hervorzurufen. Als Schüler Franz Brentanos (1874) übernimmt er dessen Einteilung psychischer Phänomene in drei Grundklassen: Vorstellung – Urteil – Gemütstätigkeit (= Interessenphänomene). Diesen drei psychischen Grundklassen entsprechen als sprachlicher Ausdruck

| | | | | |
|----------------------------------|---|------------------------------|---|------------------------------------------------------------------------------------------|
| Vorstellungs- suggestive : | - | Aussagen | - | interesseheischende Äußerungen (= Emotive), das sind: Wunsch, Bitte, Befehl, Frage |
| | | └──────────────────────────┘ | | |
| Namen | | Rede (Sätze) | | |

Namen sind vor allem Substantive wie *Haus, Baum, Mensch*. Namen können aber auch komplexe Ausdrücke sein wie *großes Haus* oder *der Garten, in dem blühende Bäume stehen*. Namen und Sätze in diesem Sinne sind selbstbedeutende Sprachmittel oder Autosemantika, da sie für sich allein den vollständigen Ausdruck eines für sich mitteilbaren psychischen Phänomens bilden.

Synsemantika sind dagegen solche Mittel, die nicht für sich selbst, sondern nur mit anderen zusammen bedeutsam sind, sie finden sich überall dort, wo der sprachliche Ausdruck syntaktisch gegliedert ist. Zu den Synsemantika zählt Marty Konjunktionen, Präpositionen, Adjektive und gewisse Verbformen *geht, sitzt, gehen, ging*, aber nicht die Imperativformen, diese sind Autosemantika. Synsemantika sind auch die Kasus obliqui (z. B. *des Vaters*, nicht aber der Vokativ, der ein Interessephänomen bedeutet), gewisse Nebensätze (*welcher kommt, daß es regnet, als er mich sah*) und auch die von Marty grammatisch genannten Abstrakta (*Kälte, Röte, Größe, Unmöglichkeit*) sowie gewisse Wortteile (*fort-gehen, Kirch-turm*). Außerdem kennt Marty auch averbale Synsemantika wie Wortstellung und Intonation.

Keine Synsemantika, sondern Autosemantika sind nach Marty die Personalpronomen, da sie begriffliche Vorstellungen bedeuten. Sie sind zwar mehrdeutig, da sie eine potentielle Bedeutung haben und erst im Redezusammenhang aktuellen Sinn erhalten, die Mehrdeutigkeit sei jedoch nicht mit Synsemantie zu verwechseln.

So ergibt sich natürlich die Frage, inwiefern neben den Reden (den Aussagen und den interesseheischenden Äußerungen wie Bitten, Befehlen, Wünschen und Fragen) auch Redeteile, nämlich die Vorstellungssuggestive oder Substantive und die Personalpronomina selbstbedeutend sind, während andere Wortarten wie Verben und Adjektive das nicht sind. Marty räumt damit unter den Wortarten den Substantiven einen Sonderstatus ein. Daß er sich dessen bewußt war, zeigt seine Klassifikation der Autosemantika in

- (a) theoretische Autosemantika, das sind die Substantive, relativ selbständige Redeelemente, die aber allein keine Rede ergeben und
- (b) praktische Autosemantika, die Aussagen und Emotive.

Die Sonderstellung der Substantive als Autosemantika bei Marty ist die Konsequenz seiner auf Brentano (1874) zurückgehenden Sprachtheorie, der zufolge die Autosemantika oder semasiologischen sprachlichen Einheiten Ausdruck der drei psychischen Grundklassen Vorstellung, Urteil und Gemütsätigkeit sind. Damit bricht Marty mit der tradierten aristotelischen Einteilung der Wortarten in kategorematische und synkategorematische. Marty kritisiert diese Klassifikation als einerseits zu weit, da die kategorematischen Einheiten auch die Prädikatsausdrücke wie *sitzt*, *geht* umfassen, die nicht selbstbedeutend genannt werden könnten (selbstbedeutend wären: *er geht*, *er sitzt* als Urteilsausdrücke oder *Geher*, *Sitzender* als Vorstellungsausdrücke). Andererseits sei die Klasse der kategorematischen Ausdrücke zu eng begrenzt, denn die Aristoteliker hätten komplexere sprachliche Einheiten wie die Urteile und die Interessenphänomene nicht einbezogen.

Damit ist schon deutlich geworden, daß Martys Klassifikation nach Auto- und Synsemantika nicht vorrangig eine Wortartenklassifikation ist. Die Wortartenkategorien sind nicht die obere Grenze dieser Klassifikation, wohl aber die untere. Das Wort ist für Marty die kleinste Einheit, die entweder als auto- oder als synsemantisch bezeichnet werden kann. Autosemantisch sind nur Substantive und Personalpronomen, die anderen Wörter sind für sich allein synsemantisch. Marty beschäftigt sich auch mit der Frage, ob auch kleinere Einheiten wie Wortbestandteile eine se-

mantische Funktion, wenn auch nur im Sinne der Synsemantika haben können. Er entscheidet sich so, daß im Prinzip nur das ganze Wort entweder eine autosemantische oder eine synsemantische Funktion haben kann, Wortbestandteile nur dann, wenn sie vom naiven Sprecher noch als Redeglieder empfunden werden (*Kirch-turm, fort-gehen, vor-setzen*). Diese vom naiven Sprecher (nicht vom Grammatiker) noch erkennbaren bedeutungsvollen Wortbestandteile will Marty als „sekundäre Synsemantie“ behandeln.

Was sind nun die eigentlichen Synsemantika? Aus obiger Aufzählung von Beispielen ist schon erkennbar, daß auch die Klasse der Synsemantika nicht auf Wörter bzw. Wortarten begrenzt ist. Auch größere Einheiten, z.B. Nebensätze, können synsemantisch sein.

Die Funktion der Synsemantika besteht nach Marty darin, mit anderen Sprachmitteln zusammen ein Vorstellungssuggestiv (*grüner Baum, das Haus im Garten*), eine Aussage (*da geht der Vater*) oder ein Emotiv (*bring mir den Hut*) zu bilden. Für sich allein können sie keine begriffliche Vorstellung und keinen vollständigen Gedanken ausdrücken. Der Gedanke, den ein synsemantisches Sprachmittel für sich allein erweckt, ist nur ein vorläufiger oder, wie Marty sich ausdrückt, „ein Stück konstruktiver innerer Sprachform“. Er hält Husserls Gedanken für falsch, mitbedeutende Sprachmittel drückten in jedem Fall so etwas wie ein adäquates unselbständiges Gedankenstück aus. Eine solche Vorstellung versteht er als Ausdruck des „gedanklich-sprachlichen Parallelismus“, den er kritisiert, vor allem in der Form, wie Wundt ihn darstellte. Es sei ein Irrtum, meint Marty, zu glauben, einem Substantiv entspreche ein Substantivbegriff, dem Adjektiv ein Adjektivbegriff, dem Verb ein Zustands- oder Tätigkeitsbegriff etc. Ein solches Vorgehen hieße, an die Sprache einen ihr wesensfremden Maßstab anlegen.

Martys Einteilung der Synsemantika beruht auf seiner Vorstellung, einige der Synsemantika drückten in der Tat unselbständige Gedankenglieder aus, wie Husserl meint. Diese Sprachmittel nennt Marty

(a) **l o g i s c h b e g r ü n d e t e S y n s e m a n t i k a**. Sie sind Ausdruck dessen, daß einer syntaktisch gegliederten Rede eine analoge Zusammensetzung des ausgedrückten Inhalts entspricht. Logisch begründete Synsemantika gibt es in allen drei sprachlichen Bereichen, die den psychischen Grundkategorien entsprechen. Unter den Vorstellungssuggestiven gibt es Begriffssynthesen, die sprachlich analog durch Kombination von Adjektiv und Subjektiv (*grüner Baum*) oder durch Substantiv und Relativsatz

(*Stadt, die bevölkert ist*) gebildet sind. Ausdruck solcher Begriffssynthesen sind z.B. auch die Kasus obliqui (*der Hut des Vaters*), die eine bestimmte Relation, hier ein Besitzverhältnis ausdrücken.

Beispiele für logisch begründete Synsemantika im Rahmen von Aussagen sind *daß*-Nebensätze als Relationsausdruck für vorgestellte Urteile. Auf dem Gebiet der Emotive sieht Marty in den Verbmodi und auch in averbalen Mitteln wie Intonation und Wortstellung logisch begründete Synsemantika.

Marty hat den angekündigten zweiten Band seiner Untersuchungen zur Sprachphilosophie, der den Synsemantika gewidmet sein sollte, nicht mehr fertiggestellt. Seine Gedanken dazu sind in kürzeren Arbeiten verteilt. Funke (1928) hat diese zusammenhängend dargestellt. Es sind aber trotzdem Widersprüchlichkeiten erkennbar: Obwohl die Synsemantika grundsätzlich Ausdrucksmittel der Wortebene sein sollten, zeigen doch etliche der Beispiele für logisch begründete Synsemantik, daß Marty im einzelnen oft auch andere Ausdrucksmittel (morphologische, syntaktische und intonatorische) als synsemantisch verstand.

Seltsam ist Martys Interpretation der von ihm gebildeten zweiten Gruppe synsemantischer Sprachmittel, von denen er annimmt, daß dieser keine analoge Gliederung im Gedanklichen entspricht:

(b) l o g i s c h n i c h t b e g r ü n d e t e S y n s e m a n t i k a . Innerhalb dieser Gruppe von Synsemantika unterscheidet Marty wiederum zwei Untergruppen.

(α) Die erste hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Gruppe (a), den logisch begründeten Synsemantika. Auch diese Art der Synsemantika ist Ausdruck gedanklicher Dekomposition, die aber in diesem Fall nur fiktiv sei, meint Marty. Beispiele hierfür sind sogenannte „modifizierende Beiwörter“. Darunter versteht er Adjektive, Adverbien und Wortbestandteile, die keine Attribution ausdrücken (Attribute sind logisch begründete Synsemantika und unter (a) einzureihen), sondern den Sinn des Wortes verändern, zu dem sie treten (*ehemaliger* Schauspieler, *vermeintlicher* Verbrecher, *Eisblume*, er ist *angeblich* verweist). Die gedankliche Gliederung, die diesen Wortkombinationen zugrunde liegt, ist keine einfache Synthese wie etwa die Bildung *kaltblütiger Verbrecher*. Ein vermeintlicher Verbrecher ist, so argumentiert Marty, nicht eine spezielle Art von Verbrecher, sondern ein Mensch, von dem irrtümlich behauptet werde, er sei einer. Die gedankliche Gliederung, die diesen Wortkompositionen zugrunde liegt, ist wesentlich komplizierter als der sprachliche Ausdruck,

die einfache Kombination von Adjektiv und Substantiv. Hier läge somit eindeutig keine parallele Gliederung von gedanklichem und sprachlichem Ausdruck vor im Unterschied zu der unter (a) aufgeführten Kombination von Adjektiv und Substantiv, der eine analoge Begriffsbildung entspräche.

Auch Abstrakta wie Farbe, Größe, Wort oder Substantiv, die Marty „grammatische Abstrakta“ nennt, seien nicht Ausdruck von Vorstellungen wie andere Substantive, sondern vielmehr Hypostasen von Akzidenzien, Relationen oder Urteilstvorstellungen. Somit liegt hier kein Fall von Parallelismus zwischen der sprachlichen Form und gedanklichem Inhalt vor.

(β) In der zweiten Gruppe logisch nicht begründeter Synsemantika faßt Marty solche Wörter zusammen, die eine stenogrammartige sprachliche Verkürzung von Gedanken darstellten oder die in ihrer Gliederung die sprachliche Struktur verdeckt bzw. falsch wiedergäben. Zu dieser Gruppe zählt er eine Reihe derjenigen Wörter, die nach heutiger Auffassung zu den eigentlichen Synsemantika oder Funktionswörtern gezählt werden, nämlich die Negationspartikel, die Präpositionen, Konjunktionen und Satzadverbien. Diese Wortarten geben nach Marty die gedanklichen Strukturen, die ihnen zugrunde liegen, ebenfalls falsch wieder. Wie das gemeint ist, erläutert er an der Bedeutung der Konjunktionen und Satzadverbien. Konjunktionen stehen nach seiner Auffassung stenogramm-artig verkürzend für einen Aussagesatz, etwa in folgender Art: Ein Konjunktionalsatz mit *aber* z.B. steht verkürzend für drei Aussagesätze: die beiden Teilsätze und den durch *aber* ausgedrückten Aussagesatz. Statt des Satzes *Der April ist da, aber das Frühlingswetter ist ausgeblieben.* kann man gleichbedeutend drei andere Sätze sagen:

- (1) *Der April ist da.*
- (2) *Das Frühlingswetter ist ausgeblieben.*
- (3) *Die eine Tatsache ist das Gegenteil dessen, was die andere erwarten ließe.*

Auch solche Adverbien versteht Marty als Äquivalente von Aussagen, die heute Satzadverbien genannt werden, z.B. *notwendigerweise*, *möglicherweise*. Der Satz *Das ist notwendigerweise so.* wäre dekomponierbar in zwei Sätze:

- (1) *Das ist so.*
- (2) *Daß es so ist, ist notwendig.*

In Marty's Sinne sind also die nach heutigem Verständnis typischen Synsemantika im Grunde Autosemantika, da sie ganze Aussagen ausdrücken. Funke (1928, S. 56) zitiert Marty, der zu diesem Paradox folgenden Standpunkt vertritt:

„Wenn jemand an unserer Behauptung, daß *aber* ein Äquivalent einer Aussage sei, sofern Anstoß nähme, als er sagte, es sei doch unpassend zu behaupten, *aber* sage etwas aus, so möchte ich ihm antworten, das sei allerdings unpassend. Aber dies nicht, weil dadurch das Urteil in keinem Sinn, sondern bloß, weil es synsemantisch abbrevierend ausgedrückt ist und man unter Aussage ein Autosemantikum versteht.“

1.3.3. Edmund Husserl (1900/01), Selbständige und unselbständige Bedeutungen

Husserl, der wie Marty aus der Prager Schule Franz Brentanos hervorging, war in seinen Untersuchungen auf die logischen Grundlagen sprachlicher Erscheinungen orientiert. Diese Orientierung ließ ihn an „die alte Idee einer allgemeinen, und spezieller, die einer apriorischen Grammatik“ anknüpfen, wie sie die Rationalisten des 17. und 18. Jahrhunderts konzipierten. Er übernimmt den Gedanken, daß gewisse universelle Gesetzmäßigkeiten alle Sprachen beherrschen, so daß die Sprachforschung unterscheiden muß zwischen den für jede Sprache unterschiedlichen physiologischen, psychologischen und kulturhistorischen Fundamenten und den wesentlichen Bedeutungsformen und „apriorischen Gesetzen“ ihrer Komplexion bzw. Modifikation (1928, S. 338).

Mit dieser Methode der Grammatikforschung werde ein ideales Gerüst bloßgelegt, das jede faktische Sprache in verschiedener Weise mit empirischem Material ausfülle. Die theoretische Erforschung dieses Gerüsts muß deshalb eines der Fundamente aller Untersuchungen über Einzelsprachen sein. Diese reine Formenlehre umfaßt folgende grundlegende Bedeutungstypen: die Grundformen der Sätze, die komplexen Satzformen, die Ausdrücke der Pluralität, der Negation, der Modalität etc. Diese und andere Bedeutungstypen sind in allen Sprachen anzutreffen, und es ist zu untersuchen, wie diese Typen in den Einzelsprachen ausgedrückt werden.

Husserl betont, es sei ein Unterschied zwischen zwei verschiedenen logischen Sphären zu machen, denen die in der Sprache feststellbaren Bedeutungskategorien angehören. So gäbe es einerseits die Gesetze der Bedeutungskomplexion. Sie bestimmen, nach welchen Gesetzen Bedeutungen aus unterschiedlichen Bedeutungskategorien sich zu einer größeren sinn-

vollen Bedeutungseinheit vereinigen können. Wenn diese Gesetze verletzt werden, entstehen sinnlose, unsinnige Verknüpfungen wie z.B. *ein rundes Viereck*. Ein Gegenstand, der einer solchen Verbindung in der Realität entspräche, existiert nicht, deshalb kann man sagen: die Einzelbedeutungen *rund* und *Viereck* sind unverträglich. Sinn und Unsinn solcher Verbindungen betrifft die mögliche Existenz von Gegenständen oder die mögliche Wahrheit von Sachverhalten.

Logische Gesetze dagegen sind etwas anderes. Sie regeln, ob eine Verknüpfung unabhängig von möglicher Wahrheit einen Sinn ergibt. Husserl legt Wert auf diese Unterscheidung. Sie ist dadurch feststellbar, daß die Verletzung der logischen Gesetze nicht nur unsinnige Bedeutungen ergibt, denen zwar keine Existenz in der Realität entspricht wie *rundes Viereck*, die aber trotzdem irgendwie verständlich sind. Die Verletzung der logischen Gesetze, so sagt Husserl, ergibt Widersinn, das sind völlig unverständliche Verknüpfungen, z.B. *ein rundes oder, ein Mensch und ist*.

Im letzteren Fall sind grammatische Regeln verletzt. Diese rein logisch begründeten Regeln beruhen u.a. auf der von Husserl als wesentlich erachteten Unterscheidung zweier prinzipieller Bedeutungskategorien, der selbständigen und der unselbständigen Bedeutungen. Es ist etwas schwierig festzustellen, wie Husserl diese Unterscheidung begründet. Er sagt dazu (1928, II, S. 312):

Einem Bedeutungsakt „gehört eine Gesamtbedeutung zu, jedem Teilakt eine Teilbedeutung (ein Bedeutungsteil, der selbst wieder eine Bedeutung ist). Demgemäß werden wir eine Bedeutung selbständig nennen, wenn sie die volle und ganze Bedeutung eines konkreten Bedeutungsaktes ausmachen kann, und unselbständig, wenn dies nicht der Fall ist.“

Unselbständige Bedeutungen können nur in Verknüpfung mit gewissen anderen, sie ergänzenden Bedeutungen Konkretion gewinnen. In diesem Sinne sind Synkategorematika unselbständige Bedeutungen. Die Bedeutung isolierter, „herausgerissener“ Synkategorematika kann man sich nur im Zusammenhang einer umfassenderen Bedeutung klarmachen, z.B. die Bedeutung von *und* im Zusammenhang 'a und b' oder von *gleich* im Zusammenhang 'a gleich b'.

Das Wesen dieser unselbständigen Bedeutungen besteht darin, daß sie die verknüpfenden Formen sind, mit deren Hilfe Zusammensetzungen zu größeren Bedeutungseinheiten entstehen. Den in den Synkategoremata vorhandenen Verknüpfungsmöglichkeiten liegen nach Husserl

apriorische Gesetzmäßigkeiten zugrunde. Diese universell geltenden Gesetzmäßigkeiten bestimmen Zahl und mögliche Formen von Bedeutungsverknüpfungen, d.h., die Möglichkeit der Verknüpfungen sind nicht völlig frei, die Bedeutungen passen nur in bestimmter Weise zusammen.

1.3.4. Ernst Otto (1954), Begriffsbedeutung und Beziehungsbedeutung

Ernst Otto setzt sich mit Martys und Husserls Bedeutungstheorien auseinander und kommt zu dem Schluß, daß nicht entscheidbar sei, welche Wörter als selbständige Begriffswörter, als Autosemantika und welche als unselbständige Glied-, Form-, Funktionswörter oder Synsemantika anzusehen sind. Er selbst rechnet auch Präpositionen und Konjunktionen zu den Begriffswörtern. Im Unterschied zu den Substantiven und Adjektiven bezeichnet er sie als „begriffliche Relationswörter“ oder „Bezugswörter“. Er meint, daß man nicht unterschiedliche Typen von Wortbedeutungen annehmen kann, etwa Autosemantika und Synsemantika, sondern daß in allen Typen von Wörtern sowohl lexikalische als auch syntaktische Mitbedeutung enthalten sei. Diesen Gedanken hatte schon Humboldt angedeutet. Otto führt ihn weiter aus:

„... so wird man nach all dem Gegeneinander der Ansichten dahin gedrängt, nicht etwa einzelne Wörter nach ihren Bedeutungen klassifizieren zu wollen, sondern vielmehr an den Wörtern zu sondern: 1. die lexikalische Begriffsbedeutung, 2. die syntaktische Mitbedeutung, die wir die Beziehungsbedeutung nennen wollen. ... Es ist also grundsätzlich zwischen der syntaktischen Beziehungsbedeutung der Beziehungsmittel und der begrifflichen Bedeutung der Substantive, Adjektive, Verben, auch der Präpositionen und Konjunktionen zu unterscheiden, die alle volle Begriffswörter sind. Die beiden letzteren fasse ich der Klarheit wegen als „Relationswörter“ (Bezugswörter) zusammen, um sie von den syntaktischen „Beziehungsmitteln“ zu unterscheiden.“ (Otto 1954, S. 16 u. S. 18)

1.3.5. Henning Brinkmann (1950/51), „Höhere“ und „niedere“ Wortarten

H. Brinkmann ist ein sehr konsequenter Vertreter einer Richtung, die wiederum eindeutige Hinweise darauf zu erkennen glaubt, daß zwischen zwei Typen von Wortarten zu unterscheiden sei. Er klassifiziert die Wortarten in erster Linie nach semantischen, in zweiter nach morphologischen Kriterien mit der Begründung, die semantische Charakteristik der Wortart entstehe dadurch, daß der Mensch in der Lage ist, die Außenwelt durch besondere inhaltliche oder begrifflich-geistige Prägung in verschiedene sprachliche Ausdrücke zu formen. Die Sprache bilde so

eine „Zwischenwelt“ zwischen Mensch und Außenwelt. Diese Auffassung kommt auch bei anderen Vertretern der sogenannten „inhaltbezogenen Grammatik“ zum Ausdruck, bei Brinkmann besonders deutlich.

Jede Wortart drücke eine besondere Auffassung der Welt aus, und sie sei gekennzeichnet durch eine bestimmte Formenwelt, die sich in der Rede entfalte.

Dieser Charakteristik entsprechen im eigentlichen Sinne nur die Wortarten, die Brinkmann die „höheren“ nennt, Substantiv, Adjektiv und Verb. Sie erfassen unabhängig vom Satz die Welt auf eigene Weise und verfügen als höhere Art über eine differenzierte und bewegliche Gestalt.

Andere Wortarten dagegen, die Konjunktionen und Präpositionen, führen in der Sprache ein niederes, untergeordnetes Dasein. Sie sind nicht in der Lage, die Welt auf besondere Weise abzubilden, sie sind nur Mittel der Rede, Wörter im Dienst. Wegen ihrer stets gleichbleibenden Funktion haben sie auch eine unveränderliche Gestalt. Die Aufgabe der Konjunktionen ist es, der Auffassung eine bestimmte Richtung zu weisen und die der Präpositionen, die Gegenstände und die Geschehen auf Raum und Zeit zu beziehen. In einer Veröffentlichung von 1962 hat Brinkmann den Präpositionen allerdings wegen ihrer inhaltlichen Beziehung zur Außenwelt eine andere Stellung zugewiesen.

1.3.6. Heinrich Hempel (1954), Fügwörter (= syntaktische Wörter)

Eine eindeutige Korrelation zwischen Wortarten und Bedeutungsweisen nimmt auch Hempel an. Wie Brinkmann unterscheidet auch er zwischen solchen Wortarten, die Teile der Wirklichkeit benennen wie die Nennwörter Substantiv, Adjektiv, Verb und Adverb oder auf sie verweisen wie die Zeigwörter, d.h. die deiktischen Wörter und Pronomen. Einen besonderen Wortarttyp erkennt Hempel in den Modalwörtern (Modalverben, Satzadverbien und Interjektionen), die nicht die Wirklichkeit wiedergeben, sondern die Stellungnahme des Subjekts zur Wirklichkeit. Die Fügwörter dagegen beziehen sich nach Hempels Darstellung überhaupt nicht auf die Wirklichkeit.

Ihre Aufgabe ist es, die in den Substantiven und Verben dargestellten Wirklichkeitsstücke zu einem Ganzen (einem Satz oder Satzgefüge) zusammenzufügen und zu organisieren. Diese ihre ordnende Funktion wird oft als rein formal und bedeutungsleer angesehen. Tatsächlich aber seien sie nur in der Hinsicht bedeutungsleer, als sie nicht auf Teile der Wirklich-

keit verweisen. Ihre Bedeutung erschöpfe sich eben im geistigen Ordnen dieser Teile.

Aber nicht allein die „Beziehungsbedeutung“ charakterisiere die Fügwörter als syntaktische oder synsemantische Wortklassen, Hempel betrachtet auch ihr Verhältnis zur Wirklichkeit als entscheidendes Charakteristikum. Aus diesem Grunde sieht er die Präpositionen nicht als synsemantisch an, denn ein großer Teil von ihnen verweise auf Koordinationen in Raum und Zeit. Er rechnet sie zum „Wirklichkeitsbestand“, zu den Nennwörtern, unter denen auch die Substantive, Adjektive, Verben und Adverbien sind.

Als typische Fügwörter betrachtet Hempel die Konjunktionen. Sie stiften rein gedankliche Beziehungen. Das heiße nicht, daß diese Beziehungen ganz wirklichkeitsfremd wären. Sie drücken z.B. Gesetzmäßigkeiten wie die Kausalverhältnisse aus, die er als Teil der Wirklichkeit ansieht. Konjunktionen bieten die Möglichkeit, Beziehungen zwischen Sätzen auf zweierlei Weise auszudrücken: parataktisch und hypotaktisch. Die hypotaktischen Fügungen schaffen eine engere Bindung und erzeugen eine perspektivische Gliederung der Gedanken in Vorder- und Hintergrund. Der Unterschied beider Fügungen sei rein sprachlich, nichts in der Wirklichkeit entspreche ihm.

Weitere Fügwörter sind nach Hempel verdunkelte Präpositionen wie z.B. *zu*, das sich zur Infinitivpartikel entwickelt hat, oder Kasuswörter, die weniger im Deutschen, aber im frz. *à*, *de* auftreten.

Die Wortarten seien nicht klar voneinander zu trennen. So seien Pronomen vor allem Deiktika, erfüllten aber zugleich auch die syntaktische Aufgabe, Sätze in Beziehung zueinander zu setzen.

Auch Hempel vertritt das Konzept der „geistigen Zwischenwelt“, die die Sprache als Verbindung zwischen Mensch und Wirklichkeit bildet. Und auch hier finden wir eine Wertung der Wortklassen, aber genau mit umgekehrten Vorzeichen. Brinkmann betrachtete die Funktionswörter als niedere Wortarten, die nicht die besondere geistige Gestaltung der Wirklichkeit wiedergeben können. Hempel dagegen sieht im Fügwort die höchste gestalterische Kraft der Sprache repräsentiert:

„Die höchste schöpferische Wirksamkeit der Sprache offenbart sich im Fügwort, hier ist ein Gestalten der Welt als einer spezifisch sprachlichen, einer „Zwischenwelt“. Der gestalterische Zug greift aber aus auf die anderen Richtungen; auf die Modalwörter in den alten Modi und wieder in den Modalverben mit ihren Verdichtungserscheinungen, auf die Zeigwörter in der subtilen Durch-

gestaltung des Systems der Pronomina. Und was die Nennwörter betrifft, zieht er die Wortklassen zur Satzfunktion heran, für die sie nicht eigentlich geschaffen waren." (Hempel, Ausg. 1965, S. 254)

1.4. Auffassungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu Autosemantika und Synsemantika

Unter dem Einfluß von Theorien, in denen die Forderung erhoben wird, daß die Linguistik die Aufgabe zu erfüllen habe, die dem Sprachsystem inwohnende Struktur zu erkennen und formal nachzubilden, ist seit der Mitte des 20. Jahrhunderts das Bestreben erkennbar, auch in Wortartklassifikationen die Struktur der Sprache deutlich werden zu lassen.

Besondere Bedeutung erlangte das Klassifikationsmodell von Fries (1952), der wie die frühen Strukturalisten sprachliche Strukturen nur auf der formalen Ebene zu erkennen glaubt, nicht aber auf der inhaltlichen. Seine Klassifikation der Wortarten basiert deshalb auf rein formalen Kriterien, sie wurde später auch von anderen verwendet und abgewandelt. Wir behandeln hier unter semantischem Gesichtspunkt die formalen Klassifikationen, die wie die von Fries (1952) und Schachter (1985) auch inhaltlich interpretiert sind. Die rein formalen wie die von Bergenholtz/Schaeder (1977) werden nicht berücksichtigt.

Tesnière (1959) steht ebenfalls in der Tradition des Strukturalismus. Er hat eine eigene Richtung begründet, aus der die Valenztheorie hervorging.

In den 60er und 70er Jahren erkannte man Strukturen auch auf der inhaltlichen Seite der Sprache, besonders im Wortschatz. Aus dieser Zeit stammen viele Arbeiten zur semantischen Struktur des Wortschatzes. Wir stellen hier die Auffassungen von Coseriu (1964) und Schippan (1984) dar, die sich ausdrücklich mit der Frage der Autosemantika und Synsemantika beschäftigen.

1.4.1. Charles C. Fries (1952), Formklassen und Funktionswörter

Fries kritisiert die traditionelle Wortartenklassifikation, die schon aufgrund ihrer Einteilung nach uneinheitlichen Gesichtspunkten unbrauchbar sei. Insbesondere wendet er sich dagegen, die Bedeutung als Mittel linguistischer Klassifikationen und Definitionen zu verwenden. Ihm geht es darum, die formalen Strukturen zu beschreiben, die strukturelle Bedeutungen signalisieren. Auch die Wortarten oder „parts of speech“ seien nicht nach inhaltlichen, sondern nach rein formalen Kriterien als „form-classes“ zu beschreiben.

Die Formklassen im Sinne von Fries werden bestimmt durch die gleiche Funktion bzw. Position im Satz, und sie unterscheiden sich untereinander durch eine Reihe von formalen Kriterien. Mit der Substitutionsmethode ist rein formal bestimmbar, welche Wörter die gleiche Position im Satz einnehmen können und damit zur gleichen Formklasse gehören. Zur Bestimmung der Formklassen verwendet Fries drei Satzmuster („patterns“):

- A. The concert was good.
- B. The clerk remembered the tax.
- C. The team went there.

Auf diese Weise erhält er vier Formklassen.

Klasse 1: Alle Wörter, die für *concert*, *clerk*, *tax* und *team* eingesetzt werden können.

Klasse 2: Wörter wie *was*, *remembered* und *went*

Klasse 3: Wörter wie *good*

Klasse 4: Wörter, die die Position von *there* einnehmen können.

Mit dieser Methode ist die „strukturelle Bedeutung“ der Wörter feststellbar, das sind die Eigenschaften, die ein Wort für eine bestimmte Position im Satz geeignet machen. Zur Feststellung der strukturellen Bedeutung ist die „lexikalische Bedeutung“ der Wörter nicht notwendig.

Fries' Bedeutungsbegriff geht auf die Schule des amerikanischen Deskriptivismus zurück, die sich unter dem Einfluß von Bloomfield (1933) entwickelt hatte. Ausführlicher dazu vgl. Helbig (1965 und 1970). Auch Bloomfield vertrat das Prinzip, alle sprachlichen Phänomene in physikalistischen statt in mentalistischen Begriffen erklären zu wollen, und erklärte Bedeutungen für ungeeignet als Werkzeug der Linguistik. Das bedeutet jedoch nicht, daß Bloomfield die Bedeutung ignoriert hätte. Er war der Meinung, daß Sprache auf Bedeutung Bezug nähme, zählte diese aber nicht zur Sprache selbst.

Fries' Auffassung zur Bedeutung ist in diesem Punkt anders. Er unterscheidet zwischen struktureller Bedeutung, die er als zur Sprache gehörig ansieht, und lexikalischer Bedeutung der Wörter, die er als außersprachlich und nicht systemhaft der Sprache eigen betrachtet.

Außer den vier großen Formklassen unterscheidet Fries 15 Funktionswortklassen. Die Klassifikation (A-O) erfolgt wieder aufgrund der Substitutionsmethode, rein formal. Die so gewonnenen vier Formklassen und 15 Funktionswortklassen entsprechen bis zu einem gewissen Grade den

Wortarten der traditionellen Grammatik. Eine vollkommene Parallelität besteht nicht, die Zuordnung ist bei einzelnen Klassen auch sprachabhängig:

Formklasse 1: Substantive
 2: Verben
 3: Adjektive
 4: Adverbien

Funktionswörter A: Artikel, adjektivische Pronomina, Numeralia
 B: Modalverben
 C: Negationspartikel
 D: Gradadverbien
 E: koordinierende Konjunktionen
 F: Präpositionen
 G: *do* als Hilfsverb
 H: *there*
 I: Fragewörter
 J: subordinierende Konjunktionen
 K: Antwortmarker (*well, oh, now, why*)
 L: Antwortpartikeln *yes, no*
 M: attention-getting signals (*look, say, listen*)
 N: Höflichkeitsfloskel *please*
 O: *lets* (in Aufforderungen)

Formklassen und Funktionswortklassen gleichen sich darin, daß sie alle formal ohne Zuhilfenahme von Bedeutungskriterien durch Substitutionstests zu ermitteln sind. Fries ist aber der Meinung, daß es Gründe gibt, zwischen zwei Arten von Wörtern zu unterscheiden, den mit den Ziffern 1–4 bezeichneten Formklassen und den mit den Buchstaben A–O bezeichneten 15 Funktionswortklassen. Die letzteren haben Gemeinsamkeiten, die sie von den vier Formklassen unterscheiden:

1. Rein statistisch ist der Wortbestand der vier Formklassen nahezu unendlich, der der Funktionswortklassen begrenzt. Fries nennt 154 Einheiten, die sich auf 15 Klassen verteilen. Ihre Frequenz ist jedoch sehr hoch, in dem von ihm verwendeten Material machen sie ein Drittel des Wortbestands aus.

2. Die Wörter aus den vier großen Formklassen haben außer der strukturellen Bedeutung eine von dieser klar unterscheidbare lexikalische Bedeutung. Bei Funktionswörtern dagegen ist es schwierig, neben der strukturellen Bedeutung, die sie haben, eine lexikalische Bedeutung festzustellen.

Als wichtigste Eigenschaft der Funktionswörter, die sie vor allem von den Formklassen unterscheiden, nennt Fries die Tatsache, daß die Funktion, die sie anzeigen, nicht wie bei den Substantiven oder Verben rein strukturell erkennbar ist, d.h. ohne Kenntnis der lexikalischen Bedeutung. Ein Substantiv z.B. ist im Satz als solches erkennbar, auch wenn seine spezielle Bedeutung nicht bekannt ist. Deshalb seien auch Nonsens-Sätze in ihrer Struktur erkennbar. Die Struktur der Sätze

The man came

The boys came

als Aussagesätze ist ohne Kenntnis der lexikalischen Bedeutung der Substantive möglich. Der Satz

Who came

ist dagegen nur als Fragesatz zu identifizieren, wenn die Bedeutung von *who* als Fragewort bekannt ist. Deshalb, so meint Fries, bestehe die Besonderheit der Funktionswörter darin, daß sie spezielle Einheiten mit speziellen strukturellen Bedeutungen sind, die bei jeder Einheit extra gelernt werden müßten.

Fries' Auffassung zur Wortbedeutung ist kurz zusammengefaßt folgende:

1. Die Wörter, aus denen ein einfacher Satz (minimum free utterance) besteht, haben eine strukturelle und eine lexikalische Bedeutung. Die strukturelle Bedeutung eines Wortes ist aus formalen Merkmalen und seiner Position im Satz erkennbar und dieser strukturellen Bedeutung gemäß einer bestimmten Formklasse zuzuordnen.
2. Die lexikalische Bedeutung, die die Wörter der Formklassen 1-4 außerdem haben, ist diejenige, die für jedes einzelne Wort jeder dieser Klassen in Wörterbüchern verzeichnet ist. Die Gesamtbedeutung von Sätzen wie von Wörtern ist die Summe aus struktureller und lexikalischer Bedeutung. Die lexikalische Bedeutung ist für das Verständnis der jeweiligen strukturellen Bedeutung nicht notwendig.
3. In erweiterten Sätzen (expanded single free utterances) kommen außer Wörtern aus den genannten Formklassen andere, Funktionswörter genannte Einheiten vor, die nur eine strukturelle Bedeutung haben. Eine lexikalische Bedeutung ist bei Funktionswörtern nicht oder nur sehr schwer erkennbar.

1.4.2. Lucien Tesnière (1959), Volle und leere Wörter

Auch Tesnière verwirft die traditionelle Wortartenklassifikation mit 10 Wortarten wegen der Verschiedenheit der zugrunde gelegten Kriterien. So seien Verb, Substantiv, Artikel und Partizip aufgrund ihrer Eigenart, Pronomen, Adjektiv, Adverb und Konjunktion aufgrund ihrer Funktion, Präposition und Interjektion aufgrund ihrer Position bestimmt. Außerdem beruhe die Zahl 10 auf der Wortartenklassifikation für die lateinische Sprache, was nicht unbedingt auf andere Sprachen übertragbar sei.

Tesnière selbst unterscheidet nach semantischen Kriterien zwei Hauptwortarten: volle und leere Wörter. Volle Wörter sind danach solche mit einer semantischen Funktion, deren Ausdrucksform unmittelbar mit einer Vorstellung verbunden ist. Leere Wörter dagegen haben keine semantische Funktion. Sie sind bloße grammatische Hilfsmittel, deren Aufgabe darin besteht, die Kategorie der vollen Wörter anzugeben, zu präzisieren oder auch zu ändern und die Beziehungen zwischen vollen Wörtern zu regeln.

Die Unterscheidung zwischen vollen und leeren Wörtern, so erklärt Tesnière, ist nur in bestimmten Sprachen strikt durchgeführt wie besonders im Chinesischen. Die Termini „volle Wörter“ und „leere Wörter“ habe er deshalb auch der Stilistik des Chinesischen entnommen. Die meisten europäischen Sprachen vereinigen volle und leere Elemente in einem Wort. Diese Art von Wörtern nennt Tesnière „composites“. Die „composites“ sind volle Wörter, denn durch ihr volles Element sind sie Träger einer semantischen Funktion.

Neben der Untersuchung auf semantischer Ebene zwischen vollen und leeren Wörtern führt Tesnière eine parallele Unterscheidung auf struktureller Ebene zwischen „konstitutiven“ und „subsidiären“ Wörtern ein. Konstitutive Wörter wie Substantive und Verben können eine strukturelle Funktion übernehmen, subsidiäre Wörter wie Artikel und Präpositionen nicht. Konstitutive Wörter sind autonom, sie können im Satz auch ohne begleitende subsidiäre Wörter auftreten, während subsidiäre Wörter keinen Eigenwert haben und nur in Abhängigkeit von konstitutiven Wörtern auftreten können. Für ihre Funktion in der Sprache gebraucht Tesnière folgendes Bild: Die konstitutiven Wörter sind die Bausteine des Satzes, die subsidiären Wörter der Mörtel, der sie fest miteinander verbindet.

Eine dritte mögliche Einteilung der Wörter nach morphologischen Kriterien in variable und invariable stellt Tesnière der Vollständigkeit halber

den anderen beiden Einteilungen gegenüber. Dabei ergibt sich eine, allerdings unvollständige Parallelität. Konstitutive Wörter sind in der Regel variabel, subsidiäre Wörter in der Regel invariabel. Die Veränderlichkeit der Wörter hänge wohl damit zusammen, ob sie struktural gesehen konstitutiv oder subsidiär sind, aber sie habe semantisch gesehen nichts damit zu tun, ob sie voll oder leer sind. Hier bestehe allenfalls ein indirekter Zusammenhang insofern, als konstitutive Wörter dazu tendieren, zugleich volle Wörter zu sein. Volle Wörter sind zwar häufig variabel und leere Wörter häufig invariabel, aber diese Korrelation ist keineswegs obligatorisch. So gibt es volle, aber invariable Wörter, z.B. die Adverbien und in manchen Sprachen die Adjektive. Umgekehrt gibt es auch leere, aber veränderliche Wörter wie die Auxiliärverben.

Zu den vollen Wörtern gehören Substantive, Adjektive, Verben und Adverbien. Diese Wortarten bezeichnet Tesnière als Ecksteine der Sprache. Die leeren Wörter sind grammatische Werkzeuge und deshalb zur funktionalen Syntax zu rechnen. Tesnière klassifiziert sie nach Art der Funktionen, die ihnen zukommt. Er unterscheidet zweierlei Funktionen der leeren Wörter:

1. Junktive modifizieren den Aufbau eines Satzes in quantitativer Hinsicht. Sie ermöglichen es, die Elemente eines Satzes dadurch zu vermehren, daß volle Wörter oder Nexus miteinander verbunden werden. Typische Junktive sind die koordinierenden Konjunktionen.

2. Die andere Funktion, die leere Wörter haben können, ist nach Tesnière die, den Aufbau eines Satzes in qualitativer Hinsicht zu verändern. Diese Aufgabe haben die „Translative“. Die Translative spielen eine große Rolle in der innerhalb der Tesnièreschen Syntax zentralen Translationstheorie.

Die Translative ermöglichen nämlich den Übergang der (vollen) Wörter aus einer Kategorie in die andere. Tesnière meint damit, daß z.B. das frz. Adjektiv *bleu* durch den Translativ *le* in ein Substantiv verwandelt werden könne: *le bleu*. Das zeigt, daß er die Wortarten nicht syntaktisch, sondern semantisch-funktional definiert. Ebenso wird ein Substantiv wie *Prusse* durch den Translativ *de* in ein Adjektiv verwandelt: *de Prusse*, denn diese Verbindung hat z.B. in dem Substantivnexus Adjektivstatus. Die Funktion der Translative ist es somit, Translationen, Übergänge in eine andere Kategorie anzuzeigen. (Es gibt aber in Tesnières Syntax andere Fälle von Translationen, die nicht durch Translative angezeigt werden.)

Zu den Translativen zählen neben den subordinierenden Konjunktionen die Relativpronomen, Präpositionen, Artikel und Hilfsverben, außerdem die leeren Präverben und die Flexionsendungen, die nach Tesnière nichts anderes als agglutinierte Translative sind.

Tesnière geht auch auf die historische Entwicklung der Wortarten ein und kommt zu einer Wertung:

Die leeren Wörter sind ihrer Entstehung nach einstige volle Wörter, die ihre Bedeutung verloren haben und zu grammatischen Werkzeugen geworden sind. Ober aber anders gesagt: Die leeren Wörter haben ihren einstigen konkreten Gehalt verloren. Dieser wurde durch einen völlig abstrakten Gehalt ersetzt. Aufgrund ihrer abstrakten Natur sind die leeren Wörter den abstrakten vollen Wörtern wie Adjektiv und Adverb näher als den konkreten vollen Wörtern Substantiv und Verb.

Historisch gesehen haben sich die meisten leeren Wörter aus früheren Adjektiven oder Adverbien entwickelt. Tesnière kommt so zu dem Schluß:

„Dieser Übergang vom konkreten zum Abstrakten kann nur das Resultat einer langen währenden Zivilisation sein. Daher sind die leeren Wörter unzweifelhaft die am weitesten entwickelten, folglich auch die menschlichsten und interessantesten Elemente der Sprache.“ (Tesnière 1980, S. 80)

1.4.3. Paul Schachter (1985), Offene und geschlossene Klassen

Eine neuere Arbeit aus der von Fries begründeten Traditionslinie, die zwei semantische Typen von Wörtern unterscheidet ohne die Wortarten semantisch zu definieren, ist die von Schachter (1985). Er unterscheidet wie vor ihm andere, z.B. Bergenholtz/Schaeder (1977) zwei Gruppen von Wortarten aufgrund statistischer Kriterien: Offene Wortarten können nicht vollständig aufgelistet werden, da ständig neue Wörter gebildet werden, geschlossene Wortarten sind in ihrem Bestand relativ stabil. Schachter (1985), dessen Interesse hauptsächlich typologischen Gesichtspunkten der Wortartenproblematik gilt, bezieht sich auf die Definition Robins' (1964, S. 230), nach der offene Klassen solche sind, die eine im Prinzip unbegrenzte Anzahl von Einheiten umfassen, die von Zeit zu Zeit und zwischen den Sprechern variieren können. Geschlossene Klassen sind nach Robins solche, die eine feste und gewöhnlich kleine Zahl von Wörtern enthalten, die im wesentlichen für alle Sprecher einer Sprache oder eines Dialekts die gleichen sind. Offene Klassen sind also solche wie Substantive und Verben, geschlossene Klassen solche wie Pronomen und Konjunktionen.

Obgleich nach Schachter die Einteilung in offene und geschlossene Klassen auf rein formalen Kriterien basiert, gibt er doch zu bedenken, daß die Namen für die so gebildeten Klassen vielfach semantische Überlegungen reflektieren, vgl. Verb, Substantiv, Konjunktion. Seiner Meinung nach sind wesentliche, vor allem semantische Fragen der Wortartenproblematik nicht durch die Untersuchung nur einer Sprache zu klären. Bestimmte wichtige Fragestellungen können nur erörtert werden, wenn nicht nur die Wortarten einer einzigen Sprache untersucht, sondern möglichst viele und unterschiedliche Sprachtypen zum Vergleich herangezogen werden. Solche Fragen zur inhaltlichen Begründung von Wortartenklassifizierungen sind u.a.:

1. In welchem Maße können Wortarteninventare variieren? Welche Wortartenunterscheidungen sind universell, welche sprachspezifisch?
2. Wie können Sprachen, denen bestimmte Wortarten fehlen, die entsprechenden Inhalte ausdrücken?
3. Welche Beziehungen bestehen zwischen den Wortartensystemen einer Sprache und anderen typologischen Charakteristika?

Schachter vertritt zu diesen Fragen die Meinung, daß es in allen Sprachen sowohl offene als auch geschlossene Wortklassen gibt. Z.Z. steht in der Forschung jedoch nur die Auffassung außer Zweifel, daß alle Sprachen offene Wortklassen haben. Nicht so unbestritten ist der universelle Status der geschlossenen Klassen. Es steht fest, daß diese in einigen Sprachen eine geringere Rolle spielen. Gelegentlich wird auch behauptet, daß es Sprachen ganz ohne geschlossene Wortklassen gibt. Bei den betreffenden Sprachen handelt es sich um solche, die morphologisch komplexere Wortstrukturen bevorzugen. Sie werden traditionell synthetische Sprachen genannt und den sogenannten analytischen Sprachen gegenübergestellt, deren Wörter normalerweise nur aus einem Morphem bestehen. In den existierenden Sprachen sind die beiden Charakteristika unterschiedlich stark ausgebildet. Die Eskimosprache z.B. gilt als vorrangig synthetische Sprache, das Vietnamesische ist ein Beispiel für hochgradig analytische Sprachen.

Es wurde festgestellt, daß die Sprachen sich mehr in der Zahl und Art der geschlossenen Klassen unterscheiden als in den offenen Klassen. Es gibt unter den geschlossenen Klassen keine Universalien. Es zeigte sich auch, daß es eine Korrelation gibt zwischen der Position einer Sprache auf der Skala zwischen synthetisch und analytisch und der Anzahl der geschlossenen Klassen, die diese Sprache aufweist. Stärker analytische Klassen

haben mehr geschlossene Klassen. In synthetischen Sprachen üben Affixe die Funktion aus, die in analytischen Sprachen durch die Elemente geschlossener Klassen ausgedrückt wird.

Die geschlossenen Klassen, die Schachter auflistet, sind deshalb zu verstehen als existierende Möglichkeiten, die von den einzelnen Sprachen in unterschiedlichem Maße genutzt werden. Es wird kaum Sprachen geben, in denen alle diese in unterschiedlichen Sprachen vorkommenden geschlossenen Wortklassen auf einmal anzutreffen sind.

1. Pronomen und andere Pro-Formen

| | | |
|--------------------------|---------------|----------------------------------------------|
| Pronomen, | Personal- | : ich, mich, du, dich |
| | Reflexiv- | : sich, engl. <i>himself</i> |
| | Reziprok- | : einander |
| | Demonstrativ- | : dieses, jenes |
| | indefinites | : jemand, etwas |
| | Relativ- | : der, welcher |
| | Interrogativ- | : wer, was, wie, wo |
| Pro-Sätze | | : ja, nein, doch |
| Pro-Nebensätze | | : nicht wahr, engl. <i>so</i> und <i>not</i> |
| Pro-Verben | | : im Chinesischen |
| Pro-Adjektive | | : frz. <i>le</i> (je le suis) |
| Pro-Adverbien | | : engl. <i>thus</i> |
| interrogative Pro-Formen | | : wer, was, wie, wo |

2. Substantivadjunkte

| | |
|--------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Rollenmarkierungen | : Kasusmarkierungen zur Bezeichnung von Subjekt oder Agens in Tagalog. Diskursmarkierungen: sind oft nicht eindeutig von Kasusmarkierungen zu unterscheiden, indizieren die Rolle der betreffenden Substantivgruppe z.B. als Topik im Diskurs. |
| Quantifizierungen | : Numeralia, viele, wenige, jeder |
| Klassifizierungen | : Wörter, die oft in Verbindung mit Numeralia verwendet werden. |
| Artikel | : bestimmte, unbestimmte, Demonstrativ-: dieser, jener |

3. Verbadjunkte

- Hilfsverben : Wörter, die Zeit, Aspekt, Modus, Polarität des betreffenden Verbs ausdrücken.
- Verbpartikeln : *wake up, keep down, steht auf, sah an*

4. Konjunktionen

- koordinierende: zeigen gleichen Rang der Relate an:
dt. *und, oder, aber*.

Im Englischen und Deutschen koordinieren die Konjunktionen unterschiedliche Konstituenten wie N und NP, V und VP, Adjektive, Adverbien, Präpositionen, Teilsätze. In vielen anderen Sprachen koordinieren sie nur N und NP. Zur Koordination der anderen Konstituenten werden in anderen Sprachen andere Mittel verwendet.

- subordinierende: zeigen ungleichen Rang der Relate an:
dt. *daß, ob, obwohl*

Sie integrieren einen untergeordneten Teilsatz in eine größere Konstituente. Schachter unterscheidet unter den subordinierenden Konjunktionen 3 Typen:

- (a) complementizer: kennzeichnen einen Teilsatz als
Verbkomplement: *daß, ob*

In einigen Sprachen ist das Äquivalent für *daß* vom Verb *sagen* abgeleitet, es ist aber auch in diesen Sprachen nicht auf die indirekte Rede beschränkt.

- (b) relativizer: kennzeichnen Teilsätze als Relativsätze:
der, die
- (c) adverbializer: kennzeichnen die spezielle adverbiale Funktion des Nebensatzes, z.B. als Ausdruck von Zeit, Zweck, Ergebnis etc.

5. Andere geschlossene Klassen

Clitics sind Wörter, die an fester Position und in Verbindung mit einem anderen Element des Satzes auftreten;

Kopula und Prädikator kennzeichnen die Relation zwischen Subjekt und Prädikat;

Existenzmarkierungen sind Wörter, die dem engl. *there is/are*, span. *hay*, frz. *il y a* entsprechen.

Interjektionen: diese ist nach Schachter die einzige unter den geschlossenen Wortklassen, die vermutlich in allen Sprachen vorkommt.

Modusmarkierungen: Wörter die den Satzmodus, z.B. Frage- oder Deklarativsatz kennzeichnen, z.B. im Japanischen und Tagalog

Negationswörter

Höflichkeitswörter im Japanischen und Tagalog.

Aus der sprachvergleichenden Untersuchung von Schachter wird deutlich, daß es keine universelle Festlegung für alle Sprachen gibt, welche Inhalte durch lexikalische und welche durch grammatische Mittel ausdrückbar sind. Es wird in dem Aufsatz sehr ausführlich darauf eingegangen, welche äquivalenten Mittel in den Sprachen genutzt werden, die bestimmte geschlossene Wortklassen nicht kennen. Daraus geht hervor, daß es einen bestimmten Bereich sprachlicher Inhalte gibt, der wahlweise entweder durch lexikalische oder durch grammatische Mittel ausgedrückt werden kann. Dieses Grenzgebiet betrifft aber fast ausschließlich die geschlossenen Klassen bzw. Funktionswörter. Nur diese sind auch durch grammatische Mittel ausdrückbar. Ausnahme sind die Adverbien, die zu den offenen Wortklassen zählen, deren Bedeutung aber in bestimmten Fällen in einigen Sprachen auch mit morphologischen Mitteln ausgedrückt wird.

1.4.4. Eugenio Coseriu (1964), Lexematische/nicht-lexematische Wörter

Auch in Coserius Unterscheidung zwischen lexematischen und nicht-lexematischen Wörtern erkennt man Fries' Einteilung in lexikalische vs. strukturelle Bedeutung wieder, wenn auch in abgewandelter Form und ohne daß sich Coseriu auf diesen Vorgänger beruft. Coseriu (1964) ist eine der ersten und grundlegenden Untersuchungen zur semantischen Struktur des Wortschatzes. Hier begründet Coseriu seine Auffassung, die für die Richtung der strukturellen Semantik der 60er und 70er Jahre repräsentativ ist. Danach gibt es Wörter mit einer „lexikalischen Funktion“ und andere ohne eine solche. Die Wörter mit lexikalischer Funktion nennt Coseriu lexematische Wörter. Diese Wörter sind außer durch

grammatische und kategorielle Charakteristika durch ihren lexikalischen Inhalt bestimmt.

Die lexikalische Funktion ist diejenige Funktion eines Wortes, die nach der Eliminierung der grammatischen und kategoriellen Bestimmungen übrigbleibt. Eine solche lexikalische Funktion haben Substantive, Verben und Adjektive. Diese Wortarten bilden den „eigentlichen Wortschatz“ einer Sprache, und nur innerhalb dieses Wortschatzes ist eine „lexikalische Struktur“ zu erkennen. Coseriu (1964, S. 4) sagt deshalb:

„Unter 'lexikalischer Struktur' versteht man nicht ohne Grund in erster Linie die semantische Konfiguration des Wortschatzes (d.h. der lexematischen Wörter).“

Die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes betrifft also die lexematischen Wörter. Ausgenommen von der Untersuchung bleiben deshalb bestimmte Wortklassen, die Coseriu in drei Gruppen unterteilt:

1. Satzäquivalente Wörter (Interjektionen, Affirmations- und Negationspartikeln wie *ja*, *doch*, *nein*).
2. Morphematische Wörter (Artikel, Präpositionen, Konjunktionen)
3. Kategorematische Wörter (Kategorie und Morphem: hinweisende und persönliche Fürwörter, z.B. *mich*, *mein*, *jetzt*, *hier*).

Coseriu untersucht aber nur die Strukturierung des „lexematischen Wortschatzes“, die lexematischen Strukturen. Unter diesen unterscheidet er fünf Strukturtypen: Wortfeld, Modifikation, Entwicklung, Derivation und Solidarität. Die ersten drei Typen bilden die Paradigmatik des Wortschatzes, die beiden letzteren die Syntagmatik. Den Begriff „Wortfeld“ charakterisiert Coseriu folgendermaßen (1970, S. 49):

„Ein Wortfeld ist die Gesamtheit der durch einen gemeinsamen Feldwert vereinten Lexeme, den diese durch gegenseitige Oppositionen von minimalem lexikalisch-inhaltlichem Unterschied weiter unterteilen ('lexematisch-unterscheidende Züge oder Seme').“

Coseriu, der als einer der prominentesten Begründer der strukturellen Semantik angesehen werden kann, äußert hier die Prinzipien, die für die Anfänge der Merkmalsemantik charakteristisch sind:

1. Unter struktureller Semantik wird in erster Linie die Bedeutung der Autosemantika oder „lexematischen Wörter“ verstanden, von diesen werden die synsemantischen „nicht lexematischen Wörter“ unterschieden.

2. Semantische Strukturen, z.B. Wortfelder, werden nur im autosemantischen Wortschatz untersucht.

3. Die strukturbildenden Bedeutungskomponenten oder Seme werden nur im lexematischen Wortschatz festgestellt.

In einer späteren Arbeit von 1973 unterscheidet Coseriu drei Arten von Wörtern:

1. Lexemwörter, die die außersprachliche Wirklichkeit gestalten und darstellen, wie z.B. *Mensch, Wald, weiß, laufen* usw.

2. Kategoremwörter (Pronomina), die nur die Form der Gestaltung des Außersprachlichen aufweisen (die also substantivisch, adjektivisch usw. funktionieren), jedoch keinen bestimmten außersprachlichen Stoff darstellen, wie z.B. *ich, dieser, hier, jetzt*.

3. Morphemwörter (instrumentale Wörter), die nicht unmittelbar als weltgestaltend, sondern nur in bezug auf andere Wörter in der Strukturierung des Sprechens funktionieren, wie z.B. *und, oder, auf, bei, ja, nein*, usw.

Auch zu dieser Zeit hält er an der Auffassung fest, daß nur die Lexemwörter mit vollem Recht zum Lexikon und somit zum Gegenstand der Lexikologie gehören. Dieser Auffassung folgend unterscheidet Coseriu (1973) fünf Arten von Bedeutung, wobei 1. und 2. die Wortbedeutung betreffen, 3.-5. Bedeutungseinheiten unterhalb und oberhalb der Wortebene.

1. Die lexikalische Bedeutung entspricht dem *Was* der Erfassung der außersprachlichen Welt. Es ist die Bedeutung, die bei den Reihen *warm - Wärme - erwärmen, reich - Reichtum - bereichern* allen Wörtern in jeder Reihe gemeinsam ist und zugleich jede dieser Reihen als ein Ganzes von anderen derartigen Reihen unterscheidet.

2. Die kategorielle Bedeutung, die dem *Wie* der Erfassung der außersprachlichen Welt entspricht, z.B. die Bedeutung, die bei den Wörtern der Reihe *warm - Wärme - erwärmen* jeweils verschieden ist. Es handelt sich also um die Wortkategorien Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb mit ihren möglichen Unterteilungen.

3. Die instrumentale Bedeutung, d.h. die Bedeutung der Morpheme, und zwar gleichgültig, ob sie Wörter sind oder nicht; so hat z.B. *der* in

der *Mensch* die Bedeutung „aktualisierend“, -e in *Teiche* die Bedeutung „pluralisierend“.

4. Die innerstrukturelle Bedeutung (oder syntaktische Bedeutung im engeren Sinne), d.h. die Bedeutung, die den Kombinationen von lexematischen bzw. kateorematischen Einheiten mit Morphemen innerhalb des Satzes eigen ist, z.B. Singular, Plural, aktiv, passiv, imperfektiv, perfektiv usw.

5. Die ontische Bedeutung, d.h. der Existenzwert, der dem in einem Satze bezeichneten Tatbestand (ontischer Bedeutung begegnet man nur beim Satz) zugeschrieben wird, z.B. behauptend, interrogativ, imperativisch usw.

Coseriu hebt hervor, daß die genannte Klassifikation der Wörter in drei Typen zwar auf der Unterscheidung der Bedeutungsarten beruht, jedoch nicht mit dieser zusammenfällt.

Obwohl Coseriu 1973 fünf Bedeutungsarten und drei Wortarttypen unterscheidet, zeigt es sich auch in dieser Arbeit, daß er wegen ihres unterschiedlichen Bezugs auf die Wirklichkeit solche Wortarten wie Substantiv, Verb und Adjektiv, die die außersprachliche Wirklichkeit darstellen, trennt von anderen, die dies nicht tun. Seine Auffassung darüber, wie die Bedeutungsarten innerhalb der Bereiche Lexikon und Grammatik aufgeteilt sind, veranschaulicht Coseriu folgendermaßen:

| | |
|-----------------------------|-----------|
| lexikalische Bedeutung | Lexikon |
| kategorielle Bedeutung | |
| instrumentale Bedeutung | Grammatik |
| innerstrukturelle Bedeutung | |
| ontische Bedeutung | |

1.4.5. Thea Schippan (1984), Autosemantische und synsemantische Wörter

„Lexikalische Bedeutung“ und „lexikalische Struktur“ versteht Schippan anders als Coseriu und in einem weiteren Sinne als Coseriu als Wortbedeutung schlechthin, die alle Arten von Wörtern haben, unabhängig vom Charakter der betreffenden Wortarten. Sie unterscheidet jedoch mehrere Arten lexikalischer Bedeutung, die sich in vier Typen von Wörtern manifestieren:

1. Wörter, die Gegenstände, Prozesse und Handlungen, Merkmale usw. verallgemeinernd benennen und damit begrifflich fassen.
2. Wörter, die Beziehungen zwischen sprachlichen Einheiten herstellen, der Organisation der Rede dienen, Beziehungsbedeutung haben. Damit sind z.B. Konjunktionen wie *daß* und *damit* gemeint, auch Präpositionen wie *auf* in *achten auf*, *für* in *sorgen für*, *über* in *sprechen über*.
3. Funktionswörter, z.B. Konjunktionen und Präpositionen, die lexisch-grammatische Bedeutung haben, eine Beziehung begrifflich-verallgemeinernd benennen.
4. Wörter, mit denen wir kommunikative Handlungen vollziehen, z.B. Grußformeln wie *adieu*, *Tschüs*, *Mahlzeit* und Satzäquivalente wie *ja*, *nein*, *vielleicht*, *bestimmt*.

Schippan macht auch die Unterscheidung zwischen autosemantischen und synsemantischen Wörtern. Ihre Unterscheidung verläuft aber nicht entlang den Wortartengrenzen, sondern quer durch die Funktionswortklassen. Wie aus der obigen Einteilung schon ersichtlich ist, betrachtet sie einige Präpositionen und Konjunktionen als Autosemantika, nämlich dann, wenn sie eine Beziehung „begrifflich verallgemeinernd benennen“.

Autosemantische Wörter sind danach relativ selbständige, begriffliche Bedeutung tragende Einheiten, die benennen und damit das Einzelne der Klasse zuordnen, wie Substantive, Verben, Adjektive, Adverbien, bestimmte Präpositionen wie *während*, *seit*, *entgegen*, *seitens* und Konjunktionen wie *ohne*, *damit*, *oder*.

Synsemantische Wörter (Hilfswörter, Funktionswörter) besitzen keine lexisch-grammatische Selbständigkeit, sondern dienen ausschließlich der Organisation des Textes (der Rede), indem sie Beziehungen zwischen den sprachlichen Elementen herstellen, verflechtende oder verweisende Funktion haben.

Aber auch diese Art der Einteilung ist nicht widerspruchsfrei. Schippan bemerkt selbst, daß es keine feste Grenze zwischen den beiden Bereichen gibt. Präpositionen, Konjunktionen und Pronomen werden vorwiegend grammatische Funktionen zugesprochen, trotzdem tragen sie, wie Schippan meint, auch begriffliche Merkmale.

So urteilte u.a. auch Ernst Otto, der allerdings nicht nur bei den Funktionswörtern, sondern bei allen Arten von Wörtern sowohl Begriffsbedeutung als auch Beziehungsbedeutung feststellte. Beziehungsbedeutung hatten nach seiner Ansicht auch die Autosemantika, in besonders starkem Maße die Verben.

1.5. Kompositionelle Satzsemantik: deskriptive und logische Konstanten

In neueren Auffassungen, die Lexikonzeichen als kompositionelle Bausteine des Satzes betrachten, wird eine deutliche Unterscheidung zwischen dem logischen und dem empirischen Teil des Lexikons gemacht. Im Kontext der kompositionellen Satzsemantik kommt den logischen Konstanten oder den Funktionswörtern eine zentrale Rolle für die Semantik zu. Sprachliches Wissen als Gegenstand der Semantik wird von empirischem Weltwissen abgegrenzt dadurch, daß es solche Wissensbereiche beschreibt, die gegenüber Fakten der verschiedenen möglichen außersprachlichen Situation invariant sind (Bäuerle 1985, S. 202).

Zu diesem Wissensbereich werden die grammatischen Wörter oder logischen Konstanten gezählt. Sie gelten als Wörter ohne deskriptiven Inhalt, ihre alleinige Aufgabe ist es, aus einfachen Ausdrücken komplexe zu machen, und zwar so, daß die Gültigkeit des zusammengesetzten Ausdrucks auf die Gültigkeit der Teilausdrücke zurückführbar ist (Frege- oder Kompositionalitätsprinzip). Auch im Rahmen der kompositionellen Satzsemantik ist man der Ansicht, daß die „grammatische“ oder „logische“ Wörter genannten Zeichen in natürlichen Sprachen als reiner Typ kaum zu finden seien. In den meisten Wörtern seien deskriptive und logische Aspekte vereinigt. Eine scharfe Trennung zwischen logischen und deskriptiven Wörtern sei deswegen kaum möglich, ebenso wie auch die Trennung von logischem und empirischem Wissen als schwierig erachtet wird. In der modelltheoretischen Deutung, die eine Zuordnung von syntaktischer Kategorie und semantischem Typ anstrebt, werden die „logischen Wörter“ als logische Junktoren verstanden und als Funktorkategorien dargestellt.

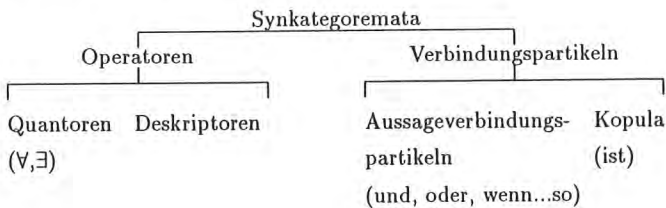
Diese Orientierung bei der Deutung der Funktion der grammatischen oder logischen Wörter im Zusammenhang der Satzsemantik, wie sie von der modelltheoretischen Semantik und der kompositionellen Satzsemantik verfolgt wird, ist ebenfalls an bekannte Vorbilder angelehnt. Sie hat eine sehr lange Tradition, die bis zur Scholastik zurückreicht.

Während aber die in Kapitel 1.1 dargestellten scholastischen oder modistischen Theorien des Mittelalters in der Regel informell waren, bedienen sich die neueren aus dem Kontext der kompositionellen Satzsemantik zur Darstellung der Satzstrukturen eines formalen Apparates. Ihre Quellen sind Arbeiten von Logikern vom Anfang dieses Jahrhunderts wie Frege (1891), Russell (1910-1913), Husserl (1928), Leśniewski (1929) und insbesondere Ajdukiewicz (1935). (Zur Geschichte der formalen Logik s. Bocheński (1956) und Schenk (1973).)

In der Arbeit „Die syntaktische Konnexität“ (1935) entwickelt Ajdukiewicz einen formalen Apparat, der die Angabe von Bedingungen ermöglicht, unter denen ein aus sinnvollen Einzelworten zusammengesetztes Wortgefüge einen sinnvollen Ausdruck bildet, der selbst einen einheitlichen, obgleich aus dem Sinn der zu ihm gehörenden Einzelworte zusammengesetzten Sinn hat. Ein solches Wortgefüge ist syntaktisch konnex, und es besteht aus zwei Arten syntaktischer Kategorien (das sind Bedeutungskategorien im Sinne Husserls, auf den Ajdukiewicz verweist).

Nach Ajdukiewicz sind bei den syntaktischen Kategorien Grundkategorien und Funktorenkategorien zu unterscheiden. Zur Funktorenkategorie gehören neben den Prädikaten die Funktionszeichen. Der Begriff der Funktion geht in seiner modernen Form auf Frege (1891) und Russell (1910-1913) zurück. Funktion, Variable und Wahrheitswert sind die Grundbegriffe der in der modernen Logik „logische Form“ genannten Standardform eines (logischen) Satzes.

Die Funktionszeichen oder Funktoren, die von den mittelalterlichen Scholastikern Synkategoremata genannt wurden, sind hauptsächlich folgende (nach Schenk 1973, S. 26):



Bei den Grundkategorien gibt es nur zwei Typen: die Satzkategorie „s“ und die Namenkategorie „n“. Damit sind alle Kategorien erfaßt, die nicht Funktorenkategorien sind.

Den einzelnen Ausdrücken wird entsprechend ihrer syntaktischen Kategorie ein Index zugeordnet: Ausdrücke, die zur Satzkategorie gehören, erhalten den Index „s“, Ausdrücke, die zur Namenkategorie gehören, erhalten den Index „n“.

Wortarten, die zur Funktorenkategorie gehören, wird ein Index in Bruchform zugeordnet, so daß im Zähler der Index der Bedeutungskategorie steht, zu welcher der aus dem Funktionszeichen samt seinen Argumenten zusammengesetzte Ausdruck gehört. Im Nenner erscheinen der Reihe nach die Indexe der Bedeutungskategorien, zu welchen die Argumente gehören, mit denen der Funktor zu einem sinnvollen Ganzen verschmelzen kann (Schenk 1973, S. 343-344).

So bekommt z.B. die Negationspartikel, die als einstelliger Funktor mit einem Satz zusammen wieder einen Satz bilden kann, den Index $\frac{s}{s}$, die Konjunktion als zweistelliger Funktor, der aus zwei Sätzen einen Satz bildet, den Index $\frac{s}{ss}$ und der Artikel, der mit einem Namen zusammen wieder einen Namen bildet, den Index $\frac{n}{n}$.

Ajdkiewicz's Apparat ist später weiterentwickelt worden, um seine Schwächen zu beheben, die u.a. darin bestehen, daß unterschiedliche Kategorien den gleichen Index bekommen können, z.B. intransitive Verben und Adjektive. Den Zusammenhang zwischen intransitiven und transitiven Verben dagegen läßt die Kategorialgrammatik nicht erkennen, und die Funktorenkategorien, die Junktoren darstellen, sind für die Belange der Semantik nicht ausreichend differenzierbar.

Im Kontext der Kategorialgrammatik und der kompositionellen Satzsemantik wird die traditionelle Unterscheidung von Wortartbedeutungen nach Begriffswörtern und logischen bzw. Struktur- oder Funktionswörtern zurückgeführt auf logische Ausdrücke. Diese werden in unterschiedlichen Teilen der Logik untersucht.

Die der kompositionellen Satzsemantik zugrundeliegende intensionale Logik berücksichtigt Ergebnisse der Aussagen- und Prädikatenlogik ebenso wie Erkenntnisse der temporalen und Modallogik (Bäuerle 1985, S. 206, S. 212).

Die Aussagenlogik ist eine Logik der Junktoren. Die den logischen Junktoren \sim , \wedge , \vee , \rightarrow etc., den Quantoren \forall , \exists und den Satzoperatoren \diamond , \square entsprechenden sprachlichen Ausdrücke wie Negationswort *nicht*, Konjunktionen *und*, *oder*, *wenn ... so*, Quantoren *jeder*, *ein* und Satzadver-

bien wie *möglicherweise* und *notwendigerweise* werden in diesem Kontext den „logischen“ oder Funktionswörtern zugerechnet.

Bei den sprachlichen Ausdrücken für temporale Bezüge ist die Zuordnung verschieden. Während temporale Konjunktionen als Funktionswörter zählen, ist die Zuordnung bei temporalen Präpositionen nicht so eindeutig.

Konjunktionen, für die es kein Äquivalent in der Aussagenlogik gibt, können analog als logische Junktoren dargestellt werden. Ebenso wird verfahren bei den Satzadverbien, die keinem Satzoperator in der Logiksprache entsprechen.

Die Zuordnung der Präpositionen ist wieder aufschlußreich im Hinblick auf die Kriterien für die Abgrenzung der Funktionswörter. Ist es das Kriterium für Funktionswörter, daß es sich um solche handelt, durch deren Bedeutungsbeschreibung logisch gültige Schlüsse in der Satzsemantik erfaßt werden können, dann gehören Präpositionen u.U. dazu, denn es sind Ausdrücke darunter, die für Relationen stehen, die in der Zeitlogik wichtig sind.

Wäre generell jede Art relationaler Bedeutung entscheidend für die Zuordnung zu den Funktionswörtern, würden die Präpositionen natürlich auch dazugerechnet werden müssen. Die relationale Bedeutung kann aber nicht das Entscheidende sein, da ja die Verben, obwohl sie typischerweise relationale Bedeutung ausdrücken, wegen ihres Bezugs auf empirisches Wissen zu den Begriffswörtern zählen.

Da aber auch die Präpositionen oder doch viele von ihnen sich ebenfalls neben ihrer relationalen Bedeutung auf Weltwissen beziehen, gelten sie oft als unentscheidbare Grenzfälle von Funktionswörtern (so auch Schröder 1986, S. 9-10).

Konjunktionen, die auf der Formseite und in dem inhaltlichen Teil, den Coseriu „lexikalische Bedeutung“ nannte, oft Entsprechungen bei den Präpositionen haben, werden eindeutiger zu den Funktionswörtern gezählt. Der Grund ist wohl, und das scheint auch das im Rahmen der kompositionellen Satzsemantik entscheidende Kriterium zu sein, daß Relationen zwischen Propositionen (Sätzen) ausdrückende Operatoren eindeutiger zu den Funktionswörtern gezählt werden als Relation zwischen Individuen ausdrückende.

Darauf weist auch die Zuordnung anderer Wortarten in diesem Modell hin.

In der intensionalen Logik werden alle Arten logischer Ausdrücke in ihrer Funktor-Argument-Struktur dargestellt, das betrifft sowohl die aussagenlogischen Operatoren, deren Operanden Sätze sind, als auch die Prädikate, die ebenfalls als Funktorausdrücke definiert werden. Die Prädikate sind Untersuchungsgegenstand der Prädikatenlogik, die sich mit der internen Prädikat-Argument-Struktur der Sätze befaßt. Während durch die aussagenlogischen Junktoren oder Operatoren Relationen zwischen Sätzen definiert werden, bestimmen Prädikate im Inneren von Sätzen Relationen zwischen ihren Argumenten. Die Grenze zwischen diesen beiden Kategorien ist allerdings auch hier nicht eindeutig zu ziehen, es ist auch wieder nur eine grobe Einteilung, die darauf beruht, daß die aussagenlogischen Operatoren ebenso wie ihre sprachlichen Äquivalente, die Negationspartikeln, die Konjunktionen *und*, *oder*, die Quantoren *jeder*, *keiner* etc. als Ausdrücke für rein mentale Inhalte ohne Denotate verstanden werden (wenn auch, wie gesagt, nicht alle Elemente der sprachlichen Kategorien wie Konjunktion, Satzadverb sich inhaltlich auf elementare logische Operatoren reduzieren lassen).

Prädikate dagegen, die Relationen zwischen Argumenten innerhalb der elementaren Satzstruktur bezeichnen, und ihre sprachlichen Äquivalente, hauptsächlich Adjektive und Verben, werden dagegen nicht als rein logische Funktoren angesehen, weil die durch Verben bezeichnete Relation häufig (wenn auch nicht immer, siehe z.B. *glauben* und *wissen*) auf empirische Sachverhalte referieren.

So beruht in Theorien, die auf Konzepten der kompositionellen Satzsemantik basieren, die Unterscheidung zwischen deskriptiven und logischen Konstanten nicht auf dem Kriterium der Relationalität von Bedeutung, sondern darauf, ob die in der Wortbedeutung enthaltenen Relationen aussagenlogischen Junktoren oder Operatoren entsprechen, die Beziehungen zwischen Sätzen näher bestimmen, oder ob sie Beziehungen zwischen Argumenten innerhalb des Satzes bezeichnen. Nur die ersteren gelten als logische Wörter, deren Inhalt als rein mental ohne Denotat verstanden wird.

Aber auch nach diesem Modell ist eine klare Grenzziehung problematisch. Während auf der Ebene der Logik die Unterscheidung von logischen und deskriptiven Konstanten wohldefiniert ist, ist diese Unterscheidung nicht genau auf die Wörter natürlicher Sprachen übertragbar, so daß es

keine exakten Kriterien der Klassifizierung gibt. So ist im Bereich des Wortschatzes die klare Unterscheidung von in den Wörtern kodifiziertem logischem oder empirischem Wissen schwierig. Das betrifft nicht nur die Frage, welche Wörter als logische Konstanten anzusehen sind und welche nicht, sondern auch das Problem, ob der reine Typ des „logischen Wortes“ nicht eher die Ausnahme ist und ob nicht vielmehr in der Regel davon auszugehen ist, daß deskriptive und logische Aspekte in einem Wort vereinigt sind (Bäuerle 1985, S. 203).

1.6. Zusammenfassung

Die Übersicht über die Geschichte der Begriffsbildungen, die die Einteilung der Wörter in Autosemantika und Synsemantika reflektieren, zeigt, daß es bestimmte Perioden gab, in denen die Thematik ausführlicher behandelt wurde, so im 13. Jahrhundert, im 18. Jahrhundert in England und im 20. Jahrhundert bis in die neueste Zeit.

In den zahlreichen Abhandlungen, die sich im Laufe der Geschichte der Sprachwissenschaft mit dieser Problematik befaßten, wurden einige wenige Unterscheidungskriterien für die Annahme zweier Typen von Wortarten mit einer gewissen Variation immer wieder aufgegriffen. Manche der Kriterien sind in der folgenden Übersicht aus methodischen Gründen unterschieden, sie hängen aber inhaltlich eng miteinander zusammen. Nach Möglichkeit wird auf diesen Zusammenhang hingewiesen.

1.6.1. Begriffs-/Beziehungsbedeutung

Am häufigsten wird unterschieden zwischen Wörtern, die Begriffe bezeichnen, und anderen, die die Verbindung dieser Begriffswörter zu einem vollständigen Satz, dem Ausdruck eines Gedankens, ermöglichen. Eine solche Einteilung ist bereits aus dem frühen Mittelalter bekannt. Aus dieser Periode stammt das Begriffspaar „kategorematische/synkategorematische Wörter. Diese Unterscheidung entspricht im wesentlichen der auch heute noch üblichen: auf der einen Seite Substantive, Verben, Adjektive und Adverbien, auf der anderen Seite die Funktionswortklassen.

Man erkannte auch damals die Korrelation mit morphologischen Kriterien: einerseits die „declinabiles“, davon zu trennen die „indeclinabiles“. Ebenso stehen die Kriterien Begriffs-/Beziehungsbedeutung im Zusammenhang mit der Bezugnahme der Wortklassen auf Kategorien der Realität. Die kategorematischen Wortklassen werden in Anlehnung an die

Kategorienlehre des Aristoteles als Bezeichnungen für Begriffe verstanden, die das Wesen der Erscheinungen der Realität abbilden.

Die synkategorematischen Wörter wie Quantoren, Präpositionen und Konjunktionen haben keine direkte Entsprechung in der Realität und also keine eigene Bedeutung, sie haben nur eine „Mitbedeutung“ (*consignificatio*), die sie dadurch erhalten, daß sie die bedeutsamen Wörter zu einem sinnvollen Satz verbinden. Diese Lehre ist auch der Ursprung der späteren Unterscheidung zwischen Wörtern, die ein Denotat haben und Wörtern ohne Denotat.

Eine wesentlich andere Interpretation der Termini Begriffsbedeutung/Beziehungsbedeutung erkennen wir in den Theorien englischer Sprachphilosophen des 18. Jahrhunderts. Harris (1751), Tooke (1798-1805) und am Anfang des 19. Jahrhunderts Fearn (1824-1827) unterschieden prinzipiell zwischen Wörtern, die Begriffe und anderen, die Relationen bezeichnen. Nach dieser Unterscheidung stehen auf der einen Seite als Ausdrücke für Begriffe Substantive, Adjektive und Adverbien, auf der anderen Seite die Zeichen für Relationen, als deren typischstes das Verb gilt. Daneben Präpositionen, Konjunktionen und nach einigen Autoren auch andere Funktionswörter. Nur Harris macht da eine Ausnahme. Er unterscheidet ebenfalls zwischen „absoluter“ und „relativer“ Bedeutung, rechnet das Verb aber zu den Hauptwortarten mit „absoluter“ Bedeutung.

Bei den anderen genannten englischen Sprachtheoretikern verläuft die Grenze zwischen Begriffswörtern und Relationswörtern nicht parallel zu der bekannten zwischen Begriffs- und Funktionswörtern, denn die Verben gelten ihnen ebenso wie Präpositionen und Konjunktionen als typische Relationswörter. Man erkennt hier den Einfluß der „Allgemeinen Grammatik“, einer Richtung der Sprachtheorie, die die Sprache als Ausdruck allgemeiner Prinzipien menschlichen Denkens untersuchte. In der bekanntesten Grammatik dieser Richtung von Arnauld/Lancelot (1660) wird unterschieden zwischen Wortarten, die die „Objekte des Denkens“ bezeichnen, das sind Substantive (und Adjektive), Artikel, Pronomen, Präpositionen und Adverbien gegenüber Wortarten, die die „Art des Denkens“ bezeichnen: Verben, Konjunktionen und Interjektionen. In dieser Grammatik erscheint die Gegenüberstellung der Wortarten, die „Objekte des Denkens“ und anderen, die die „Art des Denkens“ bezeichnen, gleichzeitig als Gegenüberstellung von Wortarten, die Begriffe für Objekte der äußeren Welt benennen, und Wortarten, die geistige Tätigkeiten bezeichnen. Die geistige Tätigkeit, die in der Wortart Verb zum Ausdruck kommt, ist die, die Begriffe zu einem Urteil zu verbinden. Dieses Urteil

wird durch den Satz ausgedrückt. Konjunktionen verbinden zwei Urteile zu einer komplexen Aussage. Die Wortarten, die die „Art des Denkens“ bezeichnen, sind also gleichzeitig Ausdrücke für Relationen.

Wenn auch die englische Sprachtheorie, vor allem unter dem sensualistischen Einfluß Lockes (1690), sich in ihrer wesentlichen Orientierung von der Richtung der „Allgemeinen Grammatik“ abwandte und als Untersuchungsgegenstand nicht mehr die in allen Sprachen repräsentierte apriorische Grammatik ansah, sondern die Sprache als beobachtbares Phänomen betrachtete, von dem aus allgemeine Gesetzmäßigkeiten der Sprache und des Denkens abzuleiten sind, ist der Einfluß der Theorie der Universalgrammatik in der Frage der Unterscheidung von Wortarten, die Objekte und andere, die Relationen bezeichnen, doch deutlich zu erkennen.

Tooke (1798-1805) unterscheidet zwischen Begriffswörtern als Ausdruck des Denkens und Wörtern für Relationen, die er, ebenso wie Locke (1690) es tut, als für die Kommunikation des Gedankens notwendig erachtet. Die Einbeziehung der Erfordernisse der Kommunikation für die Einteilung der Wortarten ist ein eigenständiger Beitrag der englischen Sprachphilosophen im 18. Jahrhundert. Für die eigentlichen Funktions- oder Nebenwortarten hat Tooke eine ganz persönliche Interpretation. Er erklärt sie als Abkürzungen für Inhalte von Hauptwortarten. Eine ähnliche Erklärung des Inhalts von Funktionswörtern als Abkürzungen finden wir auch bei Marty (1928) wieder, der z.B. Konjunktionen als stenogrammartige Kürzel für ganze Aussagen versteht.

In der Interpretation John Fearn's (1824-1827) bekommt die Einteilung in Zeichen für Objekte und Zeichen für Relationen einen neuen Aspekt. Fearn stellt eine direkte Parallele zwischen natürlicher Sprache und der Sprache der Mathematik her. Den Zeichen für mathematische Operationen entsprechen in der Sprache die Relationsausdrücke Verb und Präposition. Sie sind Zeichen für logische Verbindungen und eigentlicher Gegenstand der Sprachforschung. In diesen Zeichen käme die besondere Spezifik sprachlicher Inhalte zum Ausdruck, während Substantive außersprachliche Objekte bezeichnen und somit ihre Inhalte nicht in das Gebiet sprachlicher Bedeutungen fallen.

Zur Frage der Begriffs- und Beziehungsbedeutung hat Humboldt (1830-1835) die Auffassung vertreten, die dann häufig und auch von Ernst Otto (1954) noch einmal bekräftigt wurde, daß man wohl diese beiden Arten von Bedeutung im Wortbestand unterscheiden könne, daß jedoch in den

meisten Wörtern beide Arten kombiniert seien und Wörter, die entweder nur Begriffs- oder nur Beziehungsbedeutung ausdrücken, in der Sprache nicht vorkämen.

1.6.2. Lexikalische/grammatische Bedeutung

Nicht ohne Zusammenhang mit 1.6.1, aber doch verschieden davon ist die Unterscheidung von lexikalischer und grammatischer Bedeutung, deren Ursprünge wir ebenfalls schon im Mittelalter erkennen können. Die Modisten unterscheiden bei der Untersuchung der Wortbedeutung zwischen dem „modus significandi“, das ist die die Wortarten konstituierende Bedeutungsweise, und der „significatio“, der Bedeutung. Unter dem „modus significandi“ verstanden sie den Teil der Wortbedeutung, in dem sich *weiß*, *die Weiße* und *weißen* unterscheiden, die Bedeutung ist der andere Teil des Wortinhalts, den diese Wörter gemeinsam haben.

Unter Verwendung von ganz ähnlichen Beispielreihen illustriert Coseriu (1964) die gleiche Unterscheidung, die auch er macht zwischen „lexikalischer“ und „kategorieller“ Bedeutung. Die lexikalische Bedeutung drücke das *Was* der Erfassung der außersprachlichen Welt aus, während die kategorielle Bedeutung dem *Wie* der Erfassung der außersprachlichen Welt entspreche. So hatten die Modisten ihre Einteilung auch gemeint.

Auf dieser Einteilung begründet Coseriu (1964) die Unterscheidung zweier semantischer Typen von Wörtern: lexematische/nicht lexematische Wörter. Die lexematischen Wörter haben nach Coseriu sowohl lexikalische als auch kategorielle Bedeutung. Die nicht-lexematischen Wörter haben nur kategorielle, keine lexikalische Bedeutung. Die lexikalische Bedeutung ist die „eigentliche“, und nur die lexematischen Wörter gehören zum „eigentlichen Wortschatz“. Nur dieser sei auch strukturell gegliedert, z.B. in Wortfelder mit einem gemeinsamen Feldwert, der durch semantische Merkmale oder „Seme“ angebbbar sei.

Coseriu ist einer der prominentesten Begründer der strukturellen Semantik oder Merkmalsemantik. Diese seine Auffassung von 1964, daß nur die lexematischen Wörter der semantischen Analyse zugänglich seien, ist auch heute in der Diskussion zur lexikalischen Semantik noch nicht ganz ausgeräumt.

Ein Vorgänger dieser Art von Unterscheidung zwischen lexikalischer und grammatischer Bedeutung ist Fries (1952). Er unterschied in ähnlicher

Weise lexikalische und strukturelle Bedeutungen. Die Grundlage seiner Einteilung sind aber formale syntaktische Kriterien. Aufgrund dieser Kriterien kommt er zu vier Formklassen von Wörtern mit lexikalischer und struktureller Bedeutung. Diese Formklassen entsprechen im wesentlichen den traditionellen Wortarten Substantiv, Adjektiv, Verb und Adverb. Außer diesen unterscheidet er 15 Funktionswortklassen. Das sind Wörter, die nur strukturelle, keine lexikalische Bedeutung haben. Als Syntaktiker wertet er die beiden Teile des Wortschatzes aber anders als Cose-riu. Fries sieht nur den strukturellen Bedeutungsanteil der Wörter als sprachspezifisch, als systemhaft zur Sprache gehörig an, der lexikalische Bedeutungsanteil bezieht sich auf Außersprachliches, er ist nicht eigentlich Gegenstand sprachlicher Untersuchungen.

Die neuere Unterscheidung von Schippan (1984) zwischen autosemantischen und synsemantischen Wörtern paßt wohl am ehesten in den Zusammenhang der Unterscheidung lexikalischer und grammatischer Bedeutung, sie weicht jedoch in der Zuordnung der traditionellen Wortarten zu diesen Kategorien von bekannten Vorbildern ab.

Autosemantische Wörter mit selbständiger begrifflicher Bedeutung sind nach Schippan (1984) außer Substantiven, Verben, Adjektiven und Adverbien auch bestimmte Funktionswörter mit sogenannter „lexisch-grammatischer“ Bedeutung, die nach ihrer Auffassung in der Lage sind, eine Beziehung begrifflich-verallgemeinernd zu benennen. Solche „autosemantischen“ Funktionswörter seien z.B. die Präpositionen *während*, *seit*, *entgegen* und die Konjunktionen *ohne* und *oder*.

Zu den Synsemantika rechnet sie nur solche Funktions- und Hilfswörter, die keine „lexisch-semantische“ Selbständigkeit haben, die nur Beziehungen zwischen sprachlichen Einheiten herstellen, so z.B. die Konjunktion *daß* und die Präpositionen *auf* in *achten auf*, *für* in *sorgen für* und *über* in *sprechen über*. Damit ist sie bemüht, eine Trennung zwischen „bedeutsamen“ begrifflichen oder begrifflich-relationalen und „bedeutungsleeren“ grammatischen Hilfswörtern herzustellen. Diese Einteilung trennt auch die Funktionswörter in bedeutsame und bedeutungsleere.

1.6.3. Lexikalische Vollständigkeit

Einen weiteren Aspekt der Einteilung in autosemantische und synsemantische Wörter sah man auch in dem unterschiedlichen Wert der Wörter hinsichtlich dessen, ob sie in der Lage sind, einen „vollständigen“ Begriff

oder Gedanken auszudrücken, wobei der Begriff der Vollständigkeit noch verschieden interpretiert werden kann.

Hier ist vor allem Marty (1928) zu nennen, auf dessen Untersuchungen die Termini Autosemantika und Synsemantika zurückgehen. Diese beiden oft verwendeten Begriffe verstand er aber anders als wir es heute gewöhnt sind, z.B. von Helbig (1978).

Autosemantika in Marty's Sinn sind selbstbedeutsame Ausdrücke, Ausdrücke, die für sich allein eine begriffliche Vorstellung oder einen vollständigen Gedanken bezeichnen. Selbstbedeutsame Ausdrücke für begriffliche Vorstellungen sind Namen oder Substantive und Personalpronomen. Ausdrücke für vollständige Gedanken sind Sätze, genauer: Hauptsätze. Nur diese Kategorien sind nach Marty Autosemantika. Damit ist klar, daß seine Art semantischer Typisierung nicht auf Wortartenklassifikationen beschränkt ist, auch größere sprachliche Einheiten (Sätze) sind in die Kategorisierung einbezogen.

Ebenso versteht Marty Synsemantika als solche Sprachmittel, die allein weder eine begriffliche Vorstellung noch einen vollständigen Gedanken ausdrücken können, sondern nur zusammen mit autosemantischen Ausdrücken. Synsemantika in diesem Sinne sind subordinierende Konjunktionen, Präpositionen und Nebensätze, z.B. *daß*-Sätze, aber auch Adjektive und Verbformen wie *sitzt*, *geht*. Diese Verbformen sind synsemantisch, weil sie erst zusammen mit einem Namen (Substantiv oder Personalpronomen) zu einem vollständigen Ausdruck, einem Satz werden. Imperative dagegen sind in diesem Sinne autosemantisch. Auch Adjektive benötigen ein Substantiv, um mit diesem zusammen einen bedeutsamen Ausdruck, in diesem Falle eine begriffliche Vorstellung, ausdrücken zu können.

Es zeigt sich, daß nach Marty nur die Substantive und Personalpronomen autosemantische Wortarten sind. Dagegen versteht er verschiedene Kategorien wie Negationspartikel, koordinierende Konjunktionen und Satzadverbien, die heute als typische Funktionswörter und Synsemantika gelten, als dem Inhalt nach autosemantische Wortarten. Marty spricht von „logisch nicht begründeten Synsemantika“, weil den Wörtern auf der Ausdrucksebene keine analoge Gliederung auf der inhaltlichen Seite entspreche, er versteht sie als stenogrammartig verkürzend für einen ganzen Satz, so entspreche z.B. der koordinierenden Konjunktion *aber* inhaltlich ein Satz wie: „Die eine Tatsache ist das Gegenteil dessen, was die andere erwarten ließe“.

Heute werden die Termini Autosemantika und Synsemantika nur auf lexikalische Einheiten bezogen, komplexere Einheiten kommen nicht in Betracht. Trotzdem werden die beiden Begriffe auch heute in mehr als einem Sinne gebraucht. Helbig (1978) unterscheidet zwei Verwendungsweisen dieser Termini:

Einmal versteht man die Wortarten Substantiv, Verb, Adjektiv und Adverb als Autosemantika, weil diese allein als Satzglieder fungieren können und als Satzglieder eine selbständige Bedeutung haben. Nicht satzgliedfähige Wortarten haben keine selbständige Bedeutung und sind Synsemantika in diesem Sinne.

Von dieser Auffassung unterscheidet Helbig eine zweite, der zufolge die Vollständigkeit der Bedeutung nicht von der Wortartzugehörigkeit abgeleitet werden kann. Auto-/Synsemantie wird vielmehr als eine Frage lexikalischer Vollständigkeit bzw. Ergänzungsbedürftigkeit verstanden. Die Grenze zwischen ergänzungsbedürftigen und nicht ergänzungsbedürftigen Wörtern verläuft nicht parallel zu den Grenzen der traditionellen Wortarten. Vollständige Bedeutungen haben z.B. Substantive wie *Lehrer*, *Baum*, Adjektive wie *gut*, *grün* und Verben wie *schlafen*. Andere Substantive wie *Mitglied*, Verben wie *bekommen* und Adjektive wie *ähnlich* dagegen sind ergänzungsbedürftig und also synsemantisch.

1.6.4. Denotative/nicht denotative Bedeutung

Viele Klassifikationen verwenden als Kriterium für die Einteilung in Begriffs- und Funktionswörter die Bezeichnungsfunktion der Wörter. Als begrifflich wird die Wortbedeutung verstanden, wenn mit den Wörtern Gegenstände, Erscheinungen, Prozesse, Merkmale etc. der Welt oder der Realität verallgemeinernd benannt werden können. In der Regel erkennt man diese Fähigkeit den Hauptwortarten Substantiv, Verb, Adjektiv und Adverb zu. Funktionswörter werden gewöhnlich nicht als Zeichen für Erscheinungen der äußeren Welt verstanden, man schreibt ihnen häufig die Funktion zu, auf geistige Tätigkeiten des erkennenden Subjekts bzw. des Sprechers zu verweisen. Solche Auffassungen kennen wir schon aus dem Mittelalter.

Besonderen Schwerpunkt legten die Vertreter der sogenannten „inhaltbezogenen Grammatik“ auf diesen Aspekt der Wortbedeutung. So unterscheidet Brinkmann (1950/51) zwischen den „höheren“ Wortarten Substantiv, Verb, Adjektiv und Adverb, in denen eine „geistige Prägung“ der Außenwelt zum Ausdruck komme, und mit denen der Mensch in der

Lage sei, die Welt auf eine besondere Weise abzubilden, während dies mit Wortarten wie Konjunktionen oder Präposition nicht möglich sei. Aus diesem Grunde bezeichnet er letztere als „niedere“ Wortarten.

Auch Hempel (1954) vertritt eine „inhaltbezogene“ Grammatik und unterscheidet wie Brinkmann Nennwörter (Substantiv, Adjektiv, Verb und Adverb), mit denen Teile der Wirklichkeit benannt werden, von den Fügwörtern (z.B. Konjunktionen), die sich nicht auf Teile der Wirklichkeit beziehen und daher oft als bedeutungsleer verstanden werden. Hempel schließt sich jedoch nicht der damals geläufigen Ansicht an, daß ein Wort nur dann Bedeutung hat, wenn es auf ein Denotat, d.h. eine begriffliche Verallgemeinerung von Ausschnitten der äußeren Welt verweist, und anderenfalls bedeutungsleer ist. Er betrachtet die Bedeutung der Fügwörter zwar als nicht-denotativ, denn sie bezögen sich nicht auf Teile der Wirklichkeit. Nichtsdestoweniger käme in ihrer Aufgabe, dem geistigen Ordnen der durch die Nennwörter benannten Teile der Wirklichkeit, die höchste gestalterische Kraft der Sprache zum Ausdruck.

Der Bezug auf die Realität oder das Denotat ist zu allen Zeiten ein häufiges Kriterium für die Ausgrenzung der Funktionswörter gewesen.

1.6.5. Deskriptive/logische Konstanten

Dieses Kriterium liegt auch der Unterscheidung von deskriptiven und logischen Konstanten in satzsemantischen Modellen zugrunde (Bäuerle 1985). Wörter mit deskriptivem Inhalt beziehen ihre Bedeutung nicht nur aus ihrer Funktion als Komponenten der Satzbedeutung, sie verweisen gleichzeitig auch auf empirische Wissensbereiche, die im Rahmen der kompositionellen Satzsemantik nicht als sprachliches Wissen gelten, welches den eigentlichen Gegenstand der Semantik bildet. Auch in diesem theoretischen Rahmen gibt es nur eine Grobeinteilung in Wörter, die neben kompositionellen Eigenschaften auch einen deskriptiven Inhalt haben, d.h. die auf empirisches Wissen verweisen, und andere, als deren Inhalt allein Spezifikationen für die Komposition der Teilausdrücke zu komplexen Einheiten gilt.

Eine scharfe Trennung zwischen beiden Typen von Wörtern ist auch hiermit nicht zu erreichen, da bestimmte Wortklassen nicht so eindeutig dem einen oder dem anderen Typ zuzuordnen sind. Jedoch ist die Begründung für die Zuordnung der Wortklassen zu den Bedeutungstypen etwas eindeutiger als bei anderen Einteilungen. Erkennbar ist die Verwandtschaft zu den Klassifikationen von Fries (1952) u.a., die Wörter mit lexikalischer

und struktureller von Wörtern mit struktureller ohne lexikalische Bedeutung unterschieden. Fries hatte aber die semantische Seite der Wörter mit nur struktureller Bedeutung nur sehr vage gekennzeichnet.

Auch die häufig gemachte Einteilung in Begriffs- und Beziehungsbedeutung von Wörtern ging schon in die Richtung auf eine Unterscheidung zwischen deskriptiver und logischer Funktion. Der englische Sprachtheoretiker Tooke (1798-1805) hatte dieses Kriterium als das Wesentliche angesehen und eine Parallele zwischen natürlicher Sprache und der Sprache der Mathematik hergestellt. Der Fehler seiner Klassifikation und der aller seiner Vorfahren und Nachfolger, die ebenfalls zwischen Wörtern mit begrifflicher und anderen mit relationaler Bedeutung unterscheiden wollten, ist jedoch, daß im Wortschatz natürlicher Sprachen diese beiden Bedeutungstypen in der Regel nicht in reiner Form getrennt nach Wortklassen vorkommen, sondern gemischt. Auch Lutzeier (1985) wies erst kürzlich darauf hin, daß dieses Kriterium für eine Unterscheidung von Auto- und Synsemantika nicht taugt. Besonders das Verb ist die typische Wortklasse, die begriffliche und relationale Bedeutung verbindet.

Die in der kompositionellen Satzsemantik gemachte Einteilung beruht auf einem anderen Kriterium: Logische Wörter oder Funktionswörter sind in diesem Modell solche, die sprachliche Äquivalente für aussagenlogische Operatoren sind, das sind vor allem die logischen Junktoren \sim , \wedge , \vee , \rightarrow , die Quantoren \forall , \exists und die modallogischen Operatoren \diamond , \square .

Sprachliche Äquivalente für diese logischen Ausdrücke sind vor allem Konjunktionen, Quantorenausdrücke wie auch Artikel und Satzadverbien. Diese Wortarten werden im Rahmen des Modells als typische Funktionswörter betrachtet, der Status anderer, z.B. der Präpositionen, ist weniger eindeutig.

Nach dem Modell der kompositionellen Satzsemantik sind sogenannte logische Wörter sprachliche Äquivalente für aussagenlogische Funktoren. Diese spezifizieren Relationen zwischen Sätzen. Auch Prädikate, die Relationen innerhalb von Sätzen spezifizieren, werden im Rahmen des Modells als Funktoren dargestellt. Sprachliche Ausdrücke für Prädikate oder Funktoren mit Individuenvariablen oder -konstanten als Argumente sind typischerweise Verben und Präpositionen. Sie sind durch das genannte Kriterium von den logischen oder Funktionswörtern abgegrenzt.

Kriterium für logische oder Funktionswörter ist also nicht die relationale Bedeutung schlechthin, die auch Wortarten mit begrifflicher oder deskriptiver Bedeutung haben, z.B. Verben. Kriterium ist ihr Status als

Äquivalent für aussagenlogische Operatoren, für Funktoren mit Argumenten vom Typ Satz.

Sprachliche Äquivalente von Funktoren mit Individuenkonstanten oder -variablen zählen nicht zu den Funktionswörtern im Modell der kompositionellen Satzsemantik.

1.6.6. Fazit

Wir haben uns mit der Tatsache auseinanderzusetzen, daß alle im Laufe der Geschichte der Sprachwissenschaft herangezogenen Kriterien nicht geeignet sind, eine scharfe Grenzziehung zwischen den zwei intuitiv immer unterschiedenen Wortartentypen zu ermöglichen. Daß trotz der Unmöglichkeit, eine solche Grenze eindeutig festzulegen, die Tradition dieser Unterscheidung über die Jahrhunderte ungebrochen ist, läßt wohl den Rückschluß zu, daß diese Einteilung dennoch sinnvoll erscheint. Sie reflektiert die Tatsache, daß zumindest die prototypischen Vertreter beider Wortartentypen unterschiedliche Verhaltensweisen zeigen, wenn auch nicht auf alle Exemplare des jeweiligen Typs alle charakteristischen Kriterien zutreffen.

Die folgenden Untersuchungen zur Bedeutungsvariation von Funktionswörtern beschäftigen sich mit einem Aspekt der Funktionswortbedeutung, der im vorangegangenen Text wie auch allgemein in der Diskussion über Bedeutungsfragen bisher eine geringere Rolle spielte. Es ist dies der dynamische Aspekt der Bedeutung. Wie das gesamte Lexikon sind auch Funktionswörter in ihrer Bedeutung nicht absolut statisch, sondern Veränderungen ausgesetzt, wenn auch vielleicht in geringerem Maße als die Hauptwortarten. Da sie keine Erscheinungen der Außenwelt oder andere der Veränderung unterworfenen Begriffe bezeichnen, sondern mentale Operationen, die als unabhängiger von äußeren Faktoren gelten, ist auch ihre Bedeutungsstruktur konstanter. Völlig unzugänglich für Veränderungsprozesse sind jedoch auch die Funktionswortbedeutungen keineswegs. Allerdings sind in diesem Lexikonbereich bestimmte Spezifika erkennbar und möglicherweise sogar Regularitäten, die den Bedeutungswandel von Funktionswörtern kennzeichnen und ihn von den Prinzipien unterscheiden, die für Veränderungsprozesse bei den Bedeutungen der Hauptwortarten festgestellt wurden. Die so festgestellten unterschiedlichen Bedingungen und Konsequenzen von Bedeutungsveränderungen bei unterschiedlichen Wortarten können möglicherweise auch für die Annahme zweier lexikalischer Typen sprechen. Die im Folgenden unter Punkt 2. analysierten Bedeutungsvariationen sind Beispiele

dafür, wie im Funktionswortbereich Bedeutungsveränderungen z.B. sehr oft Konsequenzen auf die Kategorienzugehörigkeit der Wörter haben, eine Erscheinung, die bei den Hauptwortarten in dieser Weise nicht auftritt.

2. Spezifika der Lexikonstruktur von Synsemantika. Kontextuelle Bedingungen für Variabilität der Bedeutung von Lexikoneinheiten

2.1. Bedeutungsvarianten des Adverbs *wohl*²

2.1.1. Zur Spezifik lexikalischer Variation im Adverbialbereich

Das Problem der lexikalischen Mehrdeutigkeit weist einige zusätzliche Aspekte auf, wenn unflektierbare Wortarten der Untersuchungsgegenstand sind. Vor allen Dingen deswegen, weil nicht immer klar ist, ob im Falle unterschiedlicher Gebrauchsweisen eines Wortes Polyfunktionalität oder Polysemie vorliegt. Die Unterscheidung dieser beiden Begriffe trifft z.B. Helbig (1972), um zu trennen zwischen solchen Unflektierbaren, die in unterschiedlichen Funktionen verwendet werden wie z.B. *während*, *seit* und *bis* als Präpositionen und Konjunktionen. Ihre Bedeutung ist von dem Funktionswechsel kaum betroffen.

(1) (a) *Während des Regens war er im Kino.*
und

(1) (b) *Während es regnete, war er im Kino.*

sind quasi synonym. Es sind Fälle von Polyfunktionalität von *während* ohne gleichzeitige Polysemie. Die Unterscheidung der Funktionen eines Lexems als Präposition oder Konjunktion ist meist problemlos aufgrund der verschiedenen morphologisch-syntaktischen Eigenschaften der Elemente des Satzes, zwischen denen sie eine Relation herstellen.

Mit dem Begriff der Polysemie dagegen wird die Unterscheidung mehrerer Bedeutungen eines Wortes anvisiert. Für die Bedeutung von *während* stellt sich die Frage, ob eine einheitliche Bedeutung anzunehmen ist oder mehrere, z.B. eine temporale und eine adversative. In dieser Frage sind unterschiedliche Standpunkte möglich, die als Bedeutungsmaximalismus bzw. -minimalismus bezeichnet wurden. Posner (1979) stellte die Inhalte und Konsequenzen maximalistischer und minimalistischer Bedeutungshypothesen einander gegenüber. Die beiden unterschiedlichen Auffassungen sind Antworten auf die zentrale Frage der Semantik, welche Inhalte einer Äußerung der Bedeutung dieses Ausdrucks und welche den Umständen der Äußerung zuzuschreiben sind. Maximalistische Bedeutungsanalysen zielen darauf ab, möglichst viele inhaltliche Varianten

² Zuerst erschienen in: Deutsche Sprache 20 (1992), S. 219–234.

eines Ausdrucks oder Wortes zu unterscheiden und diese der Wortbedeutung zuzuordnen. Auf diese Weise nehmen sie reichhaltige Wortbedeutungen und vieldeutige Wörter an. Bedeutungsminimalisten dagegen gehen von einem Minimum an Wortbedeutung aus, das in Abhängigkeit von den Äußerungsumständen erweitert und variiert werden kann. Posner als Bedeutungsminimalist reduziert die Bedeutung der Konjunktion *und* auf die des aussagenlogischen Junktors *et*, die weiteren Inhaltselemente von *und* rekonstruiert er durch Anwendung Grice'scher Gesprächsmaximen. Das bedeutet, daß für die Interpretation konjunktionaler Strukturen außer semantischen auch pragmatische Regeln erforderlich sind. Das minimalistische Bedeutungskonzept hat für die Hauptwortarten auch Bierwisch (1983) ausgeführt. Er unterscheidet ebenfalls zwischen semantischer Repräsentation und Äußerungsbedeutung. Das generelle Prinzip der Variantenbildung sieht er in der unterschiedlichen Belegungsmöglichkeit freier Variablen in den semantischen Repräsentationen.

Die anfangs erwähnten zusätzlichen Probleme bei der Analyse mehrdeutiger Adverbien erwachsen aus den Klassifikationsschwierigkeiten dieser Wortklasse. Es ist bekannt, daß Adverbien keine homogene Klasse bilden. Die Subklassifizierung erfolgt nach den Bezugsgrößen (Skopusbereichen), die den sprachlichen Kontext der Adverbiale darstellen. Es ist deshalb leicht einsehbar, daß Kontextvarianten zugleich Veränderungen des Skopusbereichs und damit eine Veränderung der Klassenzuordnung bewirken können. Auf diese Weise entstehen oft Zweifelsfälle in der Wortklassenzuordnung, die bei den Hauptwortarten nicht auftreten.

Wir treffen im Adverbialbereich relativ häufig die Erscheinung an, daß Wörter zugleich polyfunktional und polysem im oben erörterten Sinne sind, d.h., ihre Bedeutungsvariation ist die Folge veränderter Kontextbedingungen. In vielen Fällen gelingt es, die Spezifik der Kontextbedingungen den unterschiedlichen Bedeutungsvarianten zuzuordnen, wie es z.B. Altmann (1979) für das Adverb *selbst* gezeigt hat, dessen syntaktische Umgebungen unterscheidbar sind in Abhängigkeit davon, ob die Gradpartikel in der Bedeutung von „sogar“ vorliegt oder das Adverb mit der Bedeutung „in eigener Person“. Seine Prognose, daß es möglich sein würde, für alle Fälle funktionsbedingter Polysemie die syntaktischen Restriktionen der Lexeme in den verschiedenen Funktionen zu unterscheiden, hat sich aber nicht bewahrheitet. Bekannt sind die Schwierigkeiten bei der Bestimmung der syntaktischen Regeln für den Gebrauch solcher Wörter, die in einer ihrer Bedeutungsvarianten als Modal- oder Abtönungspartikel bezeichnet werden. Es besteht heute weithin Übereinstimmung darüber,

daß ein inhaltlicher Zusammenhang besteht zwischen der Modalpartikelbedeutung solcher Lexeme und anderen Vorkommen des gleichen Lexems in anderen Kontexttypen. Mit der Veränderung des Kontexttyps wechselt auch das Lexem selbst in eine andere Subklasse der Adverbien, eine Variation der Bedeutung ist in solchen Fällen nicht ausgeschlossen.

Eine der Hypothesen für die Analyse von Modalpartikeln ist die, ihre Spezifik aus einer Veränderung des Bezugsbereichs zu erklären. Solche Analysen gibt es für Lexeme, die als Gradpartikeln und als Modalpartikeln verwendet werden. Für die Bedeutung von *nur* gibt es die Analysen von Pérennec (1989) und Abraham (1991), für *auch* Brauße (1989). Der Kern der Erklärungsversuche für die Modalpartikelfunktion von Gradpartikeln besteht in der Überlegung, daß der Funktionswechsel sowie die damit verbundene Bedeutungsvariation auf einem Wechsel des Fokusbereichs beruht. Der Fokus von *auch* und *nur* in Gradpartikelfunktion liegt auf einer Konstituente des Satzes oder Teilen davon, in Modalpartikelfunktion liegt eine maximale Erweiterung des Fokusbereichs auf den ganzen Satz vor. Die Aufgaben einer solchen Erklärung bestehen darin, die Ursache des Fokuswechsels zu finden sowie darin, nach Möglichkeit wahrnehmbare Indizien für diesen Prozeß nachzuweisen. Gerade der letzte Punkt ist schwierig, gibt es doch eine nicht geringe Zahl von Beispielsätzen, für die die Partikel in beiden Funktionen interpretierbar ist, wo also offensichtlich Konstituentenfokus und Satzfokus zusammenfallen, z.B.

(2) *Hast du auch die Haustür zugeschlossen?*

Vorausgesetzt, die Erklärungen in den oben genannten Arbeiten für Polyfunktionalität und die damit verbundene Bedeutungsvariation von Gradpartikel und Modalpartikel sind einleuchtend, so sind damit aber noch nicht alle Probleme für die Klassifikation der Modalpartikeln gelöst. Offen bleibt weiter die Frage des Verhältnisses von Modalpartikeln und Satzadverbien. Beide Typen werden klassifiziert als solche Wörter, die (a) auf Sprechereinstellungen Bezug nehmen und (b) sich auf den ganzen Satz beziehen. Die Kriterien für die Unterscheidung der beiden Wortklassen nach inhaltlichen und formalen Gesichtspunkten sind nicht so streng, daß nicht einige Zweifelsfälle blieben, deren Zuordnung schwerfällt. Es sind dies u.a. *einfach*, *ruhig*, *vielleicht*, *wohl*. *Einfach*, *ruhig* und *wohl* werden außer als Partikel bzw. Satzadverb auch als Adjektiv bzw. als Adverb verwendet. *Einfach* und *ruhig* werden bis heute in beiden Funktionen verwendet, *wohl* nur noch als Partikel, denn als Adjektiv und Adverb ist es veraltet. *Vielleicht* wird heute als polyfunktional und mehrdeutig behandelt: (a) als Satzadverb (in anderer Terminologie Modalwort), (b)

als Modalpartikel, wie z.B. in

- (3) (a) *Vielleicht kommt er noch.*
 (b) *Du hast vielleicht eine Ahnung!*

Während *vielleicht* als ein Fall von Polysemie zwischen Satzadverbbedeutung und Partikelbedeutung gilt, kann *wohl* vom synchronen Standpunkt nicht mehr als mehrdeutig angesehen werden, da die ursprüngliche Bedeutung „gut“ heute veraltet ist zugunsten der heutigen, die den Bezugssatz als eine hypothetische Äußerung des Sprechers ausweist. Damit rückt die Bedeutung in die Nähe solcher Satzadverbien wie *wahrscheinlich*, *vermutlich*, syntaktisch dagegen, z.B. hinsichtlich der Wortstellung erfüllt *wohl* eher die Kriterien für Modalpartikeln, die nicht am Satzanfang vorkommen können.

- (4) (a) Du hast

| |
|----------------------------------------------------|
| vielleicht wahrscheinlich wohl ja doch |
|----------------------------------------------------|

 recht.
- (b)

| |
|-------------------------------------------------------|
| Vielleicht Wahrscheinlich *Wohl *Ja *Doch |
|-------------------------------------------------------|

 hast du recht.

Aus den in (4) zusammengestellten Fakten ergeben sich folgende Fragen, die hier untersucht werden sollen:

- (a) Hat die syntaktische Subkategorisierung von *wohl* als Modalpartikel (MP) semantische Konsequenzen?
- (b) Gibt es einen Bedeutungsunterschied zwischen *wohl* (MP) und *wahrscheinlich* (Satzadverb = Sadv)?
- (c) Worin besteht die modale Komponente der Bedeutung von *wohl*, die das Wort den Modalpartikeln zuordnet?
- (d) Wie konnte sie aus der ursprünglichen Bedeutung „gut“ entstehen?

2.1.2. Besonderheiten im Fall *wohl*

Die Lösung der genannten Fragen (a) – (d) ist ein Schritt zur Klärung der prinzipielleren Fragestellung, auf die ein lexikalisches Interesse an dem Phänomen Modalpartikel sich in erster Linie richten muß:

- (e) Gibt es eine reguläre semantische Relation zwischen der Modalpartikelbedeutung und den anderen Bedeutungsvarianten des betreffenden Lexems?
- (f) Gibt es einen Grund dafür, daß bestimmte Lexeme eine MP-Variante haben?
- (g) Gibt es aus semantischer Sicht eine klassenbildende Eigenschaft aller MP?
- (h) Oder haben vielmehr die syntaktischen und semantischen Eigenschaften der sogenannten „Homonyme“ Einfluß auf den Charakter der gleichlautenden MP?

Da auf die Fragen (e) – (g) z.Z. noch keine befriedigenden Antworten gefunden sind, erscheint es sinnvoll, mit Frage (h) zu beginnen, wobei unterstellt wird, daß (g) vielleicht gar nicht positiv beantwortbar ist. Es wird meistens eine Liste von Funktionen bzw. semantischen Charakteristika genannt, die jeweils nicht für alle MP zutreffend sind. Deutlich erkennbar ist die textkonnektierende Funktion z.B. bei *doch* und *auch*, die sich in Verbindung bringen läßt mit der Bedeutung ihrer „Homonyme“, die ebenfalls präsuppositionale Anteile enthalten. Bei anderen Partikeln, z.B. *nur*, *ruhig* und *wohl* tritt diese Funktion jedoch nicht in dem Maße hervor. Hier wird vor allem die illokutive Funktion wirksam, die die anderen beiden zusätzlich haben. Es ist deshalb der Zweck der Analyse von *wohl* zu prüfen, ob eventuell infolge der Herkunft von einem Adjektiv ein anderer Bedeutungstyp vorliegt.

Wohl ist bereits mehrfach Gegenstand semantischer Analysen aus unterschiedlicher Sicht gewesen, deren Ergebnisse die Arbeit von Thurmair (1989) und das Partikelwörterbuch von Helbig (1988) zusammenfassen. Helbig unterscheidet sechs Bedeutungsvarianten in der Verwendung als Abtönungspartikel, davon eine betonte und fünf unbetonte. Die in unbetonter Stellung vorkommenden Bedeutungsvarianten erfahren ihre Variationen offenbar aufgrund unterschiedlicher Umgebungen. Die für die Bedeutungsvariation relevanten Kontextbedingungen sind die unterschiedlichen Satzmodi.

Um Einblick in den spezifisch modalen Charakter von *wohl* zu gewinnen, suche ich in zwei Richtungen:

- a) Ich verfolge den Weg, den die Bedeutung von *wohl* genommen hat von dem Adverb „gut“ zu den heutigen Bedingungen und versuche Hypothesen über mögliche Ursachen des Bedeutungswandels (Abschnitt 3).
- b) Ich untersuche vom synchronen Standpunkt, inwieweit die konstatierte Bedeutungsvariation von *wohl* durch unterschiedliche Kontexttypen erklärbar ist, und worin die Wortbedeutung selbst besteht. Als für die Bedeutungsvariation relevante Kontexttypen kommen in Frage: 1. Akzentplazierung oder Betonbarkeit von *wohl*, 2. die Satzmodi (Abschnitt 4).

Wohl weist eine starke Bedeutungsvariation auf zwischen der betonten und der unbetonten Variante. Diese Betonungsdubletten treten auch bei anderen Partikeln auf: *denn*, *doch*, *ja* u.a. Es scheint so, daß der Satzakzent entscheidenden Einfluß auf die Bedeutung der Partikeln hat, eine Erscheinung, die andere Wortarten nicht oder nicht in dem Maße aufweisen, wie bereits Weydt (1986) feststellte, der ebenfalls die Erklärung in kontextuellen Bedingungen wechselnder Informationsstruktur sah. Nicht ganz klar ist bisher, warum gerade bestimmte Adverbiale, nämlich die bekannten Betonungsdubletten, besonders anfällig für die so bedingte Bedeutungsvariation waren.

Die Bedeutung von *wohl* schwankt zwischen der der betonten Form, die eine Bekräftigung der im Satz gemachten Behauptung zum Ausdruck bringt, und der der unbetonten Form, die fast das Gegenteil ausdrückt, nämlich Ungewißheit hinsichtlich der Gültigkeit des im Satz ausgedrückten Sachverhalts. Es erscheint auf den ersten Blick unwahrscheinlich, daß allein ein Wechsel in der Position des Satzakzentes in der Lage sein sollte, die Bedeutung eines Wortes so grundlegend zu verändern.

- (5) *Ich habe das wohl gesehen.*
- (6) *Sie hat das wohl vergéssen.*

Auch der Satzmodus hat offenbar Einfluß auf die Bedeutung von *wohl*. In fast allen Satzmodi drückt unbetontes *wohl* Ungewißheit aus, eine Ausnahme machen Fragesätze mit Aufforderungscharakter, die gerade durch

Einfügung des an sich Unsicherheit ausdrückenden *wohl* eine besonders strenge Note erhalten, z.B.

(7) *Bist du wohl still!*

(8) *Wirst du wohl still sein!*

Auch diese Erscheinung bedarf einer Erklärung.

2.1.3. Zur historischen Entwicklung der Wortbedeutung von *wohl*

Ich stütze mich bei der Rekonstruktion der Bedeutungsgeschichte von *wohl* als Ergebnis wechselnder Kontextbedingungen auf Hermann Paul. Sein Ziel war,

„die einzelnen Tatsachen des Wortgebrauchs möglichst in einen historischen und psychologischen Zusammenhang einzureihen. Zunächst mußte bei allen Wörtern, die überhaupt eine Mannigfaltigkeit in der Verwendung zeigen, das Verhältnis der verschiedenen Verwendungsweisen zueinander dargelegt werden. Hierbei haben auch die sonst sehr vernachlässigten Partikeln eingehende Berücksichtigung gefunden.“

So schreibt er in der Vorrede zur ersten Auflage des Deutschen Wörterbuchs 1896. Die Entstehungsgeschichte der heutigen Bedeutungen von *wohl* ist deshalb dort gut zu verfolgen.

Wohl vertrat früher die Stelle eines Adverbs zu *gut*, dem es in der Bedeutung vollkommen entsprach. Aus dieser Stellung ist es mit der Zeit mehr und mehr zurückgedrängt worden, indem *gut* auch adverbiale Funktion übernahm und in dieser immer häufiger wurde. Aber auch *wohl* behielt neben *gut* bis ins 19. Jahrhundert hinein die adverbiale Funktion, die in folgenden Redewendungen bis heute erhalten ist:

(9) *Er tut wohl daran.*

(10) *Wohl bekomm's.*

(11) *Wohl oder übel.*

(12) *Lebe wohl!*

Viele Verwendungen des Wortes in dieser ursprünglichen Bedeutung sind heute veraltet oder in Komposita erstarrt wie *wohlmeinend*, *wohlhabend*, *Wohlbehagen*, *Wohlergehen*, *Wohltat*. Wie H. Paul schreibt, sind *wohl* jedoch durch die Entstehung neuer Verwendungen diejenigen reichlich ersetzt worden, die es an *gut* abgegeben hat. In diesem Prozeß ist seine ursprüngliche Bedeutung oft verblaßt und hat mehrfach sekundäre Beimischungen erhalten.

Auf dem einen Wege hat *wohl* sich zur Konjunktion entwickelt: *sowohl ... als (auch)* ist aus der Bedeutung „so gut wie“ entstanden, was noch erkennbar ist, wenn man die folgenden Sätze vergleicht:

- (13) (a) *Ich kenne sowohl den Vater als (auch) den Sohn.*
 (b) *Ich kenne den Vater so gut wie den Sohn.*

Die Hinzufügung des *auch* zu *als* ist seit H. Pauls Zeiten nahezu obligatorisch geworden.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Entstehung der konzessiven Konjunktion *obwohl* aus der Verwendung von *wohl* in Konzessivsätzen, die mit *ob* eingeleitet wurden, wie es im Deutschen bis zum 19. Jahrhundert die Norm war.

- (14) *Und ob er wohl gekreuziget ist in der Schwachheit, so lebet er doch in der Kraft Gottes.* (Luther)

Zur konzessiven Konjunktion hatte sich *wohl* auch in den Formen *wiewohl*, *gleichwohl*, ursprünglich „wie gut auch“, „wie richtig es auch ist, daß ...“ und „ebensogut, wie wenn etwas, das scheinbar im Wege steht, nicht vorhanden wäre“ entwickelt, diese Formen sind dann jedoch zugunsten von *obwohl* zurückgetreten und gelten heute als antiquiert.

Ein zweiter Weg der Bedeutungsentwicklung von *wohl* ist der Weg zur Partikelbedeutung. H. Paul ist einer der ersten, der die Funktionen dieser Wörter, die heute illokutiv genannt werden, erkannt hatte. Er unterscheidet Verwendungen von *wohl*

- (a) in Aufforderungen, wo es verstärkend wirkt:

(15) *Überlege wohl, was du sagst!*

- (b) wo es aus Fragesätzen eine Aufforderung macht:

(16) *Willst du wohl machen, daß du fortkommst!*

- (c) wo es in Aussagesätzen das Ergebnis von Beobachtungen und Überlegungen ausdrückt:

(17) *Ich sehe wohl, daß meine Bemühungen vergebens sind.*

- (d) wo es denselben Sinn in Fragesätzen ausdrückt:

(18) *Siehst du wohl, daß ich recht habe?*

- (e) Von der die Richtigkeit einer Aussage bekräftigenden Funktion geht Paul auch in den Verwendungen aus, wo *wohl* mit dem Wort *zwar* austauschbar wäre:

(19) *Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.* (Goethe)

Diese Verwendungen sind dadurch gekennzeichnet, daß ein *aber*-Satz folgt. *Wohl* tendiert in diesen Fällen zu der konzessiven Bedeutung wie die Konjunktion *obwohl*.

- (f) In assertiven Fragen wie

(20) *Du hast ihn wohl begleitet?*

(21) *Du bist wohl recht böse?*

hält H. Paul *wohl* für den Ausdruck einer Erwartung auf Bestätigung.

- (g) Erst mit den letzten Beispielen kommt Paul auf die Tatsache zu sprechen, daß *wohl* einerseits Ausdruck der Bekräftigung sein kann, oft aber gerade im Gegenteil auch Unsicherheit ausdrückt und dann der Bedeutung von „wahrscheinlich“ entspricht:

(22) *Er wird wohl kommen.*

In Verbindung mit Maßbezeichnungen hat *wohl* eher die Bedeutung von „ungefähr“:

(23) *Es ist wohl ein Jahr her.*

In diesen Bedeutungsvariationen scheint Paul wie in den anderen von ihm beobachteten Bedeutungsveränderungen ebenfalls ein Entwicklungsphänomen zu sehen: „Aus einer Bekräftigung hat sich *wohl* zum gewöhnlichsten Ausdruck der Unsicherheit entwickelt.“ Er weist auch auf die vergleichbare Bedeutungsentwicklung von *gewiß* hin. Für diese doch sehr bemerkenswerte Bedeutungsentwicklung fehlt jedoch eine Erklärung. Es geht aus der einen kurzen Erwähnung nicht hervor, ob auch Paul Betonungsfragen für diese Bedeutungsvariation verantwortlich machen wollte, die Betonungsvarianten von *wohl* spielen in seiner Bedeutungsgeschichte sonst keine Rolle.

Auf die Konsequenzen der Akzentplatzierung für die Bedeutungsentwicklung der Partikel möchte ich im folgenden eingehen.

2.1.4. Kontextuelle Einflüsse auf die Variation der Wortbedeutung

2.1.4.1. Zur Betonbarkeit der Partikel *wohl*

2.1.4.1.1. Betontes *wohl*

Ohne die Kenntnis der Bedeutungsveränderungen, die das Wort erlebt hat, ist der heutige Zustand, daß *wohl* in betonter Form eine Bekräftigung der Aussage ausdrückt, während die unbetonte Form das gerade Gegenteil, der Ausdruck der Unsicherheit ist, unverständlich. Die Erscheinung, daß wechselnde Position des Satzakzentes die Partikelbedeutung beeinflusst, tritt jedoch mehrfach auf. Bereits Weydt hatte 1986 das Phänomen zum Thema einer Untersuchung gemacht, daß Partikeln die einzige Wortart sind, bei der Betonungswechsel zeichenunterscheidende Konsequenzen nach sich zieht.

In der betonten Variante von *wohl* ist die ursprüngliche Bedeutung „gut“ noch leicht erkennbar:

(24) *Ich verstehe wóhl, was gemeint ist.*

(19) *Die Botschaft hör ich wóhl, allein mir fehlt der Glaube.*

Auch im Nebensatz kann *wohl* betont sein:

(25) *Du kannst dir denken, daß sie das wóhl gehört hat.*

In Imperativsätzen ist betontes *wohl* nicht mehr lebendig, es ist nur in erstarrter Form in

(12) *Lebe wohl!*

erhalten. Auch in Fragesätzen ist betontes *wohl* nur in bestimmten Verbindungen zur Not akzeptabel:

(26) *Ist es euch wóhl ergangen?*

aber:

(27) **Hast du ihn wóhl verstanden?*

Man hält deshalb die betonte Form von *wohl* heute nur noch in Aussagesätzen für lebendig. In diesen hat die ursprünglich adverbiale Verwendung, wie obige Beispielsätze zeigen, eine zusätzliche „Beimischung“ wie H. Paul es nannte. Helbig (1989) beschreibt die Wirkung von betontem *wohl* so, daß dieses einerseits eine Aussage bekräftige, gleichzeitig aber in einräumender Weise eine Einschränkung zur Geltung bringe, die im darauf folgenden Kontext, oft durch einen *aber*-Satz konkretisiert werden könne. Wenn die Beschreibung voll zuträfe, wäre ein solcher Satz

widersprüchlich, denn eine Einschränkung würde die Bekräftigung oder Bestätigung zunichte machen. Es geht also darum zu erklären, wieso bereits Sätze mit betontem *wohl* diese widersprüchlichen Elemente aufweisen können. Unbetontes *wohl* ist in sich nicht widersprüchlich. Es hat die einschränkende Bedeutungsvariante weiterentwickelt bis zum Ausdruck der Unsicherheit bzw. einer Hypothese (Doherty 1979).

Zunächst aber zur Erklärung der „Bedeutungsbeimischung“ von betontem *wohl*. Der Hauptakzent auf *wohl* drückt aus, daß in diesem Wort die Hauptinformation des Satzes konzentriert ist, bzw. daß mit diesem Wort ein Kontrast gegenüber gegebenen Kontext zum Ausdruck kommt. Ein möglicher Kontext von Satz (24) wäre also eine Situation, in der zum Ausdruck kam, der Sprecher des Satzes (24) verstehe nicht recht, was gemeint ist. Betontes *wohl* in der Bedeutung „gut“ ist angebracht, wo es einen Kontrast zu „nicht gut/schlecht“ bildet. Der Ausdruck eines Kontrastes kann als Widerspruch gedeutet werden. Zusätzlich wird dadurch, daß im Falle von *wohl* „gut“ und „schlecht“ in einer Kontrastbeziehung stehen, die Bewertung des Sachverhalts insgesamt umgekehrt, so daß *wohl* zum Ausdruck des Widerspruchs generell werden kann, ähnlich wie *dóch*. Es ist dann schließlich auch in Kontexten einfügbar, die mit seiner ursprünglichen Bedeutung „sehr gut“ nicht mehr in Übereinstimmung sind.

(28) *Er war wóhl hier.*

Ein solcher Ausdruck der Opposition gegenüber einer kontextgegebenen Gegenposition wird zu Recht als Bekräftigung der eigenen Position verstanden.

Wie kommt aber die einräumende Nuance hinzu, die eine derartige Beueuerung einzuschränken scheint? Die konzessive Nuance der Verwendung von betontem *wohl* ist nicht obligatorisch. Satz (24) z.B. ist sehr gut in einem Kontext denkbar, in dem eine solche Behauptung ohne jede Einschränkung Gültigkeit haben soll. Sehr häufig treten diese Sätze aber offensichtlich in Zusammenhängen auf, in denen der Sprecher auf seine im *wohl*-Satz ausgedrückte Gegenposition einen *aber*-Satz folgen läßt, der einen neuen Gesichtspunkt in die Debatte bringt.

(24) (a) *Ich verstehe wóhl, was gemeint ist, aber ich bin anderer Ansicht / aber es interessiert mich nicht.*

Das Ziel des im *aber*-Satz zum Ausdruck gebrachten Redebeitrags ist nicht, die Gültigkeit des im ersten Teilsatz Gesagten einzuschränken, diese wird voll aufrecht erhalten. Das Ziel der Fortsetzung durch *aber* ist

ein anderes. Die Absicht bei der Äußerung von (24) (a) kann sein: Mit dem ersten Teilsatz widerspricht der Sprecher der seiner Ansicht nach falschen Meinung, er verstehe nicht was gemeint ist, im durch *aber* eingeleiteten zweiten Teilsatz verfolgt er die Absicht, den Adressaten darüber aufzuklären, daß nicht die vermutete Unwissenheit der Grund für die Mißverständnisse war, sondern gegensätzliche Ansichten / mangelndes Interesse. Die Geltung des im ersten Teilsatz mit *wohl* Gesagten wird also im durch *aber* eingeleiteten zweiten Teilsatz nicht eingeschränkt, sondern es wird ein anderer Gesichtspunkt für die Diskussion ins Gespräch gebracht, der die Argumentation in eine neue Richtung führt. Dies ist das Wesen der adversativen und auch der konzessiven Relation zwischen Sätzen.

Ein solcher Kontext ist offenbar für die Verwendung von *wohl* so geläufig, daß diese kontextuelle Variante in die Bedeutung von *wohl* als „Beimischung“ eingegangen ist, was in noch stärkerem Maße bei der unbetonten Verwendung der Fall ist.

2.1.4.1.2. Unbetontes *wohl*

In unbetonter Position, z.B. wenn das Verb den Hauptakzent im Satz trägt, wird *wohl* kaum noch als Adverb zu *gut* interpretiert, und auch die Bedeutung hat sich mehr oder weniger verloren. Die ursprünglichen „Beimischungen“ sind zu Hauptbedeutungen geworden. Die Bedeutung von *wohl* hat sich in unbetonter Position in zwei Richtungen entwickelt:

Der eine Zweig ist die Entwicklung zur konzessiven Bedeutung, die auch schon bei betonten Formen bemerkbar war. Wie Verlagerung des Akzents diese Entwicklung vorantreibt, kann man ermessen, wenn man zwei sonst identische Sätze vergleicht, die sich lediglich in der Position des Hauptakzents unterscheiden:

- (19) (a) *Die Botschaft hör ich wóhl, allein mir fehlt der Glaube.*
 (b) *Die Botschaft hór ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.*
- (24) (a) *Ich verstehe wóhl, was gemeint ist, aber ich bin anderer Ansicht.*
 (b) *Ich verstéhe wohl, was gemeint ist, aber ich bin anderer Ansicht.*

Die einräumende, konzessive Bedeutung ist in den unbetonten Formen von *wohl* so ausgeprägt, daß *wohl* in diesen Sätzen synonym mit *zwar* oder *schon* erscheint. Ebenso wie *zwar* erfordert *wohl* in der konzessiven Bedeutung den Anschluß eines *aber*-Satzes. Während Satz (24) (a) mit betontem *wohl* ohne den Anschluß eines *aber*-Satzes für sich allein als

Behauptung einen Sinn ergibt, ist Satz (24) (b) ohne den *aber*-Satz unvollständig bzw. unverständlich. Das bedeutet, daß dieser im Unterschied zu (a) den Anschluß eines *aber*-Satzes erfordert, weil er nur konzessiv interpretierbar ist. Durch den Akzentwechsel ist die Betonung einer Gegenposition durch *wohl* in (b) nicht mehr aktuell, dagegen tritt durch die Gegenüberstellung zweier nun gleichwertiger Gesichtspunkte der konzessive Charakter des Satzes stärker hervor: Es gilt zwar *p*, aber auch *q*.

(24) (b) erfordert den Anschluß eines *aber*-Satzes und erlaubt nur die konzessive Interpretation. In Sätzen mit anderer lexikalischer Ausfüllung des ersten Teilsatzes ist *wohl* in der gleichen Position aber auch ohne anschließenden *aber*-Satz möglich und dann als „wahrscheinlich“ interpretierbar. Der Satz

(24) (c) **Ich verstéhe wohl, was gemeint ist.*

ist ohne *aber*-Fortsetzung und im Sinne von „wahrscheinlich“ nicht sinnvoll interpretierbar, weil Mutmaßungen über Bewußtseinsinhalte der eigenen Person als abweichend erscheinen, Mutmaßungen über Bewußtseinsinhalte anderer Personen dagegen als sinnvoll:

(29) *Sie verstéhen wohl, was gemeint ist.*

Mutmaßungen über eigenes Nichtverstehen ergeben ebenfalls einen Sinn:

(30) *Ich verstehe wohl nicht, was hier vorgeht.*

Andere Beispiele für die Erscheinung, daß ein folgender *aber*-Satz unbetontem *wohl* eine konzessive Bedeutung gibt, die es ohne einen solchen Anschluß nicht hätte, sind die folgenden Sätze. In Satz (32) ist die Bedeutung „gut“ noch rekonstruierbar, in Satz (31) nicht.

(31) *Er hat die Prüfung wohl bestanden, aber nicht sehr gut.*

(32) *Das kann man wohl sagen, aber nicht schreiben.*

Die jeweils ersten Teilsätze von (31) und (32) haben ohne den Kontext des folgenden *aber*-Satzes die Bedeutung von Hypothesen im Sinne von Doherty (1979). *Wohl* tritt im Sinne von „wahrscheinlich/vermutlich“ auf.

Die Bedeutungsentwicklung von *wohl* zu „wahrscheinlich“, dem Ausdruck der Ungewißheit, geht in eine andere Richtung als die Entwicklung zur konzessiven Bedeutung, denn in der konzessiven Verwendung drückt *wohl* niemals Ungewißheit aus. Der *aber*-Satz bedeutet keine Einschränkung im Grad der Gewißheit, sondern beide Teilsätze drücken dezidierte Mei-

nungen aus, die allerdings in der oben beschriebenen Weise in einem adversativen Zusammenhang stehen.

Die Entwicklung von *wohl* zu einem Ausdruck der Unsicherheit oder Ungewißheit ist heute nicht mehr mit Bestimmtheit rekonstruierbar. Man kann nur mehr oder weniger plausible Hypothesen aufstellen, z.B. indem man die Bedeutung aus Kontexten erklärt, in denen auch heute noch eine gewisse Nähe der Bedeutungen von „gut“ zu der von „wahrscheinlich“ auffällt. Das ist der Fall

(a) in Verbindung mit Ausdrücken, die selbst Ungewißheit bedeuten:

(33) *Es ist gut/wohl möglich, daß ...*

(34) *Es ist gut/wohl denkbar, daß ...*

(35) *Es kann gut/wohl sein, daß ...*

(b) In Verbindung mit Maßangaben relativiert auch heute *gut* die Präzision der Maßangabe, allerdings nur in Richtung auf das nächsthöhere Maß, was für *wohl* nicht der Fall ist.

(36) *Es ist gut/wohl ein Jahr her.*

(37) *Ich habe gut/wohl zehn Minuten gewartet.*

Gut in Verbindung mit Maßangabe ist heute noch lebendig und es charakterisiert das Maß als Mindestwert. *Wohl* hatte die allgemeinere Bedeutung von „ungefähr“, ist aber in Verbindung mit Maßangaben nicht mehr lebendig.

Plausibel ist auch der Versuch, eine Parallele zwischen verschiedenen Ausdrücken herzustellen, die alle einen Grad der Gewißheit ausdrücken: *wohl*, *gewiß*, *sicher*, *bestimmt*. Für sie alle ist charakteristisch, daß sie in betonter Position einen hohen Grad der Gewißheit ausdrücken, in unbetonter Positionen einen niedrigeren Grad und so der Bedeutung von „wahrscheinlich“ näherrücken. In der betonten Variante kann die Bedeutung dieser Lexeme umschrieben werden mit „mit hoher Sicherheit“, in der unbetonten Position drücken sie einen weniger hohen Grad der Sicherheit aus, etwa „mit ziemlicher Sicherheit“.

2.1.4.1.3. Effekte der Akzentplatzierung auf die Bedeutung einiger Satzadverbien

In kontextfreien Sätzen, solchen, die keine aus dem vorangehenden Kontext erklärbaren Akzentsetzungen aufweisen, ist das Satzadverb (*Sadv*) stets in unbetonter Position, ob es sich nun in Endposition oder innerhalb

des Satzes befindet. Wenn ein Sadv in einer Satzverwendung betont erscheint, so wird damit meistens, aber nicht immer (Hetland 1989, S. 233), ein Kontrast ausgedrückt. Der durch das Satzadverb bestimmte Grad der Gewißheit oder Überzeugung hinsichtlich des im Satz benannten Sachverhalts wird kontrastiert mit anderen möglichen Überzeugungsgraden. Die Sadv, die einen Überzeugungsgrad ausdrücken, sind unterschiedlich gut kontrastierbar. Während die Sadv, die einen niedrigeren Grad der Überzeugung ausdrücken, weniger leicht kontrastierbar erscheinen, wirkt Kontrastbetonung auf Sadv, die einen höheren Grad der Überzeugung ausdrücken, geläufiger.

Nach Lang (1979, S. 201f.) ist dies überhaupt die einzige Gruppe, die einen Hauptakzent tragen kann. Hetland (1989, S. 235) ist dagegen der Ansicht, daß betonte Sadv keine Ausnahmeerscheinung sind.

(38) *Die Reparatur wird wahrscheinlich/vielleicht rechtzeitig fertig.*

(39) *Die Reparatur wird*

| |
|--------------------|
| <i>sicher</i> |
| <i>bestimmt</i> |
| <i>gewiß</i> |
| <i>natürlich</i> |
| <i>tatsächlich</i> |
| <i>wirklich</i> |

rechtzeitig fertig.

Nur die ersten drei dieser Sadv, die Ausdrücke für Gewißheit sind, zeigen jedoch die Erscheinung, daß die Betonung Auswirkungen auf die Bedeutung hat. In unbetonter Stellung nimmt der Grad der Gewißheit, den sie zum Ausdruck bringen, ab.

(40) *Die Reparatur wird*

| |
|-----------------|
| <i>sicher</i> |
| <i>bestimmt</i> |
| <i>gewiß</i> |

rechtzeitig fertig.

Eine weitere Nuance ist jedoch in allen den Fällen feststellbar, in denen das Sadv betont ist. Mit der Betonung des Sadv verstärkt sich der Eindruck, daß der Sprecher den hohen Grad der Überzeugung, den er hinsichtlich der Geltung des Sachverhalts hat, besonders hervorheben und bekräftigen möchte (im Kontrast zu anderen Einstellungen, die nicht von

dieser starken Überzeugung geprägt sind). Auf diese Weise wird in betonter Position nicht nur der Grad der Gewißheit hervorgehoben, den das Sadv ausdrückt, sondern auch der andere Teil der Wortbedeutung dieser Ausdrücke für Sprechereinstellungen, nämlich, daß dieser hohe Grad der Überzeugung die Position des Sprechers ist (in möglichem Kontrast zu anderen Positionen).

Die Hervorhebung der Sprecherposition durch Betonung erfolgt deutlich bei den Sadv *bestimmt*, *gewiß*, *sicher*, wodurch diese einen hohen Grad der Überzeugung (des Sprechers) zum Ausdruck bringen. Ohne den Kontrastakzent auf dem Sadv, wenn diese ohne besondere Hervorhebung verwendet werden, erscheint ihre Bedeutung jedoch abgeschwächt. Für die Ausdrücke der Gewißheit bedeutet dies, daß die Gewißheit des Sprechers, die ja auch von den unbetonten Sadv ausgedrückt wird, nicht so hervortritt wie in betonter Position. Warum aber die Betonung im Falle von *natürlich* tatsächlich, wirklich *nicht so deutliche Effekte zeitigt*, ist noch nicht klar.

Um auf die Verwendung von *wohl* in unbetonter Position zurückzukommen, so ist die damit verbundene Abschwächung der Bedeutung noch weiter fortgeschritten als bei *bestimmt*, *gewiß* und *sicher*.

Während in den Sätzen (42) (a) – (d)

(42) Sie versteht $\left[\begin{array}{l} \text{(a) } \textit{w\acute{o}hl} \\ \text{(b) } \textit{bestimmt} \\ \text{(c) } \textit{gewi\ss} \\ \text{(d) } \textit{sicher} \end{array} \right]$, was gemeint ist.

der ausgedrückte Grad der Gewißheit identisch sein mag, wird (43) (a) als Ausdruck eines geringeren Grades von Gewißheit interpretiert als (43) (b) – (d). *Wohl* kann als Synonym von „wahrscheinlich“ gelten, die anderen drei Sadv drücken einen höheren Grad von Gewißheit aus.

(43) Sie verst\`eht $\left[\begin{array}{l} \text{(a) } \textit{wohl} \\ \text{(b) } \textit{bestimmt} \\ \text{(c) } \textit{gewi\ss} \\ \text{(d) } \textit{sicher} \end{array} \right]$, was gemeint ist.

2.1.4.2. Zum Einfluß der Satzmodi auf die Wortbedeutung von unbetontem *wohl*

2.1.4.2.1. In Fragesätzen

In Entscheidungsfragesätzen ist das Vorkommen von *wohl* etwas weniger geläufig als in durch *ob* eingeleiteten selbständigen Nebensätzen:

- (44) (a) *?Ist Tom wohl schon zu Haus?*
 (b) *Ob Tom wohl schon zu Haus ist?*
 (45) (a) *?Kommt Beate wohl rechtzeitig zurück?*
 (b) *Ob Beate wohl rechtzeitig zurückkommt?*

Durch *ob* eingeleitete Fragen kann der Fragende monologisch an sich selbst richten, dieser Fragetyp findet aber auch in Dialogen Verwendung:

- (46) *Was denkst du? Ob das Wetter sich wohl bis morgen hält?*

Häufig tritt *wohl* auch in Fragesätzen auf, die durch Modalverben eingeleitet sind

- (47) *Können Sie mir wohl mal helfen?*
 oder durch *werden*

- (48) *Wird der Zug wohl pünktlich ankommen?*

Weiterhin kommt *wohl* vor in W-Fragesätzen (Verb-zweit und Verb-letzt). In diesen Kontexten wird es leicht rhetorisch interpretiert. Die nicht-rhetorische Interpretation ist aber auch möglich:

- (49) *Warum hat er das wohl gemacht.*
 (50) *Warum er das wohl gemacht hat?*
 (51) *Wann sie wohl zurückgekommen ist?*
 (52) *Wie ist sie wohl dorthin gekommen?*
 (53) *Wen man wohl danach fragen kann?*
 (54) *Wo er jetzt wohl ist?*

Mit assertiven Fragen ist *wohl* ebenfalls verträglich:

- (55) *Eva ist wohl schon zu Haus?*
 (56) *Du hast wohl den Zug verpaßt?*

Die Bedeutung von *wohl* in assertiven Fragen ähnelt der in Deklarativsätzen. Auch hier drückt es eine Hypothese aus und ist synonym mit *wahrscheinlich*. Es wird die Frage gestellt: Ist meine Hypothese richtig, daß p? So auch die Analyse von Doherty (1979, S. 124). Im Sinne von

„wahrscheinlich“ hat sich die Bedeutung von *wohl* bereits ganz von der ursprünglichen Bedeutung „gut“ getrennt, und es ist in Kollokationen verwendbar, die sich mit der früheren Bedeutung nicht vertragen

(57) *Du hörst wohl schlecht?*

(58) *Du verstehst mich wohl nicht?*

Ob allerdings die Annahme zutrifft, *wohl* drücke auch in den anderen Fragesatztypen (44) – (45) eine Hypothese im Sinne von „wahrscheinlich“ aus, erscheint mir fraglich. Es sieht eher so aus, als habe *wohl* im Kontext von Entscheidungsfragen eine weitere Bedeutungsverschiebung erfahren in Richtung auf einen noch geringeren Grad der Gewißheit, der es eher in die Nähe von *vielleicht* bringt. Dieses *Sadv* ist im Unterschied zu *wahrscheinlich* mit Fragesätzen auch vereinbar. Und darüber hinaus ist auch in W-Fragesätzen eine spezifische Bedeutungsnuance von *wohl* bemerkbar. Der in solchen Kontexten ausgedrückte Grad der Gewißheit ist zwischen „vielleicht“ und „wahrscheinlich“ angesiedelt, etwa bei „möglicherweise“.

2.1.4.2.2. In Fragesätzen mit Aufforderungscharakter

Eine häufige Verwendung von *wohl* ist die in Entscheidungsfragen, die dem Illokutionstyp nach barsche Aufforderungen sind:

(59) *Gehst du wohl da weg!*

(60) *Werdet ihr wohl still sitzen!*

Diese Verwendung ist relativ leicht zu erklären, wenn wir wie oben die Bedeutung von *wohl* in Entscheidungsfragen als „vielleicht“ interpretieren. Die Partikel *wohl* ist aber nicht selbst in der Lage, wie manchmal behauptet wird, einem beliebigen Entscheidungsfragesatz diese illokutive Funktion zu verleihen. Eine Voraussetzung für diese Verwendung ist vielmehr, daß der Fragesatz als Aufforderung interpretierbar ist. Dafür sind mehrere Bedingungen erforderlich:

(a) Der Fragesatz enthält ein Personalpronomen in der zweiten Person.
Interrogat. Interpret.: ?

(62) *Kommst du wohl gleich zurück?* <
Imperativ. Interpret.: o.k.

(b) Das Verb des Fragesatzes ist ein Handlungsverb.
Interrogat. Interpret.: ?

(63) *Gehst du wohl nach Haus!* <
Imperativ. Interpret.: o.k.

- (64) *Merkest du wohl den Unterschied?* < Interrogat. Interpret.: o.k.
 Imperativ. Interpret.: *

Diese beiden Bedingungen müssen mindestens erfüllt sein, damit Entscheidungsfragesätze als Aufforderungen interpretiert werden können. Man bemerkt, daß solche Sätze mit entsprechender Intonation auch ohne die Verwendung der Partikel *wohl* als Aufforderungen verstanden werden. *Wohl* hat in diesen Vorkommen eindeutig die Bedeutung von *vielleicht*, mit dem es in der gleichen illokutiven Funktion auch austauschbar ist.

- (65) *Gehst du vielleicht nach Haus!*

Es liegt eine ironische oder rhetorische Verwendung dieser Wörter vor. *Vielleicht* ist außer in den genannten Kontexten in ironischer Redeweise auch in Deklarativsätzen verwendbar. Wie in Fragesätzen ist es dann nicht Ausdruck der Unsicherheit, sondern im Gegenteil besonderer Sicherheit:

- (66) *Ich hab vielleicht einen Hunger!*
 (67) *Ihr habt vielleicht eine Ahnung!*

Satz (67) erfordert außer bei *vielleicht* noch eine weitere Umdeutung von *eine* → „keine“. Eine Paraphrase wäre „Ihr habt auf jeden Fall keine Ahnung!“ Andere rhetorische Umdeutungsmöglichkeiten von *vielleicht* sollen hier unerwähnt bleiben. Ironische Umdeutung ist auch nicht auf *Sadv* beschränkt, sondern ein rhetorisches Mittel, das auf andere sprachliche Kategorien ebenfalls anwendbar ist. Es sei nur an die Anrede

- (68) *Mein lieber Freund!*

erinnert, die auch den völlig entgegengesetzten Sinn erhalten kann.

Die hier beschriebenen Kontextbeschränkungen für *wohl* legen folgende Schlüsse nahe:

- (a) Die Bedeutung dieser Partikel variiert in Abhängigkeit vom Kontexttyp, hier dem Typ des Fragesatzes.
- (b) Diese Eigenschaft hat *wohl* mit anderen Modalpartikeln gemeinsam (*ja, auch, doch* u.a.), deren Bedeutung ebenfalls mit wechselndem Kontext variiert.
- (c) Sie unterscheidet *wohl* von *Sadv* mit ähnlicher Bedeutung, die weniger Schwankungen unterliegen, dafür mit weniger Kontexttypen (Satzmodi) vereinbar sind.

(d) Die Variabilität und Kontextabhängigkeit der Bedeutung ist eines der Spezifika von Modalpartikeln, die diese auch von den *Sadv* unterscheidet.

(e) Es muß bezweifelt werden, daß Modalpartikeln generell die ihnen oftmals zugeschriebene Fähigkeit besitzen, die Illokution eines Satzes zu beeinflussen. Im Falle von *wohl* sieht es vielmehr so aus, daß die spezifische Bedeutung der MP nur mit bestimmten Typen von Satzäußerungen vereinbar ist und das unter Beachtung weiterer Restriktionen.

2.1.4.3. Skopuserweiterung und Bedeutungswandel

Adverbien werden u.a. subklassifiziert nach ihrem Skopusbereich. Adverbial gebrauchte Adjektive beziehen sich nur auf eine Konstituente des Satzes, das Adjektiv, das sie modifizieren. Satzadverbien haben die ganze Proposition des Satzes in ihrem Skopus, Modalpartikeln den ganzen Satz einschließlich des Satzadverbs. Modalpartikeln unterscheiden sich von den gleichlautenden Formen, die als Adverb fungieren, in ihrem Bezugs- oder Skopusbereich. Parallel mit der Bedeutungsveränderung von *wohl* hat sich auch eine Erweiterung des Skopusbereichs vollzogen. Sätze, die noch zwei Interpretationen zulassen, die ursprüngliche Bedeutung "gut" neben „vermutlich/wahrscheinlich“ sind ambig hinsichtlich ihrer Skopusverhältnisse, so

(69) *Sie hat das wohl gesehen.*

(a) *Sie hat das [wohl [gesehen]]* = „gut“

(b) *wohl [sie hat das gesehen] .* = „wahrscheinlich“.

In anderen Fällen ist nur die Interpretation als Modalpartikel mit Satzskopus möglich, z.B. in Satz

(70) *Du bist wohl böse? wohl [du bist böse?] ,*

die etwa mit dem Satz zu umschreiben wäre: „Ist meine Vermutung richtig, daß du böse bist?“

Das z.Z. nicht hinreichend geklärte Problem, ob Modalpartikeln auch Skopus über den Satzmodusoperator, in (70) den Frageoperator haben, soll hier nicht angeschnitten werden.

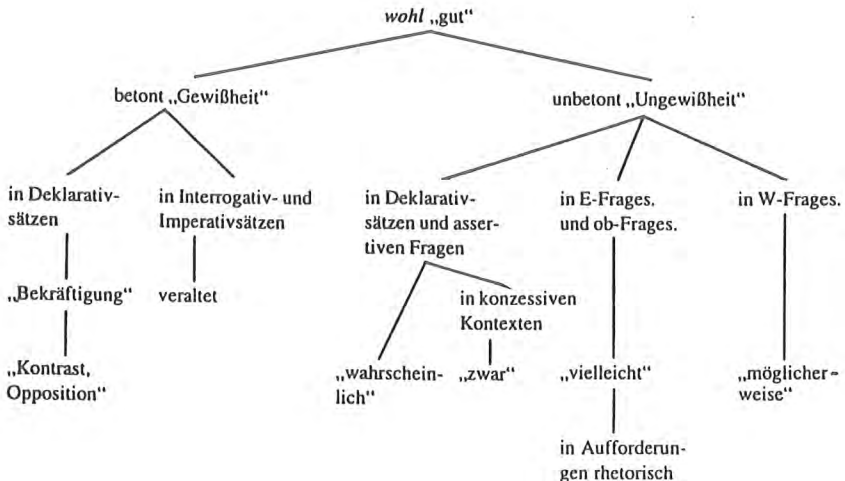
Ein weiteres Feld für Untersuchungen ist die Frage, welche Wörter unter welchen Bedingungen eine solche Skopuserweiterung mit gleichzeitiger Bedeutungsvariation zur Modalpartikel zulassen. Erst mit der Lösung

dieser Frage können auch die unter (e) – (h) unter Punkt 2.1.2 dieser Arbeit gestellten beantwortet werden.

2.1.5. Fazit

In den Fragen (a) – (d) unter Punkt 2.2.1. zur Bedeutungsvariation von *wohl* konnte dagegen einiges geklärt werden. Es wurde deutlich, welche semantischen Effekte Verlagerungen des Hauptakzents im Satz hervorrufen können. Vielleicht sind auch die Ausführungen unter Punkt 2.1.4.2 zur Stützung der Hypothese überzeugend, daß nicht die Partikel *wohl* den Satzmodus modifiziert, sondern umgekehrt die Bedeutung der Partikel durch die Umgebungen wie Konzessivsätze und unterschiedliche Satzmodi modifiziert oder variiert wird. In dem größeren semantischen Variationspektrum nach unterschiedlichen Kontexten besteht womöglich die Spezifik der Wörter, die auch eine Modalpartikelvariante aufweisen. Satzadverbien haben möglicherweise einen festeren Bedeutungskern, der sich nicht allen Kontexten anpaßt, und sie sind aus diesem Grunde auf eine geringere Zahl von Kontexten beschränkt.

Im Unterschied zu vielen Modalpartikeln wie *auch*, *denn*, *doch*, *eben*, *ja* hat *wohl* deren textkonnektierende Funktion jedoch nicht. Es ist kein Bezug des *wohl*-Satzes auf andere Einstellungsbekundungen in der Äußerungssituation feststellbar. Die textkonnektierende oder einstellungsregulierende Funktion kann deshalb wahrscheinlich nicht als übergreifendes semantisch-funktionales Kriterium für die Wortklasse Modalpartikel Verwendung finden.



2.2. Funktionale Varianten von *schon*. Adverb, Gradpartikel, Modalpartikel

2.2.0. Problemstellung

Die Bedeutung von *schon* hat einen ähnlichen Verlauf genommen wie die von *wohl*. Nach Hermann Paul, „Deutsches Wörterbuch“ ist *schon* ursprünglich die Adverbform zu *schön* und hat auch die Bedeutung „in schöner, gehöriger Weise“, „so daß nichts mehr mangelt“ umfaßt. Aus diesem Ursprung entwickelten sich mehrere Bedeutungsstränge, deren Gemeinsamkeiten teilweise kaum noch erkennbar sind. Sie ähneln in mancher Hinsicht der Bedeutungsentwicklung von *wohl*, in einigen Punkten unterscheiden sie sich aber auch davon. Die Bedeutungsvariation hat zu einem großen Teil ihre Ursache in den unterschiedlichen Umgebungen, in denen die Partikel auftreten kann. Aus den sprachlichen Umgebungen werden u.a. die folgenden Phänomene für Bedeutungsveränderungen wirksam: Satzakzent, Satzmodus, Negationselemente, Einbettung in Haupt- oder Nebensatz und die Art des Vorgänger- bzw. Folgesatzes. Die Wirkung solcher Erscheinungen auf die Bedeutung von *schon* soll im einzelnen untersucht werden. Dabei wird sich zeigen, daß so nicht nur erhebliche Bedeutungsveränderungen entstehen, sondern daß auch die für die Wortklassenzugehörigkeit verantwortlichen Eigenschaften sich auf diese Weise verändern. In der Gegenwartssprache tritt *schon* heute im wesentlichen in drei Erscheinungsformen auf:

1. In der betonten Form, die entweder als Adverb oder als betonte Modalpartikel bezeichnet wird, etwa wie in folgendem Beispiel

(1) *Aber Herr Schäuble, die Koalition hat schön den Wahltermin vorverlegt.*

2. In der unbetonten Form gibt es Verwendungsweisen, die unbestritten als Modalpartikel gelten. Diesen Verwendungsweisen kann auf den ersten Blick keine einheitliche Bedeutung zugeordnet werden, sie variiert in Abhängigkeit von Satzmodus, Tempus, Vorgänger- bzw. Nachfolgesatz.

(2) *Das ist schon wahr.*

(3) *Du wirst es schon schaffen.*

(4) *Komm schon!*

(5) *Wer glaubt ihm schon?*

(6) *Wenn du schon hier bist, dann hilf auch!*

3. Unbetonte Formen können aber auch in der Bedeutung „bereits“ auftreten. In dieser Verwendung werden sie entweder den Adverbien oder den Gradpartikeln zugeordnet. Die Zusammenhänge zwischen dieser Bedeutung und der von 1. und 2. sind kaum noch erkennbar. Heute erscheint 3. als die Hauptbedeutung, tatsächlich aber scheinen alle drei Bedeutungen gleichzeitig und parallel aus dem gemeinsamen Ursprung „schön“ entstanden zu sein. H. Paul nennt frühe Beispiele wie

(7) *Alles ist schon bereit.*

für die nachgewiesen werden kann, daß neben der Bedeutung „vollkommen“ bereits die temporale Komponente enthalten war, die später vorherrschend wurde.

Die Bedeutungsentwicklung von *schon* widerlegt die mögliche Annahme, daß die Modalpartikel durch einen Prozeß des Ausbleichens der Bedeutung aus der Gradpartikel *schon* abgeleitet ist. Gradpartikel-*schon* in der Bedeutung „bereits“ hat vielmehr über die zusätzliche temporale Komponente eine gesonderte Entwicklung genommen. Die temporale Bedeutung der Gradpartikel soll nicht weiter Gegenstand der Untersuchung sein, sie wurde bereits ausführlich behandelt. Als übereinstimmendes Ergebnis aller neueren Untersuchungen wurde gefunden, daß die temporale Bedeutung ein Element einer Erwartungshaltung enthält, das für Bedeutungsbeschreibungen im Sinne von „früher als erwartet“ verantwortlich ist. Die Erwartungskomponente war ursprünglich kontextbedingt und fakultativ und wurde erst später regulärer Bedeutungsbestandteil. Die Beurteilung eines Sachverhalts als vollständig und in gehöriger Weise zutreffend erfolgt kontextuell vor dem Hintergrund anderslautender Urteile. Auf diese Weise können Hintergrundinformationen in die Bedeutung eingehen. Bedingt dadurch, daß die Gradpartikel *schon* sich auf unterschiedliche Einheiten (temporale, Mengeneinheiten) beziehen kann, sind weitere Variationen der Bedeutung in dieser Richtung möglich.

Die Bedeutungsanalysen des temporalen *schon* u.a. von König (1976), Rohrer (1982), Brauße (1983 und 1987) und Löbner (1990) haben nie den Versuch unternommen, eine Verbindung zwischen diesen Bedeutungen und denen der gleichlautenden Modalpartikeln herzustellen. Ebenso sind auch die Untersuchungen zur Bedeutung der Modalpartikel *schon* ohne Bezug auf die Bedeutung der temporalen Gradpartikel gemacht worden. Unter den letzteren sind besonders die Arbeiten von Gornik-Gerhardt (1981), Wolski (1986) und Helbig (1988) hervorzuheben.

Nur Abraham (1986, S. 24-28) und Pérennec (1988) haben versucht, die Zusammenhänge zwischen allen Bedeutungen des Wortes aufzuklären, wobei sie in der zeitrelationalen Bedeutung „bereits“ den gemeinsamen Nenner aller Varianten von *schon* sehen. Die Auffassung zur Bedeutungs-genese der Modalpartikeln, die auch König (1987), Pérennec (1989) und Brauße (1989) teilen, diese als Ergebnisse eines Prozesses der Bedeutungsentleerung bzw. der Grammatikalisierung lexikalischer Elemente anderer Wortarten zu betrachten, muß für den Fall von *schon* offenbar revidiert werden. Eine Reihe anderer Modalpartikeln (*auch, doch, eben, mal* u.a.) ist tatsächlich aus bedeutungsvolleren Homonymen anderer Wortarten entstanden. Der Fall *schon* könnte jedoch ein Hinweis darauf sein, daß nicht mit Sicherheit davon ausgegangen werden kann, daß alle schwer faßbaren Bedeutungen der Modalpartikeln in regelhafter Weise diese Bedeutungsentwicklung genommen haben.

Ich versuche im folgenden plausibel zu machen, daß die Modalpartikelbedeutung sich zwangloser aus der affirmativen Bedeutung ableiten läßt, die das Adverb zu *schön* früher hatte, als aus der temporal-skalaren der Gradpartikel *schon*. Auch Abraham (1986) gelingt es nicht, alle Modalpartikel-Verwendungen von *schon* als Markierer einer Skalenobergrenze zu erklären.

Ich unterscheide drei Haupttypen der Verwendung von *schon*: eine betonte und zwei unbetonte. Die Akzentplatzierung im Satz spielt für die Bedeutung der Partikeln eine entscheidende Rolle, so auch im Falle von *schon*. *Schon* gehört zu den Partikeln, die eine betonte und eine unbetonte Variante aufweisen. Zu diesem Phänomen gibt es bereits eine längere Diskussion, zu der sich u.a. Weydt (1986) äußerte. Weydt zählt auch die betonten Formen solcher Dubletten zu den Modalpartikeln, andere wie Altmann (1987) halten Unbetontheit für ein Kriterium dieser Wortgruppe. Die vorliegende Analyse stützt die Auffassung von Altmann. Betontes *schon* weist bestimmte Besonderheiten auf, dies aber durchaus regelmäßig aufgrund der für Sätze der deutschen Sprache wirkenden Prinzipien, die für alle Wortarten die gleichen Konsequenzen haben.

2.2.1. Betontes *schon* (Adverb)

Wenn das Adverb den Hauptton des Satzes trägt, kann dies nur in bestimmten Kontexten geschehen. Sätze, in denen das Adverb betont ist, haben dadurch zwangsläufig eine kontextuelle Einbettung, deren Besonderheit folgendermaßen zustande kommt:

Durch den Hauptakzent wird die wichtigste Information des Satzes, sein Fokus, markiert. Es ist dies in der Regel derjenige Teil einer Äußerung, der noch nicht Gegenstand des Gesprächs war und somit kein gemeinsamer Wissensbesitz der Gesprächsteilnehmer ist. Es gibt Äußerungen, die in allen ihren Teilen vollständig neu sind, sogenannte kontextlose Sätze. Die meisten aber enthalten neben dem fokussierten Teil weitere Informationen durch denjenigen Teil der Äußerung, der bereits Gegenstand oder Thema des Gesprächs war. In Sätzen mit betontem Adverb ist das der ganze Satz abzüglich des Adverbs. Das heißt, daß der in dem Satz beschriebene Sachverhalt bereits Gesprächsgegenstand war und im vorangegangenen Kontext schon erwähnt wurde.

Ist *schon* das betonte Adverb, dann liegt der Fokus des Satzes auf der Affirmation des zur Diskussion stehenden Sachverhalts. Die durch das Adverb ausgedrückte Stärke der Überzeugung [schon ← vollkommen] ist die wichtigste Information. Dieser Typ von Äußerung kommt in folgenden Kontexten vor:

Schon wird in Situationen verwendet, wo der Sprecher eine Betonung oder Verstärkung der Affirmation erreichen möchte. Er will zum Ausdruck bringen, daß er fest hinter dieser seiner Meinung steht. Zur Verstärkung der Affirmation stehen nur wenige sprachliche Mittel zur Verfügung. In (8) und (9) gäbe es noch die Möglichkeit, mit Hilfe der Satzadverbiale *wirklich* oder *tatsächlich* einen verstärkten Bezug der Meinungsäußerung auf die Realität herzustellen und ihr so stärkeres Gewicht zu verleihen. *Schon* dagegen charakterisiert die Sprechermeinung nicht als realitätskonform, sondern unabhängig vom Realitätsbezug als dezidierte Meinung des Sprechers, auf der dieser zu beharren beabsichtigt.

Derartige Meinungsäußerungen, deren Absicht darin besteht, eine besonders starke Affirmation zum Ausdruck zu bringen, sind pragmatisch angebracht in Situationen, die ein gewisses Maß an Emphase verlangen, d.h., wo die normale Affirmation als zu schwach empfunden würde.

2.2.1.1. Als Ausdruck der Zustimmung

Eine solche Betonung der Affirmation in dem Sinne „Ich bin vollkommen/absolut dieser Meinung“ ist als Ausdruck der Zustimmung, der Übereinstimmung mit anderen Meinungsäußerungen zulässig wie in:

- (8) A: *Wir waren ganz begeistert von dem Konzert gestern.*
 B: *Ja, der X. ist schön toll.*

- (9) A: *Die Bewerberin hat einen sehr guten Eindruck gemacht.*
 B: *Ja, ich glaube schön, daß sie geeignet wäre.*

Eine ähnliche Funktion, die Bekräftigung der erwarteten positiven Reaktion hat *schon* in Antworten auf rhetorische Fragen mit einem Negationselement in der Frage.

- (10) A: *Ist das nicht sehr schwierig?*
 B: *Doch, das ist schön eine große Umstellung.*

Als Satzäquivalent fungiert *schon* ebenfalls als bejahende Antwort auf echte und rhetorische Fragen.

- (11) A₁: *Interessiert dich das?*
 A₂: *Ist das nicht schwierig?*
 B: *Schön.*

2.2.1.2. Als Ausdruck des Widerspruchs

Sehr häufig wird *schon* verwendet als Entgegnung von B auf eine Negation enthaltene Äußerung von A und drückt dann Widerspruch aus.

- (12) A: *Damit kann man nicht rechnen.*
 B: *Damit kann man schön rechnen.*

- (13) A: *Ich mache da nicht mit.*
 B: *Ich schön.*

Der Widerspruch von B kann sich auch gegen Meinungen von A richten, in denen die Verneinung des von B geäußerten Gedankens nur implizit zum Ausdruck kommt.

- (14) A: *Wir sind uns wohl alle einig, daß der Vertrag so unterzeichnet werden kann.*
 B: *Wir sind schön der Meinung, daß noch daran gearbeitet werden muß.*

2.2.1.3. In adversativen Kontexten

Eine besondere Rolle spielen Verwendungen von *schön* in komplexen Sätzen, wo die im ersten Teilsatz mit *schon* ausgedrückte Bestätigung durch den mit *aber* eingeleiteten zweiten Teilsatz eingeschränkt erscheint. Die konzederende Funktion einer solchen Äußerung beruht darauf, daß

im ersten Teilsatz dem Argument des Gesprächspartners zugestimmt wird, wohingegen der zweite Teilsatz als Gegenargument zu werten ist.

(15) *Die Arbeit ist schön schwierig, aber sie macht auch Spaß.*

Die Gesamtaussage ist auf diese Weise kein eindeutiges Pro- oder Contra-Argument in einem Gespräch, sondern sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie zwei Argumente zusammenfaßt, die für gegenläufige Argumentationsrichtungen sprechen.

Auf diese Weise ist ein Satz, dessen Teilsätze durch *aber* verbunden sind wie (15), nur eingeschränkt als Argument nutzbar, wenn die

Pro-These: Die Übernahme der Arbeit ist erstrebenswert.
oder die

Contra-These: Die Übernahme der Arbeit ist nicht erstrebenswert.

unterstützt werden soll, weil einerseits pro und andererseits contra argumentiert wird. Die Teilsätze für sich sind aber uneingeschränkte Meinungsäußerungen zur Geltung der betreffenden Sachverhalte. Im ersten Teilsatz von (15) wird die uneingeschränkte Auffassung zum Ausdruck gebracht, daß die Arbeit schwierig ist. Das ist das Argument, das gegen die Übernahme der Arbeit spricht. Die Gültigkeit dieses Arguments wird durch das betonte *schon* bekräftigt, nicht etwa angezweifelt.

Die unter 2.2.1 auftretenden Varianten haben das gemeinsam, daß sie, bewirkt durch den Hauptton auf *schon*, eine starke Bejahung ausdrücken, die als Zustimmung oder Bestätigung interpretiert wird, wenn der Vorgängersatz das zuläßt (2.2.1.1) und als Widerspruch, wenn die vorangehende Äußerung (eines anderen Sprechers) eine gegenteilige Meinung zum Ausdruck brachte (2.2.1.2). Die Bejahung oder Affirmation gilt in der Regel ohne Einschränkung. Nur wenn ein einschränkender *aber*-Satz folgt, was häufig vorkommt, ist dies nicht der Fall (2.2.1.3). Alle Vorkommen unter 2.2.1 werden von Gornik-Gerhard und auch in Wörterbüchern global als Ausdrücke für „einschränkende Bestätigung“ und „abgeschwächten Widerstand“ qualifiziert, was meiner Auffassung nach nicht dem heutigen Gebrauch entspricht. In Satz

(16) A: *Du hast vielleicht ein Glück mit deiner Stelle!*

B: *Ja, das ist schön eine einmalige Chance.*

kann die Zustimmung und in dem schon erwähnten Satz

- (1) *Aber Herr Schäuble, die Koalition hat schon den Wahltermin vorverlegt.*

der Widerspruch des Interviewers in Tagesthemen vom 15.5.1990 auf die Erklärung Schäubles, daß der Wahltermin ganz regulär für den Dezember vorgesehen sei, als durchaus uneingeschränkt gelten. Daß allerdings häufig vorkommende Kontexte wie der einschränkende Anschluß eines *aber*-Satzes auch Einfluß auf die Bedeutung des ersten Teilsatzes haben kann, daß also die Einschränkung durch den *aber*-Satz auch dann mitverstanden wird, wenn sie gar nicht ausgesprochen wird, zeigt sich vielmehr bei der unbetonten Variante von *schon*.

2.2.2. Unbetontes *schon* (Modalpartikel)

Häufiger als das Adverb ist ein anderes Satzglied Träger der Hauptinformation und des Akzents. Wenn der Hauptakzent auf einem anderen Satzglied liegt, ist das Adverb unbetont. In dieser unbetonten Position kann es zur Modalpartikel werden. Die Bedeutungsentwicklung von unbetontem *schon* vollzieht sich ähnlich wie bei unbetontem *wohl*.

Die Verwendung von *schon* in einräumenden Sätzen findet sich bereits in der Sprache Luthers. In dieser Verwendung konkurriert es mit *wohl*.

- (17) *Das ist schon wahr, aber es ändert nichts an meinem Entschluß.*

In diesen Kontexten erhält *schon* seinen abschwächenden Charakter, den auch *wohl* an gleicher Stelle annimmt. In beiden Fällen färbt der einräumende Charakter des Satzes, den dieser durch die Fortsetzung mit *aber* erhält, auf den ersten Teilsatz ab und erfaßt darin auch die Bedeutung des Adverbs. Es hat so den Anschein, als modifizieren *schon* bzw. *wohl* den Satz zu einem einräumenden. Tatsächlich geht die Entwicklung der Bedeutung dieser Wörter offenbar in dieser Weise vonstatten. Auch ohne die Fortsetzung durch einen *aber*-Satz gibt *schon* einem Satz jetzt auch allein seinen konzessiven Sinn.

In der Modalpartikel-Verwendung kann die einräumende Bedeutung von *schon* in unterschiedlichen Umgebungen folgende Nuancen erhalten:

2.2.2.1. In adversativen Kontexten vor *aber*-Satz

In adversativen Kontexten mit einer Fortsetzung durch einen *aber*-Satz kann *schon* auch unbetont sein. Es drückt auch in unbetonter Stellung

Bestätigung aus, allerdings gegenüber der betonten Form oft mit einem geringeren Grad an Gewißheit.

(18) *Die Arbeit ist schon schwierig, (aber sie macht auch Spaß).*

2.2.2.2. In adversativen Kontexten ohne *aber*-Satz

Der *aber*-Satz kann auch fehlen. Auch dann behält der *schon*-Satz u.U. die konzessive Bedeutungsnuance, den impliziten Gedanken an ein Gegenargument, den Ausdruck des widerstrebenden Zugebens. *Schon* wird so auch Ausdruck eines minderen Grades an Gewißheit.

(19) *Das ist schon richtig.*

(20) *Du hast schon récht.*

2.2.2.3. In Sätzen mit futurischem Inhalt

Sätze mit futurischem Inhalt bringen die Auffassung des Sprechers zum Ausdruck, daß der betreffende Sachverhalt zu einem zukünftigen Zeitpunkt Realität sein wird. Das ist auch der Fall, wenn *schon* eingefügt wird.

(21) *Du wirst es schon schaffen.*

In den Wörterbüchern wird diesen Verwendungen häufig nachgesagt, daß hiermit ein hoher Grad von Zuversicht zum Ausdruck komme. Diese kontextuell bedingte Variante beruht jedoch auf der Bedeutung der futurischen Sätze. Ohne *schon* sind sie noch apodiktischer. *Schon* wirkt eher abmildernd. Der oft auch beobachtete trostreiche Effekt von *schon* in diesen Sätzen ist erklärlich, wenn man annimmt, daß damit der Behauptung ein geringerer Grad an Gewißheit zugemessen wird in dem Sinne von: „Du wirst es bestimmt/sicherlich schaffen“. Auch diese Ausdrücke für einen geringeren Grad an Gewißheit drücken Zuversicht aus, setzen den Adressaten aber nicht in dem Maße unter einen so starken Erwartungsdruck wie ihn der partikellose Satz bewirken könnte. Daher kommt vielleicht die beruhigende, besänftigende Wirkung von *schon* in futurischen Sätzen, die einen erwünschten Sachverhalt zum Inhalt haben.

Es ist jedoch nicht Bedingung für diese Verwendung von *schon*, daß der Sachverhalt ein erwünschter ist. Wenn ein unerfreulicher Sachverhalt angekündigt wird, erhält der Satz einen drohenden Charakter. *Schon* schwächt auch die Drohung eher ab.

(22) *Du wirst schon sehen, was passiert.*

2.2.2.4. In Imperativsätzen

In Imperativen, d.h. in Sätzen, die eine Erwartung ausdrücken, daß der benannte Sachverhalt in der Zukunft wahr wird, ist die Verbindung des Modalpartikel-*schon* zu der temporalen Bedeutung erkennbar. Es signalisiert hier die Dringlichkeit einer Aufforderung, ist die ungeduldige Reaktion auf Zögern des Angesprochenen.

(23) *Komm schon!*

2.2.2.5. *schon* in rhetorischen Fragen

Eine häufige Verwendung der Modalpartikel *schon* ist die in rhetorischen W-Fragen.

- (5) *Wer glaubt ihm schon?*
- (24) *Was kann das schon nützen?*
- (25) *Wann hast du schon mal Zeit?*
- (26) *Wo wird sie schon sein?*
- (27) *Warum wird er schon hier sein?*

In pragmatischer Hinsicht gelten rhetorische Fragen als indirekte Behauptungen (Meibauer 1986, S. 163), die Antwort wird nicht erfragt, sondern als bekannt bereits vorausgesetzt. Welche Antwort als die richtige vorausgesetzt wird, geht nicht eindeutig aus der grammatischen Satzstruktur hervor. Oft ist es so, daß bei rhetorischen Fragen ohne Negationselement wie in (5), (24), (25) die negativ-polare Antwort als die richtige betrachtet wird: *Niemand, nichts, niemals*. In Abhängigkeit vom Kontext kann aber auch eine bestimmte Spezifikation der erfragten Größe als bekannt vorausgesetzt werden wie in

- (26') *Bei ihrem Freund.*
- (27') *Um die neuesten Nachrichten zu erfahren.*

Schon kann allerdings nicht generell als Indikator für Rhetorizität in Fragesätzen gelten, denn in Entscheidungsfragen kommt es in dieser Funktion nicht vor:

(28) **Hast du schon Lust dazu?*

Der Rhetorizitätsindikator für Entscheidungsfragen ist *vielleicht*.

Die Bedeutung von *schon* in W-Fragen galt immer als besonders rätselhaft. Meibauer (1986) hat auf eine Bedeutungserklärung verzichtet und die Funktion der Partikel nur als Signal für Rhetorizität in

Ergänzungsfragen betrachtet (S. 120). Auch Wolskis (1986, S. 439-440) Bedeutungsangabe für *schon* in dieser Verwendung kann nicht recht überzeugen.

Aus seiner Erklärung ist nicht ersichtlich, auf welche Weise *schon* den Status assertiv-emphatisch uminterpretierter Ergänzungsfragen eindeutig macht und wieso nur in diesem Fragetyp.

Die Frage, wie *schon* Rhetorizitätsindikator in W-Fragen wird, läßt sich beantworten, wenn man die Bedeutung der Partikel in den Modalpartikelverwendungen in Deklarativ- und W-Fragesätzen als aus der ursprünglichen Bedeutung „schön“ entstanden betrachtet, die sich zu „wohl“ bis „möglicherweise“ weiterentwickelte.

Die rhetorische Interpretation der Sätze (5) und (24) – (27) ist leicht ableitbar, wenn nicht die Verbindung zur Bedeutung der Gradpartikel *schon* gesucht wird, sondern wenn anstelle von *schon wohl* eingesetzt würde. Bei Ersetzung durch *wohl* bleiben die Fragen jedoch interpretierbar entweder als echte oder als rhetorische Fragen. Nur der weitere Kontext kann Aufschluß über die mit der Frage verbundene Intention geben. Das ist auch die von Meibauer (1986, S. 110 und S. 184) vertretene Auffassung, nach der rhetorisch gebrauchte Fragesätze sich in ihrer Syntax und Semantik von Fragesätzen, die für Informationsfragen benutzt werden, grundsätzlich nicht unterscheiden. Auch die Verwendung der meisten Modalpartikeln (*denn, wohl, etwa, auch*) garantiert nicht die Unterscheidung der beiden genannten Typen. Die Modalpartikel *schon* nimmt da eine gewisse Sonderrolle ein, wie vielfach festgestellt wurde. Tatsächlich macht die Partikel *schon* in der Bedeutung von „wohl“ anders als diese einen W-Fragesatz eindeutig zu einer rhetorischen Frage, die Interpretation als Informationsfrage ist nicht mehr möglich. Allerdings wird die Lage dadurch komplizierter, daß *schon* eine parallele Bedeutungsentwicklung zur temporalen Gradpartikel bzw. zum temporalen Adverb genommen hat, das ebenfalls in W-Fragesätzen in gleichen Positionen auftreten kann, dem Satz aber eine andere Bedeutung, in der Regel als Informationsfrage gibt. *Schon_{GP}* und *schon_{MP}* sind aufgrund formaler Kriterien nicht unterscheidbar, vielleicht mit Ausnahme der Position nach dem Fragewort

(29) *Wer schon kommt um diese Zeit?*,

die nur rhetorisch interpretierbar ist. Eine Disambiguierung der W-Fragesätze ist daher in der Regel durch *schon* nicht möglich. Wenn die Partikel aber zweifelsfrei als Modalpartikel identifiziert ist, hat sie im Un-

terschied zu anderen die Eigenschaft, W-Fragen eindeutig als rhetorisch zu kennzeichnen.

2.2.2.6. *Schon* in Konditionalsätzen

Diese sehr häufige Verwendung ist bisher wenig untersucht worden und bedarf noch einer Erklärung. Engel (1988, S. 270) behandelt die Verbindung *wenn ... schon* als konditionalen Subjunktoren, durch den „widerwillig – aber letzten Endes eben doch – akzeptierte Sachverhalte [gekennzeichnet werden (U. B.)], die nun als Voraussetzung für je ein weiteres, postuliertes Geschehen angesetzt werden“. So in Sätzen vom Typ

(6) *Wenn du schon hier bist, dann hilf auch.*

Gornik-Gerhardt (1981, S. 115) betrachtet die Verwendung von *schon* in Sätzen des Typs 'wenn schon p, dann auch q' unter argumentativem Gesichtspunkt als „A-*forteriori*-Argumentation“. In diesem Zusammenhang schreibt sie *schon* folgende Funktion zu: Es „markiert p als etwas Nicht-Selbstverständliches und läßt q im Vergleich dazu als selbstverständlicher erscheinen“.

Wolfski (1986, S. 444) behandelt ebenfalls die Problematik, die auch Doherty (1985) angesprochen hatte, daß *schon* ebenso wie *doch* die nicht-assertive Bedeutung konditionaler Nebensätze modifiziere, so daß diese mit Partikel assertiv werden.

(30) (a) *Wenn du da bist, kannst du mir helfen.*

(b) *Wenn du schon da bist, kannst du mir auch helfen.*

Hat *schon* in Konditionalsätzen tatsächlich diese Funktion? Dazu zunächst einige Bemerkungen zur Bedeutung einfacher Konditionalsätze ohne *schon*.

Konditionalsätze sind komplexe Sätze aus zwei Teilsätzen: wenn p, dann q. Der *wenn*-Satz, die Bedingung, ist das Antezedens, der *dann*-Satz, die Folge, das Konsequens des Konditionalsatzes. Es gibt indikativische (a) und konjunktivische (b) Konditionalsätze

(30) (a) *Wenn du da bist, kannst du mir helfen.*

(b') *Wenn du da wärest, könntest du mir helfen.*

Die Bedeutung von Konditionalsätzen entspricht nicht vollkommen der logischen Relation der Implikation $p \rightarrow q$, die sprachlich ausgedrückt ebenfalls die Form 'wenn p, dann q' hat.

Als konsequenteste Beschreibungsmethode für Konditionalsätze wird derzeit die Mögliche-Welten-Semantik angesehen, nach der „das Konsequens eines solchen Satzes in bezug auf eine mögliche Situation, d.h. eine mögliche Welt, bewertet wird, in der das Antezedens wahr ist. Ist das Konsequens in einer solchen Welt wahr, so ist auch der Konditionalsatz wahr, ist es darin falsch, so ist der Konditionalsatz ebenfalls falsch. Diese Welten, in denen das Antezedens wahr ist – kurz „Antezedens-Welten“ genannt – und in bezug auf die ein Konditionalsatz bewertet wird, sollten natürlich der aktuellen Welt möglichst ähnlich sein“ (Kasper 1987, S. 113). Es sollten zum Beispiel in ihr die gleichen logischen Gesetze gelten.

Für die Bedeutung von Konditionalsätzen spielt außerdem auch der Verbmodus eine entscheidende Rolle. Konjunktivische Konditionalsätze wie (30) (b') sind kontrafaktisch. Sie beschreiben Sachverhalte, die in einer nicht realen Welt stattfinden würden. Der Konjunktiv gibt zu erkennen, daß von einer Welt die Rede ist, die nicht in allen Punkten mit der aktuellen übereinstimmt. *Schon* ist auch in solchen Sätzen zulässig.

(31) *Wenn ich schon nach Frankreich fahren würde, würde ich auch Paris besuchen.*

Die Bedeutung indikativischer Konditionalsätze wurde häufig so beschrieben, als sei mit dem Indikativ im Unterschied zum Konjunktiv die Wahrheit des im Antezedens beschriebenen Sachverhalts als gegeben bzw. der Sachverhalt als real dargestellt. Die Beschreibung muß jedoch modifiziert werden: Normalerweise beschreiben indikativische Konditionalsätze Situationen oder Sachverhalte, von denen nicht gesagt wird, ob sie der aktuellen Welt entsprechen, d.h. real sind oder nicht. Von diesen Situationen wird behauptet, daß das Konsequens eintritt, wenn das Antezedens wahr sein sollte, was aber unbestimmt ist (Kasper 1987, S. 114-116).

Allerdings gibt es auch Fälle der Verwendung von Konditionalsätzen, bei deren Äußerung der Sprecher von der Wahrheit des Antezedens überzeugt sein kann. Solche Sätze sind mehrdeutig hinsichtlich der Interpretation des Antezedens als potentieller Sachverhalt oder als Faktum. Diese Art von Mehrdeutigkeit ist keineswegs selten (vgl. a. Zifonun 1991, S. 72-74). Die Interpretation, ob p (und dann auch q) als potentielles Geschehen oder als Faktum verstanden wird, ist vom Weltwissen des Sprechers/Hörers abhängig. Nehmen wir z.B. folgenden Satz:

(32) *Wenn Berlin Regierungssitz geworden ist, dann ist das nicht zuletzt auf die Haltung des Bundeskanzlers in den letzten Tagen zurückzuführen.*

Da man jetzt weiß, daß p der Fall ist, wird Satz (32) so interpretiert: wenn p , und p ist der Fall, dann auch q . Diese Interpretation ergibt sich aber nicht zwangsläufig aus der Satzbedeutung. Wenn man annähme, jemand, der nicht weiß, wie die Bundestagsentscheidung ausgegangen ist, würde diesen Satz äußern, dann wäre er ein Konditionalsatz mit p als Potentialis. Diese Interpretationsmöglichkeiten sind somit pragmatisch bedingt.

In Konditionalsätzen schlägt die ursprüngliche Bedeutung „gut“ der Partikel *schon* durch, so daß zu interpretieren ist: „Also gut, wenn es eine Tatsache ist, daß Berlin Regierungssitz geworden ist, ...“ und „Also gut, nehmen wir an, ich würde nach Frankreich fahren, ...“. p ist durch Einfügung von *schon* als eine Bedingung gekennzeichnet, die unerwarteterweise zur Diskussion gestellt wird, entweder als eine Tatsache wie in (32) durch indikativische Darstellung nahegelegt wird, oder nur als Gedanke wie in (31) in einem konjunktivischen Satz.

Schon bewirkt aber in Konditionalsätzen noch weitere bedeutungsverändernde Effekte, die Engel (1988, S. 270) so beschrieben hatte: Der Subjunktorkor *wenn ... schon* kennzeichne widerwillig, aber letzten Endes eben doch akzeptierte Sachverhalte. Zur Erklärung dieses weiteren zusätzlichen Bedeutungselements ist ein kurzer Hinweis auf mögliche Bedeutungsvarianten von Konditionalsätzen notwendig.

Konditionalsätze haben die Form *wenn ... dann*. Die *wenn ... dann*-Relation ist aber eine sehr allgemeine, in dieser unspezifischen Form entspricht sie der logischen Implikation $p \rightarrow q$. Die Implikation abstrahiert von der speziellen Bedeutung der durch diesen Operator verbundenen Sätze, den sie in natürlicher Sprache stets haben. Die Bedeutungen der Sätze, von denen man in natürlicher Sprache nicht abstrahieren kann, bewirken aber, daß auch der Operator, der die Relation zwischen den Sätzen p und q kennzeichnet, von diesen Bedeutungen beeinflußt wird in der Weise, daß die Bezeichnung für die eigentlich unspezifische *wenn ... dann*-Beziehung zusätzliche Komponenten aufnimmt, die aus den Inhalten der so in Beziehung gebrachten Sachverhalte resultieren. In den Grammatiken wird die Konjunktion *wenn ... dann* deshalb als Ausdruck unterschiedlicher semantischer Beziehungen dargestellt. Ihre Interpretation richtet sich nach der Interpretation der Beziehung zwischen den in p und q beschriebenen Sachverhalten. In der Regel werden vier Interpretationsmöglichkeiten unterschieden: 1. eine temporale, 2. eine konditionale, 3. eine konsekutive, 4. eine kausale.

Diese Beziehungen sind u. U. verschieden auslegbar. So kann ein Satzgefüge dieser Art und somit auch die Konjunktion entweder als temporal oder konditional, als temporal oder kausal usw. interpretiert werden, es hängt von der Interpretation der Satzinhalte ab.

Nicht alle diese Typen von Bedeutungsrelationen zwischen Antezedens und Konsequens lassen die Einfügung von *schon* in das Antezedens zu. Temporale Relationen sind für das Vorkommen von *schon* nicht geeignet:

(33) *Wenn die Krokusse/*schon/blühen, wird es Frühling.*

Aber auch nicht alle konditionalen und kausalen Relationen:

(34) *Wenn es/*schon/regnet, wird die Wäsche wieder naß.*

(35) *Wenn es/*schon/Frost gibt, erfrieren die Rosen.*

In diesen Kontexten hat nur das temporale Gradpartikel-*schon* einen Platz. Sinnvolle Fortsetzungen des Antezedens von (34) und (35) wären dagegen auch mit dem als Modalpartikel verstandenen *schon* in folgender Weise anzuschließen:

(36) *Wenn es schon regnet, dann hoffentlich auch in unserem Garten.*

(37) *Wenn es schon Frost gibt, könnte es wenigstens auch schneien.*

Ein gemeinsames zusätzliches Merkmal aller dieser Konditionalsätze, in denen Modalpartikel-*schon* im Antezedens erscheint, ist dies, daß der genannte Sachverhalt, wie auch Gornik-Gerhardt (1981, S. 115) sagt, nicht selbstverständlich ist, also unerwartet. Außer der einfachen konditionalen Relation 'wenn p, dann q' bringen diese Sätze zusätzlich zum Ausdruck: Der im Antezedens genannte Sachverhalt war nicht zu erwarten und ist nicht selbstverständlich, eigentlich war eher mit nicht-p zu rechnen.

Aber auch auf das Konsequens hat *schon* im Antezedens Einfluß, weil sich aus dem unerwarteten Geschehen auch neue Konsequenzen ergeben, die der Sprecher vorher in diesem Zusammenhang als nicht im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten liegend betrachtet hatte. Nach *schon* im Antezedens erscheint oft *auch* im Konsequens mit der folgenden Interpretation:

„Wenn p eintritt, was keineswegs zu erwarten war, dann kommt auch q in Frage“.

Weitere Konnotationen, die mit diesen Sätzen außerdem noch verbunden sein können, sind fakultativ. Sie können positive Bewertungen von p zum

Inhalt haben wie in:

- (38) *Wenn du schon die Prüfung machst (und das kann man gar nicht erwarten), kannst du dich auch um die Stelle bewerben (dann ist die Mühe wenigstens nicht umsonst).*

In Sätzen, wo das Geschehen des Antezedens negativ bewertet wird, wird das Konsequens häufiger als ein Geschehen beurteilt, das geeignet ist, die negativen Folgen von p zu minimieren. Diese Relation ist zu erkennen an den Partikeln *dann ... wenigstens* im Konsequens wie in (37). Das Konsequens kann auch als Kompensation für die Nachteile gewertet werden, die das Geschehen im Antezedens mit sich bringt.

Die modifizierte Konjunktion *wenn schon ... dann* kann so paraphrasiert werden: Wenn unerwarteterweise p zur Diskussion steht, entweder als eine Tatsache oder als ein bloßer Gedanken, dann auch q.

Es gibt einige stereotype Redewendungen wie *wenn schon* „wenn das wirklich so ist, macht es auch nichts“ *wenn schon, denn schon*, ebenfalls eine Ellipse, die auch in Analogie an die analysierten vollständigen Sätze erklärt werden kann: „wenn wirklich p geschehen soll, dann auch richtig, vollständig“.

Andere Typen von elliptischen Sätzen bestehen nur aus dem Antezedens des *wenn*-Satzes mit eingefügtem *schon*. Das ist übrigens ein häufiger Fall des Modalpartikel-Vorkommens. Auch andere Modalpartikeln erscheinen in diesen „truncated sentences“. Sie bringen je eine spezielle Konnotation in den betreffenden Vordersatz ein. Das Vorkommen von *schon* ist in solchen elliptischen Sätzen auf folgenden speziellen Typ beschränkt: 'Wenn der X den Y schon hört/sieht!', z.B. in

- (39) *Wenn ich den schon sehe!*
 (40) *Wenn du die Leute schon hörst!*
 (41) *Wenn Max seinen Nachbarn schon kommen sieht!*

Die auch in vollständigen Sätzen mit *wenn ... schon* häufige negative Bewertung des im Antezedens beschriebenen Sachverhalts ist in solchen elliptischen Sätzen obligatorisch. Sie entwickeln sich zur Redewendung hin. Die gedachte Fortsetzung kann nur sein: dann reicht es mir/dir/ihm, dann bin ich/bist du/ist er vollkommen bedient. Die Nähe zur Gradpartikel-Bedeutung von *schon* ist auch in diesen Fällen evident.

Anhang

Übersicht über alle Varianten der Bedeutung von *schon* in Form eines Wörterbuch-Artikels:

schon

Ursprünglich Adverb zu *schön*, erhielt die Bedeutung „in schöner, gehöriger Weise“, „so, daß nichts mehr mangelt“. Aus diesem Ursprung entwickelten sich mehrere Bedeutungsstränge, deren Gemeinsamkeiten in einigen Fällen kaum noch erkennbar sind. Sie ähneln in mancher Hinsicht der Bedeutungsentwicklung von *wohl*, in einigen Punkten unterscheiden sie sich aber auch davon.

1. betont: Adverb

- 1.1. In Antworten auf Fragen drückt *schon* Bejahung aus, als Reaktion auf eine Behauptung von A eine Bestätigung durch B.

A₁: Glaubst du, daß das Buch ein Erfolg wird?

A₂: Das Buch wird bestimmt ein Erfolg.

B: Ich denke schön.

- 1.2. In Antworten auf rhetorische Fragen, die eine Negation enthalten = Bekräftigung der erwarteten positiven Reaktion.

A: Ist das nicht sehr schwierig?

B: Doch, das ist schön eine große Umstellung.

- 1.3. Als Satzäquivalent = Bejahung als Antwort auf echte und rhetorische Fragen.

A₁: Interessiert dich das?

A₂: Ist das nicht schwierig?

B: Schön.

- 1.4. Als Entgegnung von B auf eine eine Negation enthaltende Äußerung von A drückt *schon* Widerspruch aus.

A: Damit kann man nicht rechnen.

B: Damit kann man schön rechnen.

A: Ich mache da nicht mit.

B: Ich schön.

Der Widerspruch von B kann sich auch gegen Meinungen von A richten, in denen die Verneinung des von B geäußerten Gedankens nur implizit zum Ausdruck kommt.

A: Wir sind uns wohl alle einig, daß der Vertrag so unterzeichnet werden kann.

B: Wir sind schön der Meinung, daß noch daran gearbeitet werden muß.

- 1.5. Bestätigendes *schon* kommt häufig in Sätzen vor, deren Aussage durch einen folgenden *aber*-Satz eingeschränkt erscheint. Tatsächlich aber hat *schon* auch in diesen Kontexten die gleiche Bedeutung wie in 1.1. – 1.4.

Ich denke schön, daß das Buch ein Erfolg wird, aber sicher kann man es natürlich nicht wissen.

Die Arbeit ist schön schwierig, aber sie macht auch Spaß.

2. unbetont: Modalpartikel

- 2.1. In adversativen Kontexten wie unter 1.5. mit einer Fortsetzung durch einen *aber*-Satz kann *schon* auch unbetont sein. Es drückt auch in unbetonter Stellung Bestätigung aus, allerdings gegenüber der betonten Form oft mit einem geringeren Grad an Gewißheit.

Die Arbeit ist schon schwierig, (aber sie macht auch Spaß).

- 2.2. Der *aber*-Satz kann auch fehlen. Auch dann behält der *schon*-Satz u. U. die adversative Bedeutungsnuance, den impliziten Gedanken an ein Gegenargument, den Ausdruck des widerstrebenden Zugebens. *Schon* wird so auch Ausdruck eines minderen Grades an Gewißheit.

Das ist schon richtig.

Du hast schon recht.

- 2.3. In Sätzen mit futurischem Inhalt bewirkt *schon* den Ausdruck von Trost und Zuversicht, wenn der Sachverhalt ein erwünschter ist. In diesen Kontexten hat die Bedeutung der Modalpartikel auch Ähnlichkeiten mit der Gradpartikel *schon*: „eher/besser als erwartet“.

Ich komme schon zurecht.

Du wirst es schon schaffen.

- 2.4. Auch in Imperativen, d.h. in Sätzen, die eine Erwartung ausdrücken, daß der benannte Sachverhalt in der Zukunft wahr wird, ist die Verbindung des Modalpartikel-*schon* zu der temporalen Bedeutung erkennbar. Es signalisiert hier die Dringlichkeit einer Aufforderung, ist die ungeduldige Reaktion auf Zögern des Angesprochenen.

Komm schon!

- 2.5. Markiert Ergänzungsfragen als rhetorisch. In diesen Kontexten ist *schon* synonym mit *wohl*. Während aber durch *wohl* in dieser Position und mit gleicher Bedeutung echte Fragen nicht von rhetorischen unterschieden werden können, disambiguiert *schon* die Fragen als rhetorisch, sofern es nicht als Gradpartikel-*schon* verstanden wird.

Was kann schon passieren? (Nichts)

Wo ist er schon? (Bei seiner Freundin natürlich.)

Wer kennt schon XY? (Niemand)

- 2.6. In mit *wenn* eingeleiteten Konditionalsätzen kennzeichnet *schon* die Bedingung als einen Sachverhalt, der nicht zu erwarten war und der nun Konsequenzen nach sich zieht, an die ebenfalls nicht zu denken war.

Wenn wir schon nach Frankreich fahren, wollen wir auch Paris sehen.

Wenn der im Nebensatz genannte unerwartet eintretende Sachverhalt als negativ und ungünstig eingeschätzt wird, wird im Hauptsatz eine durch *wenigstens* gekennzeichnete Kompensation genannt.

Wenn ihr schon nicht länger bleiben könnt, dann kommt wenigstens mal kurz vorbei.

3. unbetont: Adverb, Gradpartikel

Auch die Bedeutung „bereits“ hat sich wie die Bedeutungen 1. und 2. aus der des Adverbs von *schön* „in schöner, gehöriger Weise“ über „vollständig“ entwickelt. Frühzeitig konnte *schon* in Sätzen wie

Alles ist schon bereit.

temporal aufgefaßt werden, so daß es die Bedeutung „bereits“ erhielt. Die heutige temporale Bedeutung von *schon* enthält eine Erwartungskomponente, die ursprünglich wahrscheinlich kontextabhängig war und heute regulär ist. Die Beurteilung eines Sachverhalts als vollständig und in gehöriger Weise zutreffend erfolgt kontextuell vor dem Hintergrund anderslautender Urteile. Auf diese Weise können Hintergrundinformationen in die Bedeutung eingehen.

- 3.1. vor (seltener nach) Bezugsglied, oft mit zusätzlicher Zeitangabe. Ordnet einen Sachverhalt zeitlich so ein, daß sein Zutreffen früher eintritt als ursprünglich erwartet wurde, mit Zeitangabe korrigiert *schon* einen erwarteten Zeitpunkt. „früher als erwartet“

Es ist schon dunkel.

Er schläft schon.

Der Zug kommt schon um 14.00 Uhr an.

Ich habe gestern schon von dem Unfall erfahren.

Sie hat ihre Dissertation schon im Mai abgeschlossen.

- 3.2. In Sätzen des Typs: Es + ist + schon + Zeitpunkt erscheint der Sachverhalt zeitlich so eingeordnet, daß der angegebene Zeitpunkt schneller erreicht wird als erwartet. Dadurch ergibt sich die Interpretation „später als erwartet“.

Es ist schon Mittag / 20 Uhr / Dienstschluß.

Es war schon 20 Uhr, als er von der Arbeit zurückkam.

- 3.3. Vor Mengenangaben erhält *schon* die Bedeutung „mehr/länger als erwartet“ dadurch, daß die angegebene Menge als Wert auf einer gedachten, zeitlich geordneten Mengenskala erscheint, der bereits zu einem früheren Zeitpunkt als erwartet erreicht wird. Dem erwarteten Zeitpunkt wird entsprechend ein höherer Wert zugeordnet.

Er hat schon zwei Stunden gearbeitet.

Sie ist schon 6 Jahre alt.

Ich habe schon die Hälfte fertig.

2.3. Propositionales und nicht-propositionales *nicht* oder: Negationspartikel und Modalpartikel³

2.3.0. Zielstellung

In der Partikelliteratur der vergangenen Jahre wurden mehrheitlich Fragen der Bedeutung verfolgt. Im Zentrum vieler Untersuchungen standen die schwer zu fassenden Bedeutungen einzelner Partikeln oder die Bedeutungen kleinerer Gruppen. Besondere Probleme machte dabei die Bedeutung der Modalpartikeln (MP). Zu diesen zählen u.a. *aber, auch, bloß, denn, doch, eben, einfach, etwa, halt, ja, mal, nur, schon, vielleicht*. Die Beschreibung ihrer Bedeutung z.B. für Wörterbuchzwecke war Gegenstand vieler Einzeluntersuchungen sowie auch einiger grundsätzlicher Arbeiten wie Doherty (1985 und 1987), Wolski (1986) und Helbig (1988).

In diesen Arbeiten werden auch generelle Probleme der kategorialen Bedeutung, die Frage nach dem Beitrag der Modalpartikeln zur Satzbedeutung diskutiert. Die diesbezüglichen Probleme ergeben sich aus der Tatsache, daß derzeit keine eindeutigen Klassifizierungskriterien für Modalpartikeln zu benennen sind, gerade diese erwarten aber Lexikographen von den Lexikologen.

Die Frage der Kategorienbildung ist im Falle der Modalpartikeln besonders schwierig. Der Grund ist, daß über die Kriterien der Wortklasse keine Einigkeit besteht. In Abhängigkeit von den jeweiligen Auffassungen über die klassenbildenden Kriterien werden unterschiedliche Mengen von Wörtern zu den Modalpartikeln gerechnet. Vgl. dazu Helbig (1988). Die Kriterien für die Klassenzugehörigkeit sind äußerst inhomogen. Syntaktisch-morphologische Kriterien (sie treten nicht im Vorfeld deutscher Sätze auf, sie sind unbetont, sie können weder negiert noch erfragt werden, sie sind meist einsilbig) und funktionale Eigenschaften (sie tragen nicht zur strukturellen Bedeutung des Satzes bei, sondern sie drücken eine Einstellung aus oder sie stellen Bezüge zwischen einer Sprechereinstellung und anderen möglichen Einstellungen, die im Text vorkommen, her) treten vermischt auf. Diese Kriterien treffen auch nur für die Mehrzahl der Fälle zu, es gibt zahlreiche Ausnahmen. Ein Kriterium gilt jedoch ohne Ausnahme: Alle Modalpartikeln haben Homonyme in anderen Wortarten wie Adverbien, Konjunktionen, Gradpartikeln und

³ Zuerst erschienen in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikation 44 (1991), S. 439-453.

eine diesen Vorkommen gegenüber abgeschwächte oder ausgebliehene Bedeutung.

In der Partikelliteratur hat sich die Ausdrucksweise eingebürgert, daß Modalpartikeln Homonyme zu gleichen Wortformen in anderen Wortklassen sind. Der Ausdruck „Homonyme“ wird jedoch von vielen Linguisten als irreführend kritisiert, da andererseits weithin Konsens darüber besteht, daß es einen Bedeutungszusammenhang zwischen den Modalpartikeln und ihren „Homonymen“ in anderen Wortarten gibt, der in vielen Fällen noch erkennbar ist.

Gerade dieser Aspekt der Bedeutung von Modalpartikeln, daß es sich hierbei um lexikalische Elemente handelt, die unter bisher unbekanntem Bedingungen einen Bedeutungswandel erlebt haben und nun mehrdeutig sind, soll im Vordergrund der vorliegenden Untersuchung stehen. Es wird die Entwicklung der ursprünglichen Bedeutungen der einzelnen Elemente zu ihrer modalen Variante beleuchtet. Nach der Auffassung Altmanns (1987) ist nicht die wörtliche Bedeutung der einzelnen Modalpartikel für ihren kategorialen Beitrag zu einem bestimmten Satztyp entscheidend, vielmehr seien für die unterschiedlichen Satzmodi unterschiedliche Mengen von Modalpartikeln charakteristisch, während andere vom Gebrauch in diesen Satzmodi ausgeschlossen sind. Diese Auffassung steht im Kontext der Diskussionen darüber, wie epistemische Einstellungen sprachlich ausgedrückt werden. In diesem Zusammenhang ist z.Z. noch strittig, ob die Satzmodi bzw. die traditionellen Satzarten Ausdruck unterschiedlicher epistemischer Einstellungen sind, und, im Rahmen dessen, ob Modalpartikeln als Einstellungsausdrücke zu bezeichnen sind, die ihren Teil zu den durch die Satzmodi ausgedrückten Einstellungen beitragen. Altmann (1987) rechnet die Modalpartikeln zu den lexikalischen Elementen (neben den W-Elementen, den Komplementierern und dem finiten Verb), die als „lexikalische Füllung“ neben drei anderen Parametern (Wortstellung, Intonation und morphologische Merkmale) für die Feststellung des Satzmodus bestimmend sind, Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989) betrachten sie als modale Operatoren, die dem Satzmodus funktional am nächsten sind und im Skopus des Satzmodusoperators stehen. Jacobs (1989) nimmt dagegen an, daß sie Skopus über den Satzmodusoperator haben. Pasch (1990) ist der Meinung, daß mit einer Parallelanwendung der Bedeutung von Modalpartikeln und Satzadverbialen auf den propositionalen Gehalt des Satzes zu rechnen ist.

Unstrittig ist jedoch, daß die Satzmodi wichtige Kontextbeschränkungen für Modalpartikeln sind. Gerade darin unterscheiden sie sich nicht nur

von allen anderen Wortklassen, sondern auch von allen anderen Partikelgruppen. So tritt die Partikel *denn* in Entscheidungsfragesätzen und W-Fragesätzen, *etwa* nur in Entscheidungsfragesätzen auf. Eine Erklärung für die Tatsache, daß bestimmte Modalpartikeln nur mit bestimmten Satzmodi verträglich sind, bzw. daß bestimmte Lexeme nur im Kontext bestimmter Satzmodi die Bedeutung erhalten können, die sie als Modalpartikel ausweist, steht noch aus.

Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist, für den Fall der Partikel *nicht* zu ermitteln, unter welchen Bedingungen im Kontext des Interrogativsatzes diese die bekannte modale Umdeutung erfahren kann. Im Falle von *nicht* ist zudem noch zu entscheiden, ob es sich hier um den gleichen Umdeutungsprozeß handelt, den z.B. *auch*, *nur*, *wohl*, *doch* erfahren haben, d.h., ob auch *nicht* in bestimmten Verwendungen als Modalpartikel zu gelten hat.

Für die Darstellung des Umdeutungsprozesses, den bestimmte Lexeme, oft Funktionswörter anderer Kategorien, auf dem Weg zur Modalpartikelbedeutung erleben, ist die Beschreibung des Ineinandergreifens von Partikelbedeutung und dem Teil der Satzbedeutung notwendig, der durch die Satzmodi ausgedrückt wird. Eine solche Darstellung wird dadurch erschwert, daß der Beschreibungsapparat dafür noch nicht ausreichend etabliert ist.

Neuere Forschungen zur Fokus-Hintergrund-Gliederung von Sätzen, zur Rolle der Position von Konstituenten im Satz und Theorien über Arten der Komponenten der Bedeutung von lexikalischen Einheiten lassen es jetzt möglich erscheinen, Phänomene der Mehrdeutigkeit im Bereich der Funktionswörter in ihrer Regelmäßigkeit zu erkennen. Ansätze einer solchen Erklärungsbasis sind auch in anderen Kapiteln dieses Bandes dargestellt.

Als MP und damit als Homonym der Negationspartikel (NP) wird von einigen Linguisten (u.a. Blanken 1983, Hentschel 1986, Helbig 1988, Thurmair 1989) auch die Partikel *nicht* verstanden. Meibauer (1990) allerdings wendet sich gegen die Auffassung, *nicht* zu den MP zu zählen. Als MP-Vorkommen wird die unbetonte Form in Entscheidungsfragesätzen betrachtet:

- (1) *Heißt du nicht Peter?* (Bsp. Meibauer 1988)
- (2) *Kommt ihr nicht mit?*
- (3) *Kannst du mir nicht helfen?* (Bsp. Meibauer 1988)
- (4) *Mußt du nicht gehen?*

- (5) *Könnse nich lesen?* (Berlinisch)
- (6) *Ist das nicht interessant?* (Hentschel 1986)
- (7) *Weißt du nicht, daß ...*
- (8) *Sieht sie nicht aus wie eine Gräfin?* (Bsp. Thurmair 1989)
- (9) *Hat Peter seine Mutter nicht benachrichtigt?* (Bsp. frei nach Jacobs 1982)

Außerdem *nicht* in bestimmten Typen von W-Exklamativsätzen (Ausrufen mit W-Wort am Anfang):

- (10) *Was er nicht alles weiß!*

Für diesen Typ ist das Vorkommen von *alles* nach *nicht* obligatorisch.

Nicht wird in den Fällen als MP aufgefaßt, wo

- (a) die syntaktischen Kriterien (Unbetontheit, Vorkommen im Mittelfeld des Satzes) zutreffen und
- (b) seine Bedeutung als Negationspartikel nicht mehr erkennbar ist.

Es hat im Gegenteil den Anschein, als drücke *nicht* in solchen Beispielen aus, daß der Fragende eine positive Antwort erwartet oder sogar vom Gegenteil dessen überzeugt ist, was sprachlich in der Oberflächenform der Frage formuliert ist (Conrad 1978, S. 131). Die ursprüngliche Bedeutung von *nicht* erscheint also uminterpretiert und in ihr Gegenteil verkehrt. Das Phänomen wirft deshalb mehrere Fragen auf:

- a. Warum erfaßt die Uminterpretation nur unbetontes *nicht*?
- b. Warum erfolgt diese Uminterpretation nur in bestimmten Satztypen?
- c. Warum nur in bestimmten Positionen im Satz?
- d. Wie ist eine solche Uminterpretation zu erklären?

2.3.1. Kontextbeschränkungen für Modalpartikel-Gebrauch von *nicht*

Unter 2.3.1 werden die formalen Bedingungen behandelt, die anders als für den Gebrauch der NP, in Verwendungen erforderlich sind, in denen *nicht* als Kandidat für die Klasse der MP erscheint. Zu diesen Bedingungen zählen Unbetontheit (2.3.1.1), die Vorkommensbeschränkung auf bestimmte Satzmodi (2.3.1.2) und die Beschränkung auf bestimmte Positionen im Satz (2.3.1.3). Diese Gebrauchsbedingungen sind charakteristisch für MP, ihr Zutreffen auf *nicht* spricht für dessen Zugehörigkeit

zur Gruppe der MP, weshalb es auch in vielen Arbeiten so behandelt wird. Meibauer (1990) allerdings argumentiert gegen die Zuordnung von *nicht* zu den MP. Seine Argumente betreffen aber nicht die hier genannten Punkte, sondern speziellere Verwendungsbedingungen für *nicht*, die eine ausführlichere Diskussion erforderten als es an dieser Stelle möglich ist.

Unter 2.3.1 sind nur die Fakten zusammengetragen, die als Bedingungen anzusehen sind, unter denen Uminterpretationen stattfinden. Eine Interpretation der Fakten wird unter Punkt 2.3.2 angestrebt.

2.3.1.1. Betonungsfragen. Unbetonbarkeit von *nicht* als MP

In der Frage der Betonbarkeit von MP gibt es zwei Auffassungen:

- a. MP sind grundsätzlich nicht betonbar (so z.B. Altmann 1987)
- b. MP sind in der Regel nicht betonbar, es gibt jedoch einige Dubletten, MP mit einer betonten Variante (so Weydt 1986 und Helbig 1988), z.B. *denn, doch, eigentlich, wohl*.

Nicht in der betonten Variante wird eindeutig nicht zu den MP gezählt. Es kann in dieser Form nur NP sein, die unbetonte Form dagegen läßt eine Uminterpretation zu. Meibauer (1988) allerdings versteht manche Vorkommen von betontem *nicht* auch rhetorisch uminterpretiert.

Partikeln, so bemerkte Weydt (1986, S. 396), sind die einzige Wortart, für die Betontheit/Unbetontheit, eine in der deutschen Sprache regelhafte Erscheinung, Auswirkungen auf die Wortbedeutung hat. Durch die Position des Satzakzentes wird im Deutschen ein bestimmter Satzteil oder ein Wort, manchmal auch nur ein Teil eines Wortes, als rhematisch oder fokussiert hervorgehoben. Dadurch wird die wichtigste Information gekennzeichnet. Die anderen Teile des Satzes treten diesem gegenüber in den Hintergrund.

In Deklarativ- oder Aussagesätzen haben die Betonungsverhältnisse keine zeichenunterscheidende Wirkung auf die Bedeutung von *nicht*, es wirken vielmehr nur die allgemeinen Betonungsregeln, nach denen das betonte Element als wesentlich für die Information hervorgehoben wird.

A: Wieso weiß Peters Mutter nicht Bescheid?

B: Peter hat seine Mutter nicht BENACHRICHTIGT.

A: Hat Peter seine Mutter benachrichtigt?

B: Nein, Peter hat seine Mutter NICHT benachrichtigt.

(Betonte, fokale Elemente in Majuskeln)

Auch in Entscheidungsfragesätzen können unterschiedliche Teile des Satzes fokal sein, und die Betonung muß die Bedeutung auch hier nicht beeinflussen:

Hat Peter seine Mutter nicht BENACHRICHTIGT?

Hat Peter seine Mutter NICHT benachrichtigt?

2.3.1.2. Satzmodusfragen. Beschränkung von MP-*nicht* auf Entscheidungsfragesätze

Außer in einer Gruppe von W-Exklamativsätzen, die aber durch das gleichzeitige obligatorische Vorkommen von *alles* stark eingeschränkt ist, kommt es nur in Entscheidungsfragesätzen dazu, daß die unbetonte Variante von *nicht* MP-Bedeutung annehmen kann. Warum?

Während in Deklarativsätzen *nicht* nur als NP interpretiert werden kann, kommt in Fragesätzen hinzu, daß dort die Negation eine andere Rolle spielt. Die „normale“, unmarkierte Frage ist die nach dem positiven Sachverhalt:

Hat Peter seine Mutter benachrichtigt?

Bei solchen Fragen wird unterstellt, daß der Fragende keine der möglichen Alternativen

(a) Peter hat seine Mutter benachrichtigt.

und

(b) Peter hat seine Mutter nicht benachrichtigt.

favorisiert und beide Möglichkeiten für gleich wahrscheinlich hält. Das ist eine Umschreibung der für Fragesätze charakteristischen Sprechereinstellung ANSEHEN ALS (x(OFFEN,)) (Pasch 1989). Erscheint dagegen in dem Fragesatz eine Negationspartikel

(9) *Hat Peter seine Mutter nicht benachrichtigt?*

besteht dieses Gleichgewicht nicht mehr. Man kann dann nicht mehr davon ausgehen, daß der Fragende zum Zeitpunkt der Frageäußerung keine eigenen Annahmen über das Zutreffen des Sachverhalts hat.

Wenn *nicht* fokal und betont ist, ist das Thema, ob Peter seine Mutter benachrichtigt hat, bereits im Gespräch gewesen. Es wird keine Alternativfrage mehr gestellt, sondern die Frage nach dem Zutreffen der Alternative (b). Wenn *nicht* nicht-fokal und unbetont ist, können im Fragesatz ebenso wie im entsprechenden Deklarativsatz die nominalen und verbalen Satzglieder den Hauptakzent tragen. In Abhängigkeit vom Hauptakzent des Satzes können unterschiedliche Elemente im Mittelpunkt des Interesses des Fragestellers stehen.

Es sind folgende Akzentuierungstypen möglich:

| Positionen: | I | II | III |
|-------------|----------|-----------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------|
| (9-1) Hat | M PETER | M seine Mutter | $\begin{smallmatrix} \text{IN} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ benachrichtigt? |
| (9-2) Hat | M Peter | $\begin{smallmatrix} \text{IN} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ seine MUTTER | $\begin{smallmatrix} \text{IN} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ benachrichtigt? |
| (9-3) Hat | M Peter | M seine Mutter | $\begin{smallmatrix} \text{IN} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ BENACHRICHTIGT? |
| (9-4) HAT | M Peter | $\begin{smallmatrix} \text{IN?} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ seine Mutter | $\begin{smallmatrix} \text{IN} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ benachrichtigt? |

An den durch Längsstriche markierten Positionen kann die Partikel *nicht* in den Satz eingefügt werden.

Es bleibt im Zusammenhang mit Satzmodusfragen noch zu klären, ob *nicht* in der Interpretation als MP auch in eingebetteten Sätzen vorkommen kann. Es gibt die Auffassung, daß MP in eingebetteten Sätzen nicht oder nur in Ausnahmefällen auftreten (Altmann 1987), nach Reis (1985) kommen sie nur in selbständigen Nebensätzen vor. Meibauer (1988) und Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989) dagegen führen zahlreiche Beispiele für das Vorkommen von MP in eingebetteten Sätzen an.

Uminterpretiertes *nicht* kommt in eingebetteten Sätzen ohne weiteres vor, es ist auf eingebettete ob-Sätze beschränkt (eingebettete E-Fragesätze). Dagegen sind eingebettete W-Fragesätze ebenso wenig ein Kontext für uminterpretiertes *nicht* wie selbständige W-Fragesätze. Das Vorkommen wird nicht vom Typ des Matrixsatzes beeinflusst, d.h., es ist unerheblich, ob dieser ein Deklarativ- (11), oder Imperativsatz (12) ist oder auch, ob es sich um einen selbständigen ob-Satz handelt (13).

(11) *Ich weiß nicht*, [ob p] .

(12) *Frag Paul*, [ob p] !

(13) [ob p] ?

[ob p]=[ob |M| Peter |M| seine Mutter $\begin{smallmatrix} \text{IN} \\ \text{M} \end{smallmatrix}$ benachrichtigt hat]

2.3.1.3. Wortstellungsfragen. Die Position von MP-*nicht* im Satz

Unbetontes *nicht* kann in Entscheidungsfragesätzen an den durch Längsstriche gekennzeichneten Stellen eingefügt werden. Die senkrechten Striche tragen Kennzeichnungen, wie unbetontes *nicht* in den betreffenden Positionen zu interpretieren ist. N bedeutet: *nicht* ist hier als Negationspartikel zu verstehen im Rahmen einer Satzbedeutung des Typs „Ist es der Fall, daß $\sim p$?“. Die Kennzeichnung M dagegen bedeutet, daß *nicht* an dieser Stelle als MP zu interpretieren ist im Rahmen einer Satzbedeutung „Ist es nicht der Fall, daß p ?“. In dieser letzteren Funktion wird *nicht* gewöhnlich seine Bedeutung als Negationspartikel abgesprochen, weil es hier als rhetorisch verstanden wird, als wollte der Sprecher zum Ausdruck bringen: „Es ist gar keine Frage, ich bin überzeugt, daß p .“

Trägt eine durch Längsstrich gekennzeichnete Position für *nicht* sowohl die Markierungen N als auch M, dann bedeutet dies, daß *nicht* in diesen Positionen ambig ist und entweder als NP oder als MP interpretierbar ist.

Die Sätze (9-1) – (9-4) machen deutlich, daß in Position I nach dem Auxiliar *nicht* regelmäßig nur als MP, nicht als NP auftritt. Ebenso regelmäßig ist *nicht* in Position III ambig, d.h., die Interpretation von *nicht* ist in diesen Sätzen unabhängig von der Thema/Rhema- oder Fokus/Hintergrund-Gliederung und ausschließlich durch die Position im Satz, d.h. durch die Wortstellung bestimmt.

Nicht so eindeutig und regelmäßig erscheint die Interpretation von *nicht* in Position II. MP-Interpretation ist auch hier in allen Fällen möglich, die Interpretation als Negation jedoch nur mit Eindeutigkeit im Falle (9-2), wo die folgende Konstituente den Hauptakzent trägt. Ob auch in (9-4) *nicht* in Position II als NP verstanden werden kann, ist zweifelhaft.

Zum Vergleich wollen wir andere Fragesätze hinzuziehen, deren Verb in Erstposition ein Vollverb ist:

| Positionen: | I | II | III |
|-----------------------|----------|---------------------------------|-------------------|
| (14-1) BENACHRICHTIGT | M Peter | ^N M seine Mutter | ^N M |
| (14-2) Benachrichtigt | M PETER | ^N M seine Mutter | ^N M |
| (14-3) Benachrichtigt | M Peter | ^N M seine MUTTER | ^N M |

Die Sätze (14-1) – (14-3) liefern ähnliche Ergebnisse wie (9-1)–(9-4). Auch hier gibt es drei Positionen für *nicht*. Auch hier sind die Interpretationsmöglichkeiten offenbar unabhängig von der Fokussierung und nur durch die Wortstellung bestimmt. In Position III und hier auch in II ist *nicht* regelmäßig ambig.

Wie die angeführten Bedingungen für die Verwendung von unbetontem *nicht* in der spezifischen Uminterpretation zeigen, sind es solche, die für MP als typisch genannt werden:

- (a) *nicht* ist stets unbetont;
- (b) es tritt in dieser Interpretation nur in bestimmten Satztypen auf;
- (c) es tritt in dieser Interpretation nur in bestimmten Positionen im Satz auf;
- (d) es hat ein Homonym, für das obige Bedingungen nicht zutreffen. Es bietet sich nun die Vermutung an, daß für die typische Uminterpretation von *nicht* in MP-Verwendung die Verwendungsbedingungen der Partikel *nicht* verantwortlich sind. Dieser Vermutung soll im folgenden nachgegangen werden.

2.3.2. Korrelationen zwischen Gebrauchsbedingungen und Interpretationsmöglichkeiten von *nicht*

Es hat bereits einige Erklärungsversuche für das Phänomen der nicht-negierenden Wirkung von *nicht* gegeben, z.B. die von Blanken (1983) und Hentschel (1986). Ich möchte mich jedoch der Kritik von Meibauer (1988) anschließen, der die Vermutung äußert, daß Untersuchungen über die Integration der Bedeutungen von *nicht* in die strukturelle Bedeutung des zugrundeliegenden Satztyps und ihre Einordnung in den Kontext der Äußerung eher Erfolg bringen könnte. Er verweist an dieser Stelle auch auf den entsprechenden Ansatz von Doherty (1987, S. 62ff.), die von der Integration negationsdeterminierter und satztypendeterminierter positionaler Einstellung ausgeht, vermißt aber dort eine zur Erklärung notwendige pragmatische Teiltheorie.

Eine solche pragmatisch begründete Erklärung soll hier angeboten werden.

2.3.2.1. Satztyp Entscheidungsfragesatz und Positionierung der Partner in Dialogen

Entscheidungsfragesätze drücken im Unterschied zu Deklarativsätzen keinen Wahrheitsanspruch des Sprechers bezüglich p oder $\sim p$ aus. Im neutralen Falle ist die Sprechereinstellung vielmehr „OFFEN“. In einem Deklarativsatz kann die NP *nicht* nur als Ausdruck der Einstellung oder Position des Sprechers interpretiert werden, der sich für $\sim p$, das Nicht-Zutreffen eines Sachverhalts ausspricht.

Mit dem Satz

(15) *Peter benachrichtigt seine Mutter nicht.*

kann ein Sprecher nur seine eigene Einstellung zum Ausdruck bringen, daß der zur Debatte stehende Sachverhalt nicht zutrifft. Wenn das Symbol G das Prädikat GLAUBEN im Sinne von Motsch/Pasch (1987) bezeichnet, drückt die Notation

$$G_s(\sim p)$$

die Einstellung des Sprechers zum Sachverhalt p im Satz (15) aus.

In neutralen Fragen dagegen hat die NP gar keinen Platz, denn die Sprechereinstellung „OFFEN“, d.h. der Sprecher hält p oder $\sim p$ für gleichermaßen wahrscheinlich, wird durch die positive Alternative $p?$ ausgedrückt. Die Einstellung (E) eines Sprechers, der einen Fragesatz des Typs

(16) *Benachrichtigt Peter seine Mutter?*

äußert, muß als neutral oder OFFEN hinsichtlich der Geltung von p angesehen werden

$$E_s(\text{OFFEN}(p)) \text{ ist äquivalent mit } E_s(p \vee \sim p).$$

Erscheint nun die NP trotzdem in einem Fragesatz wie

(14) *Benachrichtigt Peter seine Mutter nicht?*

dann drückt dieser keine neutrale Frage mehr aus, sondern die Frage danach, ob $\sim p$ wahr ist, d.h., es besteht kein Gleichgewicht der Wahrscheinlichkeiten $p \vee \sim p$ mehr, sondern es steht jetzt die Alternative $\sim p$ im Vordergrund des Interesses, wenn auch keine Aussagen über das Zutreffen dieser Alternative gemacht werden. Die in solchen Fragen ausgedrückte Einstellung des Sprechers soll durch

$$E_s(\text{UNBEST}(\sim p))$$

ausgedrückt werden, wobei UNBEST das Prädikat UNBESTIMMT oder UNBESTÄTIGT bezeichnet.

Ist die NP betont, dann ist der Sachverhalt als Thema bereits präsent, und nur das Zutreffen/Nicht-Zutreffen dieses Sachverhalts wird problematisiert. Ist die Negation durch den Hauptakzent im Zentrum (Fokus) der Problematisierung, ist keine Uminterpretation möglich:

(17) *Hat Peter seine Mutter NICHT benachrichtigt?*

Anders ist es, wenn die NP im Satz unbetont ist. Auch in diesem Falle ist zwar die Negation des Sachverhalts $\sim p$ im Vordergrund des Interesses. Durch Einfügung von *nicht* in den Fragesatz wird in jedem Falle die negative Alternative $\sim p$ in den Vordergrund gerückt. Wenn *nicht* aber unbetont ist, trägt ein anderer Teil des Satzes den Hauptakzent ((9-1) – (9-4) und (14-1) – (14-3)). Damit wird ausgedrückt, daß nicht das Zutreffen des Sachverhalts in diesem Falle problematisiert wird, sondern der Sachverhalt selbst, und zwar die negative Alternative. Dieser Sachverhalt ist oft noch nicht Thema gewesen.

Die Negationspartikel hat die Eigenschaft, daß durch sie pragmatische Implikaturen in die Interpretation des Satzes integriert werden. Die Äußerung eines negierten Sachverhalts hat stets den Hintergrund, daß auch positive Einstellungen zum selben Sachverhalt bei anderen Einstellungsträgern möglich oder wahrscheinlich sind. *Es regnet nicht* ist eine sinnvolle Äußerung vor dem Hintergrund, daß jemand möglicherweise annimmt, es regnet. Givon (1978) nennt diese Erscheinung Diskurspräsuppositionen, und Pasch (1986) spricht von nichtlogischen Präsuppositionen, die von logischen Präsuppositionen zu unterscheiden sind.

Nicht ist so auslösendes Element pragmatischer Implikaturen, von Schlußfolgerungen auf Einstellungen anderer Subjekte. Anders Gradpartikeln wie *auch*, die Auslöser semantischer Implikationen sind, solcher Implikationen, die die Einstellung des Sprechers selbst betreffen.

Für die Beschreibung sprachlicher Erscheinungen wie der Negation, die eine Unterscheidung mehrerer in der Äußerung zum Ausdruck kommenden Standpunkte erfordern, entwickelte Ducrot (1980) und (1984) ein Konzept, das der Auffassung von dem „Sprecher“ als einer einheitlichen Größe widerspricht. Ein Résumé des von Ducrot so genannten

Polyphonie-Konzepts hat kürzlich Kotschi (1990, S. 14–16) gegeben. Ducrot argumentiert in den genannten Arbeiten für eine Modifikation des undifferenzierten Sprecherkonzepts durch die zwei Begriffe „locuteur“ und „énonciateur“. „Locuteur“ ist der für die Äußerung verantwortliche Sprecher, auf den mit dem Personalpronomen der 1. Person referiert wird und der die sprachliche Handlung vollzieht. Von diesem unterscheidet Ducrot den „énonciateur“. Dieser ist der Träger einer Rolle bzw. der Vertreter eines Standpunktes. Beide Größen wirken so zusammen, daß der „locuteur“ durch die Äußerung eines bestimmten Satzes einen, zwei oder mehr „énonciateurs“ zu Worte kommen lassen kann, ohne sich notwendigerweise mit allen zu identifizieren. In negierten Sätzen sind zwei „énonciateurs“ E_1 und E_2 präsent, von denen E_1 die Position oder den Standpunkt p 'Es regnet' vertritt, die E_2 mit der Position $\sim p$ 'Es regnet nicht' zurückweist. Der „locuteur“, der den Satz 'Es regnet nicht' äußert, identifiziert sich nur mit der Position E_2 .

Anwendungsbereich für das Polyphonie-Konzept, das unterstreicht auch Kotschi (1990, S. 16), sind nur solche Ausdrücke wie negierte Sätze, deren grammatisch determinierte Bedeutung bereits unterschiedliche strukturelle Positionen für die Einstellungsträger vorsieht. Aber erst im Rahmen der Äußerungsbedeutung (im Sinne von Bierwisch 1980) ist zu bestimmen, welchen der strukturell gegebenen Standpunkte die einzelnen Diskursteilnehmer oder Dialogpartner einnehmen.

Das Konzept der Diskurspräsuppositionen bzw. das Polyphonie-Konzept, das bisher nur zur Beschreibung negierter Deklarativsätze verwendet wurde, soll im folgenden auch zur Erklärung der Bedeutung negierter Fragesätze Anwendung finden.

Durch die Verwendung von *nicht* wird eine Opposition zweier kontroverser Einstellungen in die Fragekonstellation eingebracht. Die Fragesituation ist in dem Fall durch die zwei typischen Dialogpartner gekennzeichnet, die kontroverse Einstellung zum Sachverhalt p haben können.

$G_s(p) \& G_{ad}(\sim p)$ oder $G_s(\sim p) \& G_{ad}(p)$

Diese für Entscheidungsfragesätze mit *nicht* charakteristischen Einstellungskonstellationen drücken aus, daß in einem solchen Satz nicht zwangsläufig der Sprecher der Träger der Einstellung $\sim p$ sein muß. Es scheint, daß die wechselnden Möglichkeiten der Zuweisung der Einstellungsalternativen zu den Dialogpartnern die Erklärungsbasis abgeben für mögliche Interpretationen von *nicht* als Negationspartikel und als Modalpartikel.

Viele Vorkommen von unbetontem *nicht* in Entscheidungsfragesätzen sind in Abhängigkeit von möglichen Kontexten ambig hinsichtlich der Zuweisung der alternativen Einstellungen $+p$ und $\sim p$ an Sprecher und Hörer. Während für neutrale Fragen keine kontroversen Einstellungen bei den Dialogpartnern anzunehmen sind, da dem Fragenden selbst keinerlei Einstellung bezüglich des Zutreffens eines Sachverhalts zugeordnet wird, ist bei Fragen mit *nicht* davon auszugehen, daß mindestens bei einem der Dialogteilnehmer Vermutungen vorliegen, daß $\sim p$ der Fall sein könnte. Fragen, ob $\sim p$ der Fall ist, treten aber nur dann auf, wenn die andere Alternative $+p$ bereits durch Indizien irgendeiner Art unwahrscheinlich wurde. Aufgrund der Notwendigkeit von Indizien für die kommunikative Angemessenheit von Fragen mit *nicht* kommt die Wichtigkeit des Kontextes bei diesen Fragen ins Spiel. Der Kontext kann, wie in der Partikelliteratur oft gezeigt wurde, sowohl verbaler als auch nicht-verbaler Natur sein.

Der relevante Diskurskontext von Entscheidungsfragesätzen mit *nicht* sind deshalb Situationen, in denen zum Ausdruck kam, daß bei den Dialogpartnern kontroverse Einstellungen bezüglich der Position zu p und $\sim p$ vorliegen. Bei der Äußerung eines solchen Entscheidungsfragesatzes mit *nicht* berücksichtigt der Sprecher die oppositionelle Einstellung des Partners, die er in der Äußerungssituation voraussetzt.

Es sind grundsätzlich zwei mögliche Einstellungskonstellationen denkbar, Vermutungen des Sprechers über das Zutreffen des Sachverhalts und über die Position des Partners zum Sachverhalt:

(a) Der Sprecher hat zum Sprechzeitpunkt die Vermutung, daß $\sim p$ zutrifft und daß ein anderer als der Sprecher die alternative Vermutung hat, daß p zutrifft. (G hier im Sinne von schwachem Glauben).

$$G_s(\sim p) \wedge G_s(G_{\sim s}(p))$$

(b) Der Sprecher hat zum Sprechzeitpunkt die Vermutung, daß p zutrifft, und daß ein anderer als der Sprecher die alternative Vermutung hat, daß $\sim p$ zutrifft.

$$G_s(p) \wedge G_s(G_{\sim s}(\sim p))$$

Viele der Entscheidungsfragesätze (1)-(9) mit *nicht*, die anfangs als Fälle von MP-Vorkommen angeführt wurden, sind in Wirklichkeit ambig. *Nicht* kann dort oft auch in seiner ursprünglichen Funktion als NP gedeutet werden. Entscheidend für die Interpretation sind die Kontextbedingungen

(a) oder (b). Zur Illustration mag Satz (2) dienen, dessen Interpretation beide Kontextbedingungen oder Einstellungskonstellationen zuläßt.

Gemäß Konstellation (a) hat der Fragesteller zum Sprechzeitpunkt Grund zu der Annahme, daß $\sim p$ wahrscheinlich ist.

(E2a) $G_s(\sim p) = S$ nimmt an, die Adressaten kommen nicht mit. Die Negation der Proposition ist in diesem Fall Gegenstand der Frage. Der Fragesteller will sich vergewissern, ob $\sim p$ zutrifft. Wie aber oben erläutert wurde, ist durch Einfügung von *nicht* der Charakter der Frage kein neutraler mehr. Jede Negation wird geäußert vor dem pragmatischen Hintergrund, daß die Affirmation als kontroverse Einstellung auch präsent ist. Deshalb ist auch für Fragesätze mit *nicht* die Annahme berechtigt, daß diese nur geäußert werden, wenn der Sprecher glaubt, daß auch alternative Einstellungen denkbar sind. Als Subjekte alternativer Einstellungen sind je nach Kontext andere Personen, manchmal aber auch dieselbe Person zu einem früheren Zeitpunkt als dem Sprechzeitpunkt denkbar. So ist (2) unter der Bedingung der Einstellungskonstellation (a) interpretierbar als:

S war vorher der Meinung, Adressaten kommen mit ($=p$), hat jetzt aber Indizien zu glauben, sie kommen nicht mit ($=\sim p$). Er fragt deshalb: Ist $\sim p$ wahr?

In diesem Kontext wird *nicht* als Negationspartikel in seiner ursprünglichen Funktion (als propositionales *nicht*) interpretiert.

Der umgekehrte Fall ist aber auch möglich: Dann liegt Einstellungskonstellation (b) vor. Unter dieser Bedingung würde der Satz etwa folgendermaßen interpretiert:

S ist zum Sprechzeitpunkt der Meinung, die Adressaten kommen mit. Es gibt jedoch in der Situation Hinweise darauf, daß es auch die gegenteilige Meinung geben kann, daß die Adressaten nicht mitkommen. In dieser Interpretation wird *nicht* als MP verstanden, als Indikator dafür, daß der Sprecher die Affirmation der Satzproposition annimmt und vom Adressaten seine Zweifel an der Wahrheit dieser Annahme ausgeräumt haben will.

(1) und (4) sind Sätze, bei denen die Interpretation (b) als primär erscheint. Diese Sätze werden meistens so interpretiert, daß der Sprecher zum Sprechzeitpunkt die Einstellung $+p$ hat.

(E 1b)G_s(p)= S nimmt an, Adressat heißt Peter. (E 4b)G_s(p)= S nimmt an, Adressat muß gehen.

Die alternative Position $\sim p$, die durch die Partikel *nicht* in die Satzbedeutung eingeht, wird in diesem Falle nicht dem Sprecher, sondern einem anderen Subjekt zugeordnet. In den Sätzen (1)–(4) liegt als Subjekt der Einstellung $\sim p$ der Adressat nahe. Die Fragen (1) und (4) sind in einem Kontext normal, wo der Sprecher den Eindruck hat, daß der Adressat die Einstellung $\sim p$ hat, und sie werden interpretiert als

(E 1b)S ist der Meinung, Ad heißt Peter, er hat in der Situation jedoch Anlaß, an der Richtigkeit dieser Annahme zu zweifeln, weil es Hinweise darauf gibt, daß vielleicht $\sim p$ zutreffen könnte.

(E 4b)S nimmt an, daß Ad gehen muß, dessen Verhalten gibt jedoch Anlaß zu glauben, daß vielleicht $\sim p$.

Wenn also ein Entscheidungsfragesatz mit *nicht*, wie es auch möglich ist, so interpretiert wird, daß die Position $\sim p$ nicht dem Sprecher, sondern einem anderen Subjekt zugeordnet wird, so daß sich für die Sprechereinstellung die Alternative $+p$ ergibt (denn alternative Einstellungen des Sprechers gegenüber anderen Subjekten sind für *nicht*-Fragen in allen Fällen zu unterstellen), liegt die bekannte Uminterpretation von *nicht* vor (nicht-propositionales *nicht*), die oft festgestellt wurde und wo deshalb MP-Verwendung angenommen wurde.

Zusammenfassend läßt sich über die oben dargestellten Interpretationsmöglichkeiten von *nicht* in Fragesätzen sagen:

Nicht ist in Entscheidungsfragesätzen deshalb ambig, weil die Einstellung NEG zum Sachverhalt in solchen Fragen nicht auf einen bestimmten Dialogpartner festgelegt ist. Fragesätze mit *nicht* sind nicht neutral, sondern tendenziös (Franck 1979), d.h., der Fragende hat bereits eine Einstellung, wenn auch keine gesicherte. Die NP *nicht* legt in diesen Fragesätzen die Einstellung $\sim p$ jedoch nicht unbedingt auf den Sprecher fest, sondern auf irgendein in der Dialogsituation relevantes Subjekt. Anders als in Deklarativ- und Imperativsätzen, bei denen die NP nur auf die Sprecherposition bezogen werden kann, ist sie in Fragesätzen auch auf Einstellungen anderer Subjekte beziehbar.

Die NP *nicht* hat in allen Vorkommen die Eigenschaft, daß durch sie ein Bezug zu der positiven Alternative hergestellt wird. Während aber in allen den Fällen, in denen die Negation als Sprechereinstellung zu in-

interpretieren ist, die positive Einstellung als mögliche Alternative nur im Hintergrund wahrnehmbar ist als kontextuelle Einbettung oder pragmatische Gebrauchsbedingung, die die Bedeutung nicht tangiert, tritt bei Entscheidungsfragesätzen der Fall auf, daß situationsbedingt ein anderer Dialogpartner als Träger der Einstellung NEG in Betracht kommt, wodurch dem Sprecher des Fragesatzes die andere Alternative +p zugeordnet wird.

In allen Fällen wird durch *nicht* ein Kontextbezug hergestellt auf die Alternative, die Affirmation. Nur in Fragesätzen kann es aber vorkommen, daß die Negation nicht als Sprechereinstellung interpretiert werden muß, sondern auch als kontextuell bedingte alternative Einstellung interpretiert werden kann, die nicht die des Sprechers ist.

Dies ist die Einstellungskonstellation, die die Uminterpretation von *nicht* als MP ermöglicht. In dieser Konstellation ist die Einstellung des Sprechers die positive Alternative einer Entscheidungsfrage vor dem Hintergrund, daß auch die negative Alternative als Einstellung anderer Subjekte situationell präsent ist. Das ist der Hintergrund der bekannten Uminterpretation von *nicht* als MP in Entscheidungsfragesätzen.

2.3.2.2. Wortstellung und Skopus von Operatoren

Die Frage des kategoriellen Typs der MP, auch im Vergleich zu anderen Operorentypen, wird gegenwärtig noch kontrovers diskutiert. Insbesondere gibt es Unklarheiten über Unterscheidungskriterien, die MP von Satzadverbien trennen, zwei Operorentypen, die sich funktional sehr nahestehen. Zu ihrer Unterscheidung werden Reihenfolgekriterien verwendet, da diese für den Typ des Operators aussagekräftig sind. MP stehen in der Regel vor Satzadverbien.

Mit inhaltlichen Konsequenzen von Reihenfolgeerscheinungen hat sich die unterdessen umfangreiche Literatur zu Skopusfragen seit den 70er Jahren beschäftigt. Allen diesen Ansätzen ist die Auffassung gemeinsam, daß sowohl Satzadverbien (= Sadv) als auch NP und MP als Satzoperatoren, allerdings verschiedenen Typs, aufzufassen sind. Satzoperatoren sind Einheiten, die, angewandt auf eine Einheit *s* der Kategorie Satz eine strukturell modifizierte Einheit *s'* der Kategorie Satz ergeben (Lang 1979, S. 201). Die einzelnen Typen von Satzoperatoren unterscheiden sich in ihren Anwendungsbedingungen, sie können jeweils nur auf eine bestimmte Teilmenge aller Einheiten der Kategorie Satz angewendet werden.

Sadv, NP, GP (= Gradpartikeln) und MP sind verschiedene Typen von Satzoperatoren mit verschiedenen Typen von Operanden. Außerdem müssen weitere Typen von Satzoperatoren angenommen werden, die nicht lexikalisiert sind. Das sind die Einstellungsoperatoren, die die Satztyp- oder Satzmodusbedeutungen spezifizieren: Es werden mindestens drei Einstellungsoperatoren unterschieden, die jeweils für die Spezifik der Modalität von Deklarativ-, Interrogativ- und Imperativsätzen verantwortlich sind (so Pasch 1989). Anders sehen es Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989), die für den Deklarativsatz keinen Satzmodusoperator annehmen, darüber hinaus Satzmodus auch nicht als Ausdruck einer Einstellung betrachten.

Sadv, NP und GP werden als propositionale Operatoren verstanden. Sie werden auf eine Proposition angewendet, woraus wieder eine Proposition resultiert, die um das Sadv bzw. die Partikel erweitert ist.

Die Skopusverhältnisse zwischen den verschiedenen Operorentypen sind kompliziert. Man geht jedoch meistens davon aus, daß alle Typen von Adverbien im Skopus der Satzmodusoperatoren stehen (vgl. Brandt/Rosengren/Zimmermann 1989, S. 18). Die Reihenfolgeregularitäten weisen außerdem darauf hin, daß Sadv Skopus über andere Adverbien haben. Über den Operortyp von MP gibt es bisher keine Klarheit. Insbesondere gibt es Meinungsverschiedenheiten in der Frage, wie sich die beiden Einstellungstypen zueinander verhalten, die durch Sadv und durch MP ausgedrückt werden. Doherty (1987) betrachtet wie Lang (1979) Sadv als Einstellungsoperatoren mit Propositionen als Operanden. Als Resultat der Anwendung eines Sadv-Operators auf eine Proposition entsteht nach Doherty (1987) eine halbbewertete Proposition. Halbbewertete Propositionen in diesem Sinne sind solche, denen eine volle Bewertung durch einen Satzmodusoperator fehlt. Vollbewertete Sätze sind entweder Deklarativ-, Interrogativ- oder Imperativsätze.

Modalpartikeln oder in der Terminologie Dohertys Einstellungspartikeln haben nach ihrer Auffassung keine Propositionen, sondern halbbewertete propositionale Bedeutungen als Operanden, d.h., die MP haben die Sadv in ihrem Skopus und nicht umgekehrt. Die Skopusverhältnisse zwischen Funktionswörtern mit Operatorstatus sehen nach dieser Auffassung etwa folgendermaßen aus:

$$MP(Sadv(GP(p)))$$

Die Grundlage dieser Annahme sind Beobachtungen der Reihenfolgeverhältnisse bei Sätzen mit Operatoren unterschiedlichen Typs. Der Ope-

rator, der im Skopus eines anderen steht, erscheint im Satz rechts von diesem. Die normale Reihenfolge solcher Operatoren im Satz rechtfertigt also die Annahme obiger Skopusverhältnisse:

- (18) *Peter hat doch wahrscheinlich auch seine Mutter benachrichtigt.*
 MP Sadv GP

Nun ist es aber so, daß die Reihenfolge MP vor Sadv nicht unbedingt zwingend ist, es gibt auch Beispiele für die umgekehrte Reihenfolge:

- (19) *Wahrscheinlich hat Peter doch auch seine Mutter benachrichtigt.*
 Sadv MP GP

- (20) *Peter hat wahrscheinlich doch auch seine Mutter benachrichtigt.*
 Sadv MP GP

Die unterschiedliche Reihenfolge von MP und Sadv in Satz (18) gegenüber (19) und (20) hat hier keine Auswirkung auf die Satzbedeutung. Wenn die Skopusverhältnisse sich durch wechselnde Reihenfolge verändern würden, müßte aber die Bedeutung der Sätze betroffen sein, wie man in den folgenden Beispielen unterschiedlicher Skopusbeziehungen zwischen GP und NP beobachten kann.

- (21) *Peter hat nicht nur seine Mutter benachrichtigt.* NP(GP(p))

- (22) *Peter hat nur seine Mutter nicht benachrichtigt.* GP(NP(p))

Während wechselnde Reihenfolge von GP und NP im Satz Auswirkungen auf die Bereiche der Operatoren und infolgedessen auf die Satzbedeutung hat, scheint die Reihenfolge von MP und Sadv solche Konsequenzen nicht immer zu haben.

Für die behandelten Vorkommen von *nicht* als Negationspartikel einerseits und als modale Variante oder Modalpartikel andererseits müssen deshalb unterschiedliche Skopusbereiche angenommen werden. Wenn $\sim p$ die Einstellung des Sprechers ist, wenn also *nicht* als Negationspartikel zu betrachten ist, befindet die Partikel sich im Skopus des Einstellungs- oder Satzmodusoperators, der die Einstellung des Sprechers zum Ausdruck bringt. Damit hat *nicht* als NP einen engeren Skopus als in seiner modalen Variante, für die die Annahme gemacht wurde, daß das modale *nicht* die im Kontexthintergrund anzunehmende Position eines anderen Subjekts zum Ausdruck bringt. Ein solches MP-*nicht* könnte nicht im Skopus des Satzmodusoperators stehen, der die Sprecherposition ausdrückt, sondern hätte einen weiteren Skopus über den einstellungsbewerteten Satz.

2.3.2.3. Skopus von MP-*nicht* und Satzmodusoperator

Ein weiteres Problem stellen die Skopusverhältnisse von Satzmodusoperator und dem durch MP ausgedrückten Operator dar. Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989, S. 20–28) vertreten die Meinung der Mehrheit der Autoren in dieser Frage, daß die von den MP ausgedrückten modalen Operatoren im Skopus des Satzmodusoperators stehen. Sie nehmen an, daß die MP Operatoren sind, die dem Satzmodusoperator funktional am nächsten stehen, da sie selbst keine Sprechereinstellung ausdrücken (wie auch der Satzmodus nach Brandt/Rosengren/Zimmermann 1989), sondern eine Äußerung in bestimmte Textzusammenhänge einordnen.

Jacobs (1989) geht davon aus, daß die MP den Illokutionstyp, in dem sie vorkommen, modifizieren und Skopus über ihn haben. Nach dieser Auffassung können die MP einen Illokutionstyp wie ASSERT (Assertion) oder DIR (Directive, Imperativ) modifizieren, indem sie zusätzliche, kontextuelle Bedingungen, z.B. die Einstellung des Adressaten zum propositionalen Gehalt für den Gebrauch der Äußerung im Kontext hinzufügen.

Die Tatsache jedoch, daß die MP_n in aller Regel den Konstituenten vorgehen, die im Skopus des Illokutionstyp-Operators stehen, kann wohl die Annahme begründen, daß die MP_n Skopus über alle anderen Adverbiale haben, eine Argumentation für die Annahme Jacobs, daß sie auch Skopus über den Einstellungsoperator Satzmodus (den Illokutionstyp-Operator in Jacobs Terminologie) haben, ist jedoch mit Reihenfolgekriterien nicht möglich, weil der Satzmodusoperator nicht durch ein Glied der Satzketten ausgedrückt wird.

Eine Begründung für den Operatorstatus von MP_n mit Skopus über den Illokutionstyp- oder Äußerungstyp-Operator durch Daten aus dem Bereich der Grammatik, wie Wortstellungskriterien, gelingt daher z.Z. nicht. Es können aber einige Aussagen zum semantischen bzw. pragmatischen Status von MP_n als Operatoren gemacht werden:

Durch den Satzmodus im Sinne von Pasch (1989) oder den Illokutionstyp im Sinne von Jacobs (1989) wird stets die Einstellung eines Sprechers zu einem propositionalen Gehalt ausgedrückt. In Aussage- oder Deklarativsätzen wird durch ihn ausgedrückt, daß der Sprecher den propositionalen Gehalt des Satzes für wahr hält, in Fragesätzen drückt der Sprecher aus, daß seine Einstellung zum propositionalen Gehalt offen ist, d.h., daß er keine Entscheidung treffen kann, ob p oder $\sim p$ wahr ist. Stets drückt der Satzmodus jedoch die Einstellung desjenigen aus, der den Satz äußert, des Sprechers also.

Läßt ein Satz nun, wie es bei solchen der Fall ist, in denen MPn vorkommen, zusätzliche Informationen erkennen, die etwas über die Einstellungen anderer, vom Sprecher verschiedener Subjekte zum gleichen propositionalen Gehalt aussagen, so können diese nicht im semantischen Skopus des Satzmodusoperators stehen, da dieser nur die Einstellung des Sprechers zu der betreffenden Proposition zum Ausdruck bringt.

Wenn also die MP, wie angenommen werden muß, die vom Satz ausgedrückte Einstellung des Sprechers in Beziehung setzt zu anderen möglichen Einstellungen anderer Subjekte, so kann sie weder im Skopus eines Satzmodusoperators noch eines Illokutionstyp-Operators stehen, sondern außerhalb.

Es muß weiter angenommen werden, daß die von MPn ausgedrückten Operatoren nicht über den Satzmodusoperatoren im Sinne von Pasch (1989) operieren, sondern über Illokutionstypen oder Äußerungstypen, die hinsichtlich der Sprecher-/Hörer-Rollen spezifiziert sind. Die obige Erklärung der MP-Interpretation von *nicht* verdeutlicht m.E., warum diese Annahme notwendig ist:

In allen N-Positionen (*nicht* als Negationspartikel verstanden) bezeichnet *nicht* die Position des Sprechers. Diese ist im Skopus des Frageoperators. In allen M-Positionen (als MP verstanden) bezeichnet *nicht* die Position des Hörers. Als solche muß sie sich außerhalb des Skopus des Frageoperators befinden, der die Einstellung des Sprechers ausdrückt. In einigen Positionen ist *nicht* ambig und kann auf beiderlei Weise verstanden werden. Dann liegt Skopusambiguität vor zwischen Satzskopus von *nicht* und einem weiteren, umfangreicheren Skopus, der den illokutionstypbewerteten Satz, in diesem Falle den Frageausdruck, umfaßt.

So verstanden ist der von der MP ausgedrückte Operator kein Satzoperator wie z.B. ein Sady, sondern ein pragmatischer, kontextueller, denn er operiert nicht über Satzpropositionen, sondern über einer illokutionstypbewerteten Äußerung, die in Relation zu einer anderen, u.U. nicht expliziten epistemischen Einstellung eines anderen kontextuell präsenten Subjekts zum gleichen propositionalen Gehalt steht.

2.4. *Auch*: Gradpartikel und Modalpartikel⁴

Die Modal- oder Abtönungspartikeln sind zuerst dadurch aufgefallen, daß ihre Bedeutung sich schwer erklären läßt, insbesondere im Fremdsprachenunterricht. Man sagt deshalb auch, ihre Bedeutung sei „ausgeblichen“ gegenüber der ihrer Homonyme. Es ist ein Charakteristikum der Modalpartikeln, daß sie alle Homonyme in anderen Wortklassen haben, gleiche Wortformen, die als Konjunktion, als Gradpartikel, Satzadverb oder Adverb fungieren. So sind die Modalpartikeln *auch* und *nur* formgleich mit Gradpartikeln, *aber* und *doch* mit Konjunktionen, *vielleicht* mit dem Satzadverb, *denn* mit der Konjunktion und dem Adverb *denn*, einer Variante von *dann*, und *eben* und *einfach* mit den betreffenden Adjektiven. Die Bedeutung der homonymen Wörter ist allgemein leichter zu beschreiben. Für das Modalpartikelvorkommen dagegen wird festgestellt, daß zwar generell noch ein Bedeutungszusammenhang mit den homonymen Formen in konjunktionaler, Gradpartikel- oder adverbialer Bedeutung feststellbar ist, daß jedoch die Modalpartikelbedeutung diesen gegenüber „ausgeblichen“, d.h. nicht mehr so deutlich erkennbar sei.

Unbefriedigend ist natürlich die Tatsache, daß im Grunde die Verwendung mit diesen „ausgeblichenen“ Bedeutungen die Gruppe der Modalpartikeln konstituiert, ohne daß sie durch gemeinsame Kriterien auf der funktional-semanticen oder der syntaktischen Ebene bestimmbar wären. Sowohl die semantischen als auch die syntaktischen Kriterien sind im Grunde alternativ.

Auf der semantischen Ebene heißt es entweder, sie drücken die Einstellung des Sprechers zum Gesagten aus, sie zeigen die Sprechhandlung an, sie wirken illokutionsindizierend oder -modifizierend, sie werden deshalb auch „illokutive Indikatoren“ genannt. Auf der anderen Seite werden ihnen oder zumindest einem Teil von ihnen aber auch andere Funktionen zugeschrieben, vor allem die der Textverknüpfung, weswegen sie auch als Textkonnektoren bezeichnet werden. Außerdem spricht man auch von ihren konversationssteuernden, interaktionsstrategischen und metakommunikativen Funktionen.

Aber auch nach morphologisch-syntaktischen Kriterien wie Unflektierbarkeit, Unbetontheit sowie der Eigenschaft, nicht an erster Stelle, son-

⁴ Vortrag auf der Tagung der Germanistenkommission DDR-ČSSR in Berlin, Oktober 1989.

dern im Mittelfeld des Satzes vorzukommen, kein selbständiges Satzglied zu sein und sich nicht auf einzelne Konstituenten, sondern den ganzen Satz zu beziehen, sind sie nicht eindeutig bestimmbar. Insbesondere ist es nicht in allen Fällen möglich, die Modalpartikelverwendung klar zu unterscheiden von der Verwendung der gleichen Form in anderen Funktionen oder Wortarten. Viele Sätze sind isoliert ohne verbalen oder Situationskontext ambig in bezug auf die Interpretation solcher Formen als Modalpartikel oder als mögliches Homonym.

Als Beispiel für eine solche Ambiguität seien die folgenden Sätze angeführt, in denen die Partikel *auch* je nach Kontext entweder als Gradpartikel oder als Modalpartikel verstanden werden kann.

- (1) *Max hat Jakob auch das Auto geborgt.*
- (2) *Borgst du Jakob auch das Auto?*

Als Gradpartikel verstanden geht es in den *auch*-Sätzen darum, daß neben anderen Dingen auch das Auto verborgt worden ist bzw. verborgt werden soll. *Auch* bezieht sich wie andere Gradpartikeln (auch Rangier- oder Fokuspartikeln) auf ein Satzglied (den Fokus) speziell, der dann den Hauptton des Satzes trägt. Der Hauptton kann auf unterschiedlichen Satzgliedern liegen. Diese sind jeweils dann der Fokus. (Es soll einmal die Eigentümlichkeit von *auch* außer acht gelassen werden, daß es dem Fokus nachgestellt werden kann und dann den Hauptton trägt.) Inhaltlich bewirken die Gradpartikeln die Hervorhebung eines Satzteils, einer Konstituente, die auf diese Weise mit anderen Elementen des gleichen semantischen Typs konfrontiert wird. *Auch* zeigt an, daß der vom Satz ausgedrückte Sachverhalt nicht nur für das Individuum zutrifft, das den Fokus von *auch* bildet, sondern noch für weitere Individuen des gleichen Typs.

Wenn *auch* dagegen in diesen Sätzen als Modalpartikel verstanden wird, hat es eine ganz andere Bedeutung. Der Satz verlangt auch einen anderen Kontext. Der Kontext kann nicht mehr sein, daß Max Jakob verschiedene Dinge geborgt hat und auch das Auto, sondern der Modalpartikel-Satz kann etwa in einem Kontext verwendet werden, daß Jakob für Max verschiedene Dinge erledigt hat, daß das aber keine zu große Zumutung war, denn Max hat Jakob als Entschädigung auch das Auto geborgt.

Auch stellt eine Beziehung zum Vorgängersatz her, die aber mit der Bedeutung des Gradpartikel-*auch* nur sehr schwer in Beziehung gebracht werden kann. Der *auch*-Satz wirkt hier so, als wäre die Rede von einer zu

erwartenden oder gar zu fordernden Gegenleistung für etwas Vorgegangenes, in anderen Fällen können die Sätze als Erklärung oder Begründung für einen aus dem Kontext ersichtlichen Sachverhalt verstanden werden.

Außer in Aussagesätzen und in Entscheidungsfragen kommt Modalpartikel-*auch* noch in w-Fragen und in selbständigen Verb-letzt-Sätzen vor. In diesen Satztypen wirkt es rhetorisch. In Aufforderungssätzen ist die Funktion von *auch* besonders unscharf. Sätze wie

(3) *Vergeßt auch nichts!*

(4) *Seid auch schön artig!*

haben etwas Nachdrückliches. Die semantische Nähe zu Gradpartikel-*auch* ist hier allerdings deutlicher zu erkennen als bei den anderen Modalpartikel-Verwendungen.

Es muß eine Erklärung für die Tatsache gefunden werden, daß bestimmte Funktionswörter aus unterschiedlichen Wortarten unter bestimmten, bisher unbekanntem Bedingungen eine etwas unscharfe sogenannte Modalpartikel-Bedeutung erhalten, die z.B. bewirkt, daß eine Gradpartikel wie *auch* in Modalpartikel-Funktion sich nicht mehr nur auf eine hervorgehobene Konstituente des Satzes, auch Fokus genannt, bezieht, sondern als Modalpartikel auf den gesamten Satz, wodurch die Partikel ganz bestimmte Kontextbeschränkungen erfährt, die ein Satz mit der Gradpartikel *auch* nicht hat, und auch eine andere Bedeutung.

Es ist zu vermuten, daß die so unscharfe Modalpartikelfunktion, die gleichzeitig illokutiv, textverknüpfend und interaktionsstrategisch wirkt, durch spezielle Verwendungsbedingungen dieser Wörter zustande kommt.

Die Hypothese liegt nahe, daß bei Fällen vom Ambiguität zwischen Gradpartikel- und Modalpartikelbedeutung in *auch*-Sätzen die Erscheinung vorliegt, die jetzt mit Fokus-Ambiguität bezeichnet wird. Ich beziehe mich bei den Überlegungen zur Modalpartikel-Bedeutung von *auch* auf die Arbeiten von Höhle (1982) zur Normalbetonung, von Pasch (1983) zu Topik und Fokus, und von Jacobs (1988) und Klein/Lernerz (1988) zu Fokus und Hintergrund. Andere Aspekte dieser Erscheinung sind schon seit vielen Jahren in der tschechoslowakischen Sprachwissenschaft mit den Begriffen Thema/Rhema behandelt worden.

Höhle hatte 1982 die Regularitäten von Kontrastbetonung und sogenannter Normalbetonung aufgezeigt. Kontrastbetonung liegt vor, wenn eine Konstituente Fokus, d.h. besonders hervorgehoben wird. Von Normalbe-

tonung eines Satzes spricht man, wenn der ganze Satz fokal ist, nicht einzelne Konstituenten. Nur ganz bestimmte Plazierungen des Hauptakzentes können sowohl als Kontrast- als auch als Normalakzent interpretiert werden, z.B.

(1') *Max hat Jakob das Auto geborgt.*

(2') *Borgst du Jakob das Auto?*

Keine Ambiguität kann entstehen bei Platzierung des Hauptakzentes auf den Konstituenten

(1'a) *Máx hat Jakob das Auto geborgt.*

(1'b) *Max hat Jákob das Auto geborgt.*

(2'a) *Borgst dú Jakob das Auto?*

(2'b) *Borgst du Jákob das Auto?*

Diese Plazierungen können nur als Kontrastakzent verstanden werden und *auch* vor diesen Konstituenten nur als Gradpartikel. Interpretation als Modalpartikel ist nur möglich, wo der ganze Satz Fokus ist, und das ist der Fall in Satz (1), wenn der Hauptakzent auf *Auto* liegt, und in Satz (2), wenn er auf *borgst* oder *Auto* liegt.

Was sind nun die inhaltlichen Konsequenzen dieser Fokusambiguitäten, die entweder Gradpartikel- oder Modalpartikelinterpretation ermöglichen?

Die Konsequenzen des Satzgliedfokus sind klar. Dieser bewirkt eine Kontrastierung des betonten Satzgliedes mit anderen des gleichen Typs. Darin besteht die kontrastierende Wirkung der Gradpartikel *auch*.

Wie entsteht aber neben dieser relativ deutlich zu erfassenden Gradpartikelbedeutung die „ausgeblichene“ unscharfe Bedeutung des Modalpartikel-*auch*, wenn der ganze Satz im Fokus ist? Die Erklärung kann so aussehen:

Auch bewirkt als Gradpartikel eine Kontrastierung des fokalen Satzgliedes mit anderen des gleichen Typs. Wenn der ganze Satz als Fokus verstanden wird, bewirkt *auch* analog eine Kontrastierung mit Elementen des gleichen Typs, hier also Sätzen. Auf diese Weise entsteht der bekannte Effekt, daß *auch* als Modalpartikel sich auf den ganzen Satz bezieht und diesen in Beziehung zu anderen satzartigen Elementen setzt.

Die nächste Frage ist, wie die spezifische Beziehung zwischen den mit Modalpartikel-*auch* inhaltlich verbundenen Sätzen analog zum Gradpartikel-*auch* erklärbar ist. Die Erklärung besteht in folgendem:

Wie die additive Bedeutung von Gradpartikel-*auch* kann auch die Modalpartikel *auch* den im Satz genannten Sachverhalt als einen kennzeichnen, der zu anderen, in der Situation präsenten Sachverhalten hinzuzuziehen, zu addieren ist. Dadurch, daß dieser Satz im Fokus von *auch* steht, wird angezeigt, daß es neben dem im *auch*-Satz beschriebenen Sachverhalt noch andere gibt, die ebenfalls für die mit dem *auch*-Satz verfolgte Intention sprechen. Die Sätze erhalten dadurch besonderen Nachdruck.

So kann die Funktion von *auch* in einem Aussagesatz

(5) *Du kannst es mir ruhig sagen. Ich bin dir auch nicht böse.*

ausgelegt werden als: zu anderen denkbaren Gründen kommt auch dieser als besonders wichtig oder hervorhebenswert in diesem Zusammenhang hinzu. Die Funktion der *auch*-Sätze als Erklärung für einen festgestellten Tatbestand oder als Begründung für Forderungen ist nicht dem *auch* zuzuschreiben, sondern dem Kontext geschuldet. Der Hörer schließt aus der Kombination beider Sätze auf einen Begründungszusammenhang. *Auch* kann diesen Zusammenhang nur verdeutlichen.

In Fragen mit *auch*

(6) *Hast du auch Zeit?*

entsteht der Eindruck, daß der Sachverhalt vom Fragesteller erwünscht ist und vom Hörer mit „Ja“ beantwortet werden sollte. Das ist ebenfalls die Folge dessen, daß die Frage, ungeachtet anderer in der Situation zu stellender Fragen als die wichtigste und entscheidende erachtet wird.

Als allgemeinste Bedeutung von Modalpartikel-*auch* kann man ebenso wie bei Gradpartikel-Verwendung nur die additive Bedeutung annehmen. Die übrigen der Modalpartikel zugeschriebenen illokutiven Funktionen lassen sich unter Berücksichtigung der situativen Kontexte aus der logischen Funktion von *auch* ableiten. Allgemeiner gesagt, möchte ich die Meinung vertreten, daß die spezifischen Unterschiede zwischen Gradpartikelfunktion und Modalpartikelfunktion von *auch* auf unterschiedliche Fokusbereiche zurückzuführen sind, auf die diese Partikeln sich beziehen können.

2.5. Der Beitrag der Partikel *auch* zur Modifikation von Konditionalsätzen

2.5.1. In Extremwertkonditionalen des Typs *auch wenn*

In Konditionalsätzen treten Partikeln sehr häufig auf, und zwar nicht nur unmittelbar vor der Konjunktion. Vor der Konjunktion erfüllen sie die Funktion einer Gradpartikel, die den gesamten Konditionalsatz in ihrem Skopus hat.

Sie werden aber auch oft innerhalb des Skopus von *wenn* verwendet in einer Position, die der Konjunktion folgt. Die Positionsveränderung hat in diesen Fällen nicht nur Einfluß auf die Bedeutung der Partikel, die sich zur Modalpartikel zu verwandeln scheint, wenn sie von der Erstposition in eine Position rückt, die auch syntaktisch für Modalpartikeln typisch ist. Auch die Bedeutung des Konditionalsatzes selbst unterliegt Modifikationen, die dem Positionswechsel zuzuschreiben sind.

- (1) (a) *Wenn es kalt ist, mache ich Urlaub.*
 (b) *Auch wenn es kalt ist, mache ich Urlaub.*
 (c) *Wenn es auch kalt ist, ich mache Urlaub.*

(1) (a) ist ein Konditionalsatz. Für Konditionalsätze sind keine Präsuppositionen anzunehmen, sondern nur die einfache konditionale Bedeutung: 'wenn p gilt, gilt (auch) q'. Durch Hinzutreten der Partikel *auch* in Satz (1) (b) ändert dieser seinen konditionalen Charakter nicht, aber er erhält zusätzlich eine präsuppositionale Bedeutungskomponente. Die Partikel ordnet ihrer regulären Bedeutung gemäß den Konditionalsatz 'wenn p, dann q' in einen Kontext ein, der besagt: Wenn eine andere Bedingung als p eintritt, gilt q, formal ausgedrückt:

| | | |
|-------------------------|----------------------------|------|
| Hintergrundinformation, | wenn $\sim p$ gilt, gilt q | oder |
| Kontext oder | wenn r/s/t gelten, gilt q | oder |
| Präsupposition | $\sim p \rightarrow q$ | |

Die Partikel *auch* legt nahe, den Konditionalsatz 'p \rightarrow q' vor dem Hintergrund zu interpretieren, daß es andere, nicht näher spezifizierte Bedingungen gibt ($\sim p$ oder r/s/t), die ebenfalls zur Folge q führen. Mit Hilfe der durch *auch* eingeführten Präsupposition wird die für p stehende Bedingung als eine unter mehreren eingeordnet, die alle zu der Folge q führen.

auch wenn p, q: Bedeutung: $p \rightarrow q$

$$\text{Hintergrund: } \left[\begin{array}{c} r \\ s \\ t \end{array} \right] \rightarrow q$$

Damit ist jedoch die Bedeutung von *auch wenn* noch nicht vollständig beschrieben. Es kommt noch ein Bedeutungsaspekt hinzu, der als konversationelle Implikatur bezeichnet wurde. Konversationelle Implikaturen sind solche in die Interpretation von Sätzen eingehende Aspekte, die sich aus Konversationsmaximen ableiten lassen. Für *auch wenn* besagen sie, daß gegenüber den anderen nicht genannten, sondern bloß als Hintergrundwissen präsenten die Bedingung p für das Eintreffen der Folge q als besonders bemerkenswert hervorgehoben und deshalb extra genannt wird. Die Bedingung p wird auf diese Weise mit anderen Bedingungen kontrastiert, die ungenannt, weil selbstverständlicher und somit günstiger für das Eintreten der Folge q wären als p, das auf diese Weise als eine extreme, besonders ungünstige Bedingung dargestellt wird, die aber immerhin trotzdem zum Eintreten von q führen würde. P wäre somit durch *auch* als Extremfall einer Bedingung für q gekennzeichnet.

Auch wenn kann als Äquivalent des englischen Ausdrucks *even if* gelten, in dem *even* als Äquivalent der deutschen Partikel *sogar* den Konditionalsatz auf direkterem Wege als Extremfall darstellt. Zur Bedeutung von *even if* vgl. James (1986, S. 472-476).

König/Eisenberg hatten in einem Aufsatz von 1984 diese Bedeutungsentwicklung bereits dargestellt und die These vertreten, daß es in der Entwicklung mehrerer Sprachen einen semantischen Übergang von Konditionalsätzen zu Konzessivsätzen gegeben habe. Sie führten den Begriff der Irrelevanzkonditionale als Zwischenstufe ein. Unter diesen unterschieden sie „alternative Irrelevanzkonditionale“ der Form

$$(2) \text{ (a) Wenn } \left[\begin{array}{c} p \\ \sim p \end{array} \right], \text{ (dann) } q$$

$$(\text{p} \vee \sim \text{p}) \rightarrow q,$$

die etwa in einem Satz wie

(2) (b) *Ob wir ihn einladen oder nicht, er kommt sowieso nicht.*

zum Ausdruck kommen, und „universale Irrelevanzkonditionale“. Letztere drücken die Relation

(3) (a) Wenn $\begin{bmatrix} r \\ s \\ t \\ \vdots \end{bmatrix}$, (dann) q
 $(p \vee s \vee t \vee \dots) \rightarrow q$,

aus, z.B. im Satz

(3) (b) *Ganz gleich, was ich ihm erzähle, er hört nicht zu.
 Was ich ihm auch erzähle, er hört nicht zu.*

In (3) werden nicht nur zwei Alternativen ins Spiel gebracht wie bei (2), sondern gleich eine größere Anzahl von Bedingungen, die alle q nach sich ziehen können.

In der Studie ist aber die Frage offen geblieben, wie Konditionalsätze der Form $p \rightarrow q$ über Irrelevanzkonditionale der Form $(p \vee \sim p) \rightarrow q$ bzw. $(r \vee s \vee t \vee \dots) \rightarrow q$ zur Bedeutung von Konzessivsätzen übergehen können, die aus einer Erwartungskomponente $p \rightarrow \sim q$ und dem eigentlichen Bedeutungsanteil $p \wedge q$ bestehen.

Diese Frage soll hier weiter verfolgt werden.

Ein Schritt zur Lösung ist die Aufklärung des Phänomens der Bedeutungsvariation, die auf Positionswechsel der Partikel *auch* wie in (1) (b) gegenüber (1) (c) beruht. Der Unterschied zwischen diesen beiden Typen von Sätzen besteht darin, daß (1) (b) ein durch die Partikel *auch* modifizierter Konditionalsatz ist, (1) (c) dagegen ein Konzessivsatz.

Ein Konzessivsatz unterscheidet sich dadurch von einem Konditionalsatz, daß bei ersterem sowohl p als auch q als gegeben gelten, bei letzterem jedoch nicht. (1) (c) ist weitgehend synonym mit dem Konzessivsatz

(4) *Obwohl es kalt ist, mache ich Urlaub.*

Sowohl (1) (c) als auch (4) sind Ausdruck dessen, daß die Sachverhalte p und q als zugleich bestehend und als nicht gut miteinander vereinbar betrachtet werden:

Bedeutung : $p \wedge q$
 Erwartung oder Präsupposition : $p \rightarrow \sim q$

Es stellt sich die Frage, welche Bedeutungsveränderung in (1)(c) gegenüber (1) (b) eingetreten ist und wie die Positionsverschiebung der Partikel eine solche Bedeutungsveränderung bewirken kann. Zwei bedeutungsunterscheidende Eigenschaften von Irrelevanzkonditionalen und Konzessivsätzen sind insbesondere auszumachen und es ist zu klären, wie ein Übergang von einer zur anderen Bedeutung denkbar wäre. Es sind dies:

- (a) Irrelevanzkonditionale haben wie andere Typen von Konditionalen keine Präsuppositionen; Konzessivsätze haben Präsuppositionen.
- (b) In Konditionalsätzen wird nichts über den Wahrheitswert der einzelnen Teilsätze p und q ausgesagt, sondern nur über den Wahrheitswert der Relation von p und q . In Konzessivsätzen dagegen wird die Wahrheit sowohl von p als auch von q behauptet und einer Erwartung entgegengesetzt, daß sie in dieser Kombination nicht zuträfe, sondern daß entweder p oder q falsch wären.

Punkt (a) wirft folgende Frage auf: Auf welche Weise erhalten Konditionalsätze, wenn sie konzessive Bedeutung annehmen, einen präsuppositionalen Bedeutungsanteil?

Ich schließe mich der Auffassung von König/Eisenberg (1984, S. 327) an, „daß durch Gradpartikeln eingeleitete Konditionalsätze eine der Quellen für die Entwicklung von Konzessivsätzen sind“ und daß diese Gradpartikeln einen präsuppositionalen Bedeutungsanteil in die Konditionalsätze hineinbringen.

Die Rolle der Irrelevanzkonditionale als Zwischenglied zwischen beiden Entwicklungsstufen ist jedoch zu präzisieren. Die Darstellung des Übergangs vom Konditionalsatz zum Konzessivsatz von König/Eisenberg (1984) kann um die Beschreibung der Schritte ergänzt werden, die auf einem Wege der Bedeutungsentwicklung zwischen der Ausgangs- und der Schlußetappe anzunehmen sind. Der durch *auch* eingebrachte Anteil erweitert die Bedeutung des Konditionalsatzes um die präsuppositionale Komponente:

Bedeutung: $p \rightarrow q =$ „wenn, dann“
 Präsupposition : $(r \vee s \vee t \vee \dots) \rightarrow q =$ „auch (wenn, dann)“
 oder: $\sim p \rightarrow q$

Es zeigt sich, daß das Irrelevanzkonditional beim Übergang vom Konditional- zum Konzessivsatz eine Rolle spielt, jedoch nicht als Bedeutungselement, sondern als präsuppositionale Komponente. Damit ist aber der Konnektivausdruck *auch wenn* seiner Funktion nach nicht mehr Irrelevanzkonditional, er hat eine andere Funktion:

Dadurch, daß die Partikel *auch* die Konstituente in ihrem Fokus (hier den Konditionalsatz) mit anderen Elementen des gleichen Typs kontrastiert, d.h. hier mit anderen Konditionalsätzen, die als Präsupposition des Gesagten im Hintergrund präsent sind, ist die in dem *auch wenn*-Satz genannte und gegenüber dem Hintergrund besonders hervorgehobene Bedingung als diejenige ausgemacht, die die erwähnenswerte, unerwartete, extreme Bedingung vor dem Hintergrund anderer, normalerer Bedingungen für das Zustandekommen von q ist.

Auch wenn-Konditionalsätze und *wenn auch*-Konzessivsätze ähneln sich darin, daß beide eine präsuppositionale Komponente aufweisen, die einfache Konditionalsätze nicht haben. Ihre Präsuppositionen unterscheiden sich jedoch ihrem Inhalt nach wie folgt:

| | | |
|-------------------------|------------------------|------------------------|
| | auch wenn | wenn auch |
| konditionale Bedeutung: | $p \rightarrow q$ | $p \rightarrow q$ |
| Präsupposition: | $\sim p \rightarrow q$ | $p \rightarrow \sim q$ |

(b) Ein weiterer Punkt, in dem sich Extremwertkonditionale wie andere Typen von Konditionalsätzen von Konzessivsätzen unterscheiden, betrifft die Frage der Faktizität von p und q . Es heißt, Konditionalsätze sagen nur etwas aus über die Wahrheit der Folgebeziehung von p und q , jedoch nichts über den Wahrheitsanspruch der einzelnen Teilsätze.

Wenn das in dieser Absolutheit der Fall wäre, wäre allerdings ein Übergang von der konditionalen zur konzessiven Bedeutung, wo p und q als behauptet gelten, schwer erklärlich. In Wahrheit ist die Beziehung zwischen Konditional- und Konzessivsätzen jedoch nuancenreicher, und es gibt Übergänge zwischen der konditionalen Relation $p \rightarrow q$ und der für Konzessivsätze konstitutiven Konjunktion $p \wedge q$. Konditionalsätze sind, wie man weiß, vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten zugänglich. In der Regel werden vier solche Möglichkeiten unterschieden:

1. eine temporale,
2. eine konditionale,
3. eine konsekutive,
4. eine kausale.

Diese Interpretationsmöglichkeiten sind abhängig von der realen oder mentalen Relation zwischen den beiden in p und in q beschriebenen Sachverhalten sowie dem Sprecher-/Hörerwissen über die Zusammenhänge zwischen beiden Sachverhalten.

Konditionalsätze können aber noch in anderer Hinsicht mehrdeutig sein. So ist in manchen Fällen die Interpretation, ob p (und dann auch q) ein potentieller Sachverhalt oder ein Faktum ist, ebenfalls vom Weltwissen des Sprechers/Hörers abhängig. Man vergleiche:

- (5) *Wenn Berlin Regierungssitz geworden ist, dann ist das nicht zuletzt auf die Haltung des Bundeskanzlers in den letzten Tagen zurückzuführen.* (Hörbeleg)

Da man jetzt weiß, daß p der Fall ist, wird Satz (5) so interpretiert: wenn p, und p ist der Fall, dann auch q. Diese Interpretation ergibt sich aber nicht zwangsläufig aus der Satzbedeutung. Wenn man annähme, jemand, der nicht weiß, wie die Bundestagsentscheidung ausgegangen ist, würde diesen Satz äußern, dann wäre er ein Konditionalsatz mit p als Potentialis. Das Beispiel zeigt, daß die möglichen Interpretationen von

- (5) (a) *p ist ein Potentialis*
 (b) *p ist ein Faktum*

vom Weltwissen der Sprecher/Hörer abhängen und somit pragmatischer Natur sind. Ebenso interpretiert auch Zifonun (1991, S. 72) solche *wenn*-Sätze in faktischer Verwendung.

Wenn nun der mehrfach interpretierbare Konditionalsatz durch die Partikel *auch* modifiziert wird, indem er in deren Fokus kommt, dann werden dadurch diese Interpretationsmöglichkeiten nicht tangiert. So ist das Anzedeans in

- (6) *Auch wenn er keinen Erfolg hat, schreibt er weiter.*

sowohl als Potentialis als auch als Faktum interpretierbar. *Auch* ergänzt die Satzbedeutung um die präsuppositionale Komponente: 'Wenn er Erfolg hat, schreibt er natürlich sowieso weiter', formal ausgedrückt: $p \rightarrow q$. Extremwertkonditionale sind also wie gewöhnliche Konditionalsätze in

ihren Interpretationsmöglichkeiten nicht festgelegt hinsichtlich der Faktizität von p und q.

2.5.2. In Sätzen des Typs *wenn auch* mit konzessiver Interpretation

Mit der Positionsveränderung an die Stelle rechts von der Konjunktion *wenn* rückt die Partikel in deren Skopus. Der Positionswechsel im Antezedens hat auch Auswirkungen auf die syntaktische Form des Konsequens. Charakteristisch für die Form des zweiten Teilsatzes in *wenn-auch*-Konstruktionen ist die Möglichkeit der Verbzweitstellung sowie das Auftreten von Korrelaten wie *so* bei Verberststellung. Bei beiden Stellungstypen treten den Gegensatz ausdrückende lexikalische Elemente wie *doch* und *trotzdem* auf.

- (7) *Wenn auch für den Fachmann nichts Ungewohntes zu sehen ist, so finde ich die Anlage als solche, bedingt durch den Schiffskörper, doch sehenswert.* (LFH, 105)
- (8) *Wenn auch ausgesprochene Sensationen am Wochenende ausblieben, ganz leicht war bei den vielen Nullen ein zweiter Rang auch nicht zu erreichen.* (ZB4, Nr. 79, 5)

Häufig ist auch die Umstellung der Teilsätze 'q, wenn auch p' wie in

- (9) *„Ich persönlich hoffe es, wenn auch unsere Chancen gering sind“, meint Radenkovic.* (ZB5, Nr. 105, 5)

oder eine elliptische Verkürzung von p wie in

- (10) *Irgendwann hatte gewiß auch Achim die Schule geschwänzt, wenn auch vielleicht ein anderes Haus in einer anders riechenden Straße.* (LJA, 86)

Die veränderte Interpretation von *auch* in der Position nach der Konjunktion *wenn* ist deutlich erkennbar. In dieser Position hat *auch* nicht die Funktion, die Bedingung p der Konditionalrelation als einen Extremwert zu kennzeichnen. 'Wenn auch p, q' ist zwar darin der Konstruktion 'auch wenn p, p' vergleichbar, daß beide eine Konditionalrelation zwischen relativ unverträglichen Sachverhalten beschreiben. Sie unterscheiden sich aber darin, daß im *wenn auch*-Satz nicht die Bedingung p wie in der oben beschriebenen Konstruktion *auch wenn* als ein unerwarteter Sachverhalt dargestellt wird. *Wenn auch*-Konstruktionen sind Konditionalsätze, deren erster Teilsatz eine Bedingung angibt, die als Faktum erkannt ist und zu unerwarteten Folgen führt (1c), (7).

Sie kommen auch in Dialogkontexten vor, wo ein Partner (hier B) den ersten Teilsatz 'wenn auch p' in dieser grammatisch unvollständigen Form als selbständigen Redebeitrag äußert. p wird auch hier als Faktum betrachtet, das allerdings zu dem in der Äußerung von A beschriebenen Sachverhalt in der Relation $p \rightarrow q$ steht.

- (11) *A: Max hat aufgehört zu schreiben.
B: Wenn er auch nie Erfolg hat.*

Anderslautende Erwartungen, die eine Unverträglichkeit zur Folge hätten, spielen in solchen Dialogkontexten keine Rolle. Wenn aber beide Teilsätze p und q in einer Äußerung des gleichen Sprechers in der Form 'wenn auch p, q' auftreten, ergibt diese nur einen Sinn, wenn p und q als unverträglich interpretiert werden. Die Unverträglichkeit von p und q, aufgrund derer diese Sätze eine konzessive Deutung erhalten, wird oft dadurch gekennzeichnet, daß im Konsequens q lexikalische Elemente erscheinen, die die Konzessivität deutlich machen sollen, wie

wenn auch p, so doch q
wenn auch p, trotzdem q, etc.

Sie sind aber nicht notwendig zur Kennzeichnung der Konzessivität, z.B. wird bei Umstellung der Konjunkte die Konzessivität nicht extra lexikalisch markiert. Die Konstruktionen 'wenn auch p, q' und 'q, wenn auch p' sind aber immer unangemessen, wenn p und q in einer erwartbaren Relation von Ursache und Folge stehen

- (12) *Max hört auf zu schreiben, wenn er keinen Erfolg hat.
?Max hört auf zu schreiben, wenn er auch keinen Erfolg hat.*

Eine *wenn-dann*-Relation zwischen unverträglichen Sachverhalten ist natürlich auch ohne Zusatz von *auch* darstellbar, dann bleibt die Sicht rein potentiell

- (13) *Wenn er keinen Erfolg hat, schreibt er trotzdem weiter.*

Das Dazukommen von *auch* bei Anteposition des Antezedens p hat syntaktische Konsequenzen für das Konsequens q. Dieses muß dann eine der folgenden Formen annehmen:

- (14) (a) *Wenn er auch keinen Erfolg hat, er schreibt (trotzdem) weiter.
(b) Wenn er auch keinen Erfolg hat, (so) schreibt er (doch/trotzdem) weiter.*

Auch andere Lexikonzeichen wie *jedenfalls* und *immerhin* sind zur Markierung der Konzessivität geeignet. Die Konstruktion (a) im Konsequens q ist nur bei dem Vorkommen der Partikel *auch* im Antezedens p zulässig, (b) dagegen mit und ohne *auch* in p. Das Konsequens q in (14) (a) ist ein syntaktisch selbständiger Verbzweitsatz. Ein solcher Satz impliziert die Faktizität von q. In (14) (b) wird die Faktizität von q nicht impliziert. Die diesbezügliche Interpretation ist abhängig von der Interpretation des Antezedens p. Zu den Konsequenzen der Variation der Wortstellungstypen im Konditionalsatz vgl. Pasch (1994). Bei Anteposition des Konsequens garantiert die Verbzweitstellung dessen faktive Interpretation. In allen Fällen erhält das Antezedens p durch *auch* eine faktive Interpretation und verlangt eine solche auch für das Konsequens q. Auf diese Weise wird der gesamte Satz nicht mehr konditional, sondern konzessiv interpretiert. Die Wirkung der Partikel *auch* im Skopus der Konjunktion *wenn* hat zwei Aspekte: Einerseits wird in p ein Sachverhalt SV1 dargestellt, von dessen Wahrheit der Sprecher überzeugt ist. Gleichzeitig wird der durch *wenn* induzierte Zusammenhang zu der in q beschriebenen Folgeerscheinung SV2 als unerwartet und einen Widerspruch zu SV1 darstellend beurteilt. zwei durch *auch* im Skopus von *wenn* bewirkte Effekte bedürfen somit einer Erklärung:

1. Wie kommt es, daß in dieser Position *auch* bewirkt, daß SV1 des Konditionalsatzes nicht als potentielle Bedingung p für das Entstehen einer Folge q gesehen wird, sondern als ein Faktum?
2. Wodurch wird der Aspekt des Unerwarteten, der im Falle von *auch wenn* auf der Seite der Bedingung p zu finden ist, im Falle von *wenn auch* auf die Seite der Folge q übertragen, vgl.:

| | Präsupposition | Bedeutung |
|------------|------------------------|-------------------|
| auch wenn: | $\sim p \rightarrow q$ | $p \rightarrow q$ |
| wenn auch: | $p \rightarrow \sim q$ | $p \rightarrow q$ |

2.5.2.1. Durch *auch* bewirkte Faktizität der Konjunkte

Auch nimmt in der Position rechts von der Konjunktion *wenn* die Stelle ein, die für Modalpartikeln charakteristisch ist. In dieser Position stellt *auch* nicht wie in *auch wenn* die Verbindung der Bedingung p zu anderen möglichen Bedingungen ($\sim p$) her, sondern *auch* konfrontiert hier die in p beschriebene Bedingung mit der Realität, so daß in *wenn*-Sätzen diesen Typs die Partikel im Teilsatz p den Bezug der ausgedrückten Sprechereinstellung zur Realität herstellt. Die Funktion von *auch* in diesem

Kontext ist es, zu der vom Konditionalsatz ausgedrückten Überzeugung des Sprechers, daß p und q in einer Folgebeziehung stehen

Ü (SV_p → SV_q)

zusätzlich die Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, daß der Sachverhalt SV_p der Realität entspricht:

Ü (SV_p)

Zu umschreiben wäre diese Bedeutungskonstellation annäherungsweise:

- (15) *Wenn er, wie es auch in Wirklichkeit tatsächlich der Fall ist, keinen Erfolg hat, schreibt er doch weiter.*

Eine so geartete Funktion der Partikel *auch* in Konditionalsätzen kann mit der für (einige) Modalpartikeln typischen Funktion verglichen werden, im Satz ausgedrückte Sprechereinstellungen in Beziehung zu anderen möglichen epistemischen Einstellungen zu bringen. In Nebensätzen vom Typ Konditionalsatz hätte *auch* dann die Funktion, zusätzlich zu den im Satz ohne *auch* ausgedrückten Überzeugungen, die weitere Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, daß der Sachverhalt SV_p „auch“ wahr ist. Inwieweit auch andere Partikeln in Konditionalsätzen den Effekt bewirken können, daß der in p beschriebene Sachverhalt als faktiv gelten muß, wird noch zu untersuchen sein.

Diese Wirkung erreicht die Partikel *auch* dank ihrer Grundfunktion, die darin besteht, die mögliche Annahme zu korrigieren, daß die Konstituente in ihrem Skopus nicht zur Menge gehört, die durch den Text etabliert wird.

- (16) *Alle Mitarbeiter haben einen Beitrag geliefert, auch Max.*

Mit der Konjunktion *wenn* in ihrem Skopus hat *auch* ebenfalls diese Funktion. *Auch* korrigiert hier die Annahme, daß p nicht zur Menge der Bedingungen für das Eintreffen von q gehöre.

Im Skopus der Konjunktion *wenn* bewirkt *auch*, daß die Proposition im Skopus dieser Partikel, ganz vergleichbar zu Fall (16) als eine solche dargestellt wird, die entgegen eventuellen Annahmen, der Fall ist. Die Grundbedeutung der Partikel *auch* hat so zwei verschiedene Aspekte:

- (a) sie bezieht die Bedeutung p seiner Kokonstituente auf eine weitere, von dieser verschiedenen Proposition

Max liefert einen Beitrag (p)
 Weitere Mitarbeiter liefern Beiträge (r)

- (b) *auch* bezieht sich korrigierend auf die Annahme, daß p nicht zur intendierten Menge gehören könne und drückt dagegen aus, daß p auch der Fall ist.

Die Bedeutungsunterschiede von *wenn auch* gegenüber *auch wenn* beruhen darauf, daß *auch* in *auch wenn* noch beide der für die Gradpartikel *auch* charakteristischen Bedeutungselemente (a) und (b) enthält.

Für den Fall von *wenn auch* mit *auch* in Modalpartikelposition ist charakteristisch, daß (a) nicht mehr so präsent ist. Es steht der Aspekt (b) im Vordergrund, der die Proposition p im Skopus von *auch* als eine solche hervorhebt, von der entgegen möglichen anderslautenden Annahmen behauptet wird, daß sie zutrifft.

2.5.2.2. Ausdruck des Widerspruchs zwischen SV1 und SV2

Der kontextuelle Hintergrund solcher Äußerungen kann nur darin bestehen: Es gibt einen allgemeinen Konsens darüber, daß im Normalfall aus $p \sim q$ folgt, die Diskurspräsupposition

$\ddot{U} (SV_p \rightarrow SV_q)$,

für Satz (15) wäre dies

(17) *Wenn er erfolglos bleibt, schreibt er nicht weiter.*

Ziel der aktuellen Äußerung ist es, auf den offensichtlichen Widerspruch aufmerksam zu machen, der darin besteht, daß SV_p sich als eine Tatsache erweist ('p ist auch wahr'), aus der aber nicht, wie es der Erwartung entspräche, $SV_{\sim q}$ folgt, sondern SV_q . Die Kennzeichnung des Antezedens durch das lexikalische Zeichen *auch* zum Ausdruck dessen, daß der Sprecher den betreffenden Sachverhalt für wahr hält, ist offenbar nur in den Fällen erforderlich, wo eine Präsupposition $p \rightarrow \sim q$ als Hintergrundinformation anzunehmen ist. Ohne eine solche Annahme wird in einem Konditionalsatz nicht kenntlich gemacht, ob der Sprecher den Sachverhalt für wahr hält oder nicht, vgl. Satz (5).

Daß SV_q als eine unerwartete Folge aus SV_p angesehen wird, wird bei Anteposition von SV_p lexikalisch kenntlich gemacht durch *doch, trotzdem* u.ä. im Konsequens SV_q .

Wenn das Konsequens *q* anteponiert ist, wird der Widerspruch zwischen SV1 und SV2 lexikalisch nicht kenntlich gemacht. *q* ist in dieser Position durch Verbzweitstellung als ein Faktum dargestellt, das durch *wenn auch* eingeführte Antezedens ist durch *auch* als Faktum erkennbar.

- (18) *Wir konnten nie mehr Karten spielen ohne an Henriette zu denken, wenn auch meine Mutter so zu tun versuchte, als wäre nichts gewesen.* (LBC, 38)
- (19) *In der Ebene vor Tivoli mußte ein Flugplatz liegen, wenn auch auf den Karten in diesem Baedeker nicht zu finden.* (LFH, 143)

Bei Anteposition von *wenn auch* läßt der Satz noch Reste der konditionalen Interpretation erkennen, durch *doch* oder *trotzdem* wird der Widerspruch zwischen SV1 und SV2 kenntlich. In Postposition hat *wenn auch* offenbar den Aspekt des Widerspruchs, der der Verbindung von *wenn* und *auch* aus den Kontexten mit Anteposition zugeordnet wurde und in denen durch Einfügung von *doch/trotzdem* dieser Widerspruch manifest ist, in seine Bedeutung aufgenommen. Durch die Häufigkeit solcher kontextueller Einbindungen ist *wenn auch* dann selbst zum Ausdruck eines Widerspruchs geworden, obwohl es anfänglich nur Ausdruck der Faktizität von *p* war. Wenn die Verbindung *wenn auch* postponiert ist, braucht der Aspekt des Widerspruchs nicht mehr extra kenntlich gemacht werden. Das bedeutet, *wenn auch* befindet sich auf dem gleichen Weg der Grammatikalisierung, den auch die Konjunktion *obwohl* durchlaufen hat. Diese Konjunktion ist auf dem Wege der Grammatikalisierung schon weiter fortgeschritten. Sie besteht ebenfalls aus zwei ursprünglich selbständigen Elementen, deren Bedeutung der von *wenn auch* ähnlich ist. Ihre heutige konzessive Bedeutung hat sie vermutlich auch in der Verwendung in Postposition erhalten, wo SV1 und SV2 zwangsläufig faktiv interpretiert werden. Die Grammatikalisierung von *obwohl* ist allerdings so weit fortgeschritten, daß jetzt auch in Anteposition die konditionale Interpretation ausgeschlossen ist.

2.5.2.3. *auch wenn* und *wenn auch*: Ausdrücke für unterschiedliche Argumentationsrichtungen bei der Betrachtung unverträglicher Sachverhalte

Es zeigt sich, daß die Sprecherintention, auf das gleichzeitige Bestehen zweier für unverträglich gehaltener oder zumindest in ihrem Nebeneinanderbestehen unerwarteter Sachverhalte aufmerksam zu machen, aus unterschiedlichen Perspektiven zum Ausdruck gebracht werden kann.

1. Der Sprecher hat eine bestimmte Folgeerscheinung SVq im Auge und spekuliert nun über die Bedingungen, unter denen SVq eintreten kann. In dem Falle ist p die Variable für die Bedingungen, unter denen SVq der Fall sein kann. Es gibt einen Wissenshintergrund, vor dem die Folgebeziehung $\sim p \rightarrow q$ als akzeptiert gilt, vor diesem Hintergrund wird aber $p \rightarrow q$ behauptet.

auch wenn p, q selbst, sogar wenn p, q

benennen extreme, ungünstige Bedingungen, unter denen die Folge q auch noch zustande kommt.

Mit *auch wenn* p, q wird über die Bedingungen spekuliert, unter denen q eintreten kann oder eintritt.

2. Der Sprecher geht davon aus, daß die Bedingung p ein Faktum ist und spricht über die (unerwarteten) Folgen, die sich aus diesem Faktum ergeben. In diesem Falle ist q die Variable für die Folgen, die sich aus dem Faktum p ergeben können. Dabei spricht p eigentlich gegen das Zustandekommen von q . Ausdruck dafür ist

wenn auch p, q .

Dieser Ausdruck gibt die Sicht wieder, daß p , das normalerweise nicht zu q führt ($p \rightarrow \sim q$), zweifelsfrei feststeht, und trotzdem auch q der Fall ist ($p \wedge q$).

Die in manchen Fällen auftretende Ähnlichkeit zur Bedeutung von *auch wenn* ist darin begründet, daß in beiden Ausdrücken q als eine Ausnahmeerscheinung interpretiert werden kann, die über Sonderbedingungen zustande gekommen ist. Die andersgeartete Perspektive von *wenn auch* besteht jedoch darin, daß der Sprecher in solchen Sätzen von den (unerwarteten) Folgen spricht, die sich daraus ergeben, daß p sich als Faktum erweist.

In den bisher behandelten *wenn*- und *obwohl*-Konstruktionen, die in unterschiedlicher Weise Konzessivität zum Ausdruck bringen, ist der Teilsatz p dem anderen Teilsatz q subordiniert. Der für die Mitteilung wesentlichere Teil der Äußerung ist im übergeordneten Satz enthalten, der den Sachverhalt q zum Ausdruck bringt. Der subordinierte Satz bringt einen untergeordneten Aspekt p mit q in Verbindung. In der Hauptsache handelt der Satz jedoch von SVq . Ein durch eine subordinierende Konjunktion verbundener komplexer Satz ist ein einheitlicher, wenn auch komplexer Sprechakt (vgl. dazu Pasch 1983).

2.5.2.4. Unterschiedliche Gewichtung der Argumente durch Ante- bzw. Postposition des subordinierten Satzes

Ein Widerspruch zwischen p und q kann auch mit der koordinierenden Konjunktion *aber* ausgedrückt werden. Durch *aber* wird der Widerspruch zwischen p und q in der für die Koordination charakteristischen Art dargestellt, nach der beide Sachverhalte als gleichrangig beurteilt werden. Ein *aber*-Satz ist eine Koordination zweier Sprechakte. Anscombe/Ducrot (1978/79) machten jedoch darauf aufmerksam, daß auch in dieser von *aber* bewirkten koordinativen Darstellungsweise eine Gewichtung der verglichenen Sachverhalte stattfindet. Es ist immer der zweite Teilsatz, der in einer Äußerung das größere Gewicht erhält. Sie nannten diese Erscheinung „orientation argumentative“ solcher Sätze. Eine Vertauschung der Konjunkte bewirkt eine Umkehrung der Argumentationsrichtung. Dies wird besonders augenfällig, wenn die Konjunkte bewertete Sachverhalte beschreiben. Es gibt dann eine „optimistische“ und eine „pessimistische“ Variante der koordinativen Verknüpfungen, vgl.

- (20) (a) *Er ist arm, aber ehrlich.*
 (b) *Er ist ehrlich, aber arm.*

Ausführlicher dazu in Brauße (1983).

Derselbe Effekt kann auch bei subordinierenden Konjunktionen eintreten. Es ist dann sogar möglich, daß der subordinierte Satzteil argumentativ das größere Gewicht erhält. Wenn der durch *wenn auch* eingeleitete subordinierte Teilsatz voransteht, wird der darin beschriebene und als zutreffend dargestellte Sachverhalt als Gegenargument gegenüber q zwar anerkannt, aber als irrelevant abgetan. Das stärkere Gewicht hat die Obersatzaussage.

- (21) *Wenn auch für den Fachmann nichts Ungewohntes zu sehen ist, so finde ich die Anlage als solche, bedingt durch den Schiffskörper, doch sehenswert.* (LFH, 105)
- (22) *Und wenn wir auch allen Grund zu der Annahme haben, daß diese Gefährdung in unserer Zeit ein besonderes, ausnehmendes Maß erreicht habe, so gehört es doch zum Wesen des Menschen, daß seine Menschlichkeit gefährdet ist und nur in immer erneutem Bemühen dem Andrängen der Barbarei abgewonnen werden kann.* (WBM, 87)

Manchmal ist der subordinierte Satz auch in den übergeordneten eingeschoben. Dann hat auch der übergeordnete Satz das stärkere Gewicht, weil er zumindest in Teilen den Schluß des Satzes bildet.

- (23) der *Bundesfinanzminister könne sich*, wenn er auch persönlich gegen das Projekt sei, nicht gegen das *Votum des Parlaments stellen.* (ZFA, 8159)

Ist der subordinierte Satz mit *wenn auch* nachgestellt, erhält er dadurch ein größeres Gewicht und bewirkt so eine Abschwächung oder Einschränkung der mit *q* gemachten Aussage. Diesen Unterschied beschreibt auch Zifonun (1991, S. 114).

- (24) sie war wirklich ein Kind, wenn auch Kettenraucherin (LFH, 122)
- (25) ich bestand darauf, das Mädchen zu sehen, wenn auch nur für eine Minute (LFH, 161)

Abschwächung und Einschränkung drückt der postponierte *wenn auch*-Satz auch in den schon genannten Beispielen (18) und (19) aus.

2.5.3. Zusammenfassung

Mit dem Konditionalsatz in ihrem Skopus hat die Partikel *auch* die Funktion einer Gradpartikel. Aufgrund der präsuppositionalen Komponente der Partikelbedeutung wird die Verbindung *auch wenn* in der Bedeutung eines Extremwertkonditionals verwendet und entspricht engl. *even if*. Dabei findet ein Vergleich der Bedingung *p* mit anderen möglichen Bedingungen ($\sim p$) für *q* statt.

Mit *auch* im Skopus der Konjunktion *wenn* erhält der Konditionalsatz eine konzessive Interpretation.

| | | |
|---------------------------------------------|------------------------|------------------------|
| | auch wenn | wenn auch |
| durch <i>auch</i> induzierte Präsupposition | $\sim p \rightarrow q$ | $p \rightarrow \sim q$ |
| Bedeutung des Konditionals | $p \rightarrow q$ | $p \rightarrow q$ |

Der von *wenn auch* eingeleitete Nebensatz ist einem Hauptsatz untergeordnet, dessen Inhalt mit syntaktischen Mitteln (durch Wortstellung) als ein Faktum dargestellt wird. Aber auch der Inhalt des Nebensatzes wird durch das Hinzutreten von *auch* als Faktum bewertet. Das geschieht da-

durch, daß *auch* die Bezugseinheit in ihrem Skopus, hier den Inhalt des Nebensatzes als einen solchen ausweist, der (entgegen anderslautenden Erwartungen) „auch“ zur in Frage stehenden Menge zu zählen ist.

In der Gradpartikelfunktion steht mehr die präsuppositionale Komponente im Vordergrund, der Bezug der Kokonstituente von *auch* auf weitere Propositionen. In der Modalpartikelfunktion, die *auch* in der Verbindung *wenn auch* hat, überwiegt die additive Bedeutung mit dem Effekt, vor der Bezugseinheit und mit dieser in ihrem Skopus zu behaupten, daß auch für diese die Gesamtaussage zutrifft.

Der durch *wenn auch* angezeigte Gegensatz zwischen *p* und *q* kann lexikalisch durch *doch/trotzdem* ausgedrückt werden. Das geschieht, wenn der durch *wenn auch* eingeleitete Nebensatz voransteht. Ist dagegen der Nebensatz *p* postponiert und *q* anteponiert, wird der Widerspruch zwischen beiden Teilsätzen lexikalisch nicht kenntlich gemacht. Beide Teilsätze sind als faktiv kenntlich, *q* durch Verbzweitstellung, *p* durch Einfügung von *auch*. Die Verbindung *wenn auch* hat offenbar in ihrer Verwendung in Anteposition, wo der Gegensatz durch *doch/trotzdem* kenntlich gemacht wird, den konzessiven Aspekt aus dem Kontext in ihre Bedeutung inkorporiert, so daß er in Postposition nicht noch durch besondere lexikalische Zeichen kenntlich gemacht werden muß.

Die Entstehung konzessiver Bedeutung bei Wörtern mit ursprünglich faktivitätsanzeigender Funktion ist auch bei anderen Lexikonzeichen feststellbar, so bei *zwar*, dessen Herkunft aus „es ist wahr“ noch erkennbar ist.

Wenn auch befindet sich auf dem gleichen Weg der Grammatikalisierung in Richtung auf eine konzessive Konjunktion, den auch *obwohl* durchlaufen hat.

Auch wenn und *wenn auch* sind Ausdrücke für unterschiedliche Argumentationsrichtungen bei der Betrachtung unverträglicher Sachverhalte. *Auch wenn* ist ein Mittel, mit dessen Hilfe über Bedingungen spekuliert wird, unter denen *q* eintreten kann oder eintritt. Mit der Verwendung von *wenn auch* verfolgt der Sprecher eine andere Perspektive. Er spricht von den (unerwarteten) Folgen, die sich daraus ergeben, daß *p* sich als Faktum erweist.

Die pragmatische Regel, daß in einem komplexen Satz der zweite Teilsatz das größere argumentative Gewicht hat, ist die Ursache von Unterschieden bei der Interpretation von komplexen Sätzen, deren verbindendes

Element *wenn auch* einmal in dem anteponierten, das andere Mal in dem postponierten Nebensatz erscheint. Bei Anteposition des durch *wenn auch* eingeleiteten subordinierten Teilsatzes wird der darin als zutreffend dargestellte Sachverhalt als Gegenargument gegenüber q zwar anerkannt, aber als irrelevant abgetan. Ist der durch *wenn auch* eingeleitete Teilsatz nachgestellt, erhält er dadurch ein größeres Gewicht und bewirkt so eine Abschwächung oder Einschränkung der mit q gemachten Aussage.

2.6. Der Beitrag der Partikel *denn* in Konditionalsätzen

2.6.1. Verwendungsrestriktionen

Die gehäufte Verwendung von *denn* in Konditionalsätzen scheint eine neuere Erscheinung zu sein. Man kann sie häufig in Kommentaren und Berichten antreffen, in Texten also, die stilistisch ausgefeilter sind als gewöhnliche Alltagsrede.

- (1) *Dieser Vorschlag wird, wenn er denn zur Anwendung kommen sollte, noch überarbeitet werden müssen.*

Das Vorkommen von *denn* in diesem Satz ist fakultativ, auch ohne *denn* würde er im gleichen Sinne verstanden. Hat *denn* hier trotzdem eine Funktion oder wird es als reines „Füllwort“ benutzt, wie den Abtönungspartikeln manchmal nachgesagt wurde? Das Mannheimer Korpus weist aus, daß diese Konstruktion noch in den 60er Jahren nicht verbreitet war, nur in den Werken von Thomas Mann findet man sie, dort aber häufig und in allen den Kontexten, in denen sie auch heute verwendet wird. Bei Thomas Mann gibt es Beispiele für den Gebrauch von *denn*, wo die Herkunft aus temporalem *dann* noch deutlich erkennbar ist.

- (2) *und außerdem nahm seine Kopflistigkeit nicht selten ein frevelhaftes und böses Gepräge an, welches nach Züchtigung geradezu schrie und dazu aufreizte. Wenn ich denn also, zum Äußersten gebracht, die Karbatsche vom Nagel nahm, so verkroch er sich wohl zusammengedrückt unter Tisch und Bank. (THM/AME.08224, Bd.8, 552)*

Meistens aber wird die Konstruktion konditional verwendet wie in

- (3) *„gut“, sagte Joseph glücklich, „wenn ihr denn wollt, so erzähle ich euch mein Gesicht ...“. (THM/AMJ.00000, Bd.4/5, 506)*

Dabei kann der Konditionalsatz entweder als Potentialis wie in (3) oder aber auch als Faktum interpretierbar sein wie in

- (4) *um aber auch mir aus dem Herzen zu sprechen, was ich doch wenigstens muß tun dürfen, wenn ich denn schon den Redner mache.* (THM/AM2.05105, 449)

Im Falle der faktiven Verwendung des Konditionalsatzes ist *denn* oft mit *schon* kombiniert.

Nach den Verwendungen bei Thomas Mann lassen sich diese Konstruktionen in großer Zahl erst wieder in den 80er Jahren nachweisen. In diesen Texten erscheint die Verwendung von *denn* in *wenn*-Sätzen häufig wie eine bloße Modeerscheinung ohne besonderen Sinn, da *denn* hier ohne erkennbaren Verlust an Bedeutung auch weglassbar wäre.

- (5) *solchen Einrichtungen haftet immer noch der Ruch der Abschiebe an, obwohl sie für Kinder in einer reizüberfluteten, aber erlebnisarmen Umwelt eher eine Bereicherung sein könnten, wenn es denn so wie in Gievenbeck läuft.* (H85/CZ2.15580, 32)
- (6) *das Verlangen, die Frauengleichberechtigungsstelle müsse, mit eigenem Etat ausgestattet, sozusagen eine Mittelinstanz zwischen Verwaltung und Gemeinderat werden, mit der Kompetenz, in alles hineinzureden, wenn es denn frauenrelevant sein könnte, ist Wunschdenken.* (H85/FM2.12176, 17)

Denn kann zwar in viele *wenn*-Sätze eingefügt werden ohne zunächst erkennbare Konsequenzen, jedoch kann nicht jeder beliebige *wenn*-Satz mit *denn* erweitert werden. Dies weist darauf hin, daß doch semantische Vereinbarkeitsregeln eine Rolle spielen müssen.

Bei der bereits erwähnten temporalen Interpretation wird *denn* im Sinne von „dann“ verstanden. Eine konditionale Interpretation liegt in dem folgenden Beispiel ferner.

- (7) *Ich werde sie besuchen, wenn sie denn wieder gesund ist.*

In konditionaler Verwendung eines *wenn*-Satzes erhält auch das eingefügte *denn* eine von der rein temporalen Bedeutung abweichende Nuance. Es hat den Anschein, daß es einen stärkeren Zweifel an der Erfüllung des im Konditionalsatz angegebenen möglichen Grundes anzeigt als es der Konditionalsatz ohnehin tut.

- (8) *Wie immer die verschiedenen Motive der Menschen sein mögen, die der DDR den Rücken kehren, sie sind Ausdruck der einen großen Unzufriedenheit. Wenn denn wirtschaftliche Gründe eine Rolle spie-*

len, so zeigt sich darin eben die Unzufriedenheit mit den grotesken Mängeln und dem teilweisen Versagen des wirtschaftlichen Systems der DDR. (WKB/BT1.50005, 11751)

Diese Interpretation, *denn* als Verstärker des potentiellen Aspekts zu betrachten, ist jedoch nicht generell anzunehmen. *Denn* ist auch einsetzbar, wenn der als Bedingung genannte Sachverhalt als ein Faktum angesehen wird.

- (9) *Im Gegensatz zu manchem, was in stiller Güte im kirchlichen Bereich getan wird, lebt die Politik ja nun wirklich mehr von dem Motto: tue Gutes und rede davon. Das tun wir alle. Und wenn es denn nun an der Zeit ist, Herrn Momper und den Berliner Senat, wie er jetzt ist, zu loben, dann soll man das auch tun, finde ich.* (WKB/BT1.50002, 11336)

Hier scheint der Beitrag von *denn* darin zu bestehen, daß der als Bedingung genannte Sachverhalt als einer betrachtet wird, der zu einem bestimmten Zeitpunkt sich als wahr erweist.

Denn kommt sowohl in indikativischen wie in konjunktivischen Konditionalsätzen vor. Es verträgt sich also grundsätzlich mit potentiellen und mit irrealen Bedingungssätzen. Unter den potentiellen Bedingungssätzen unterscheidet man solche, die generell gültige Bedingungsrelationen beschreiben, wie z.B. in Gebrauchsanweisungen:

- (10) *Wenn man /*denn/ diesen Schalter betätigt, schaltet sich das Gerät ab.*

In diesem Fall wäre die Verwendung von *denn* nicht angebracht, denn sie legt die Interpretation als eine einmalige Handlung nahe. Deshalb ist auch eine Kombination mit *immer wenn* und auch *wenn nur* nicht möglich.

- (11) *Immer wenn ich /*denn/ traurig bin, bin ich gern allein.*

- (12) *Wenn er /*denn/ nur an sie dachte, wurde er schon ganz froh.*

Die Kombinationsmöglichkeiten mit Negationspartikeln sind schwerer zu beurteilen, vgl.

- (13) *Wenn ich mich /*denn/ nicht irre, trifft die Behauptung zu.*

aber:

- (14) *schon entwickelt sich in den Feuilletons eine Art Grundsatzdiskussion über die Funktion der Literatur in der DDR, wenn sie denn nicht mehr den Journalismus zu ersetzen habe.*
(WKB/ZT1.16558, 8)

Unter den irrealen Konditionalsätzen lassen solche das Vorkommen von *denn* nicht zu, die einen unerfüllbaren Sachverhalt beschreiben. Der Sachverhalt muß wenigstens prinzipiell erfüllbar sein, deswegen ist ausgeschlossen:

- (15) *Wenn es /*denn/ Sonntag wäre, könnten wir einen Ausflug machen.*
(16) *Ich würde noch viel mehr unternehmen, wenn ich /*denn/ jünger wäre.*
(17) *Wenn er /*denn/ sofort operiert worden wäre, könnte er noch am Leben sein.* (Bsp. (15)-(17) nach Buscha (1989))

Denn ist ebenfalls unangebracht, wenn der durch *wenn* eingeleitete Nebensatz nicht freie adverbiale Angabe, sondern Subjekt- bzw. Objekt-Ergänzung zum Prädikat des Hauptsatzes ist:

- (18) *Es würde mich freuen, wenn Sie uns /*denn/ bald wieder besuchen.*
(= Subjekt).
(19) *Ich würde es bedauern, wenn ich /*denn/ auf seine Mitarbeit verzichten müßte.* (= Objekt).

2.6.2. Zur Interpretation von *denn* in Konditionalsätzen

Das Lexikonzeichen *denn* ist vor allem in drei Funktionen bekannt:

- (i) als Variante des Adverbs *dann*,
- (ii) als koordinierende Konjunktion,
- (iii) als Partikel in Fragesätzen.

Die Verwendung in Konditionalsätzen entspricht keiner dieser drei Funktionen. Am wenigsten ist eine semantische Nähe zur kausalen Konjunktion *denn* (ii) erkennbar, eher schon zur temporalen Bedeutung des Adverbs (i) und evtl. auch zur Partikelbedeutung. Diese allerdings ist eingeschränkt auf das Vorkommen in Fragesätzen.

2.6.2.1. In temporaler Bedeutung

Man kann vermuten, daß *denn* in Konditionalsätzen aus dem adverbialen Gebrauch in temporaler Bedeutung abgeleitet ist. Die genannten Beispiele (2) und (7) weisen darauf hin. Ebenso

- (20) *es mag sein, daß nicht bloß in der SPD, sondern in der ganzen Republik genau hier die Trennlinien verlaufen, wenn es denn einst zum Schwur kommt.* (WKB/FR2.22080, 3)
- (21) *des Bundesministers und bald gesamtdeutschen Wirtschaftsministers Worte kommen da zur rechten Zeit, wenn sie denn auch die entsprechende Wirkung erzielen.* (WKD/bzc.01022, 11)

Nachfolgendes *dann* im Hauptsatz kann einen weiteren Hinweis auf die temporale Komponente geben.

- (22) *und wenn es denn so käme, daß es der Mindestbetrag wird, was bisher der Höchstbetrag war, dann wäre es ein gutes Verhandlungsergebnis.* (WKD/v06.12520, 186)

Andere Beispielsätze sind aber trotz des Hinweises auf temporalen Ursprung durch *dann* im Hauptsatz nicht mehr temporal interpretierbar:

- (23) *Die Veränderungen in der DDR sind durch das Volk selbst möglich geworden. Wenn es denn eine Organisation gibt, die zu dem Wandel in der DDR maßgeblich ihren Beitrag geleistet hat, dann ist es die evangelische Kirche gewesen.* (WKB/BT3.50039, 980)
- (24) *wenn es denn stimmt, daß jedes Volk den Staatsmann hat, den es verdient, dann können wir in den letzten Wochen so schlecht nicht gewesen sein.* (WKD/db1.11506, 2)

Die Bedeutung von *denn* ist hier bereits weiter von der temporalen entfernt. Die Richtung dieser Bedeutungsentwicklung ist jedoch schwer zu erkennen.

2.6.2.2. In nicht faktiven Konditionalsätzen

Es gibt Verwendungen, da ist *denn* durch *überhaupt* ersetzbar. In diesen Sätzen ist der Beitrag von *denn* etwa folgendermaßen zu paraphrasieren:

- (P1) „es ist sehr fraglich, ob diese Bedingung zutrifft“

- (25) *vor dem Hintergrund der Juli-Zahlen auf dem Arbeitsmarkt muß ihm das Paktieren mit Kohl, wenn es denn je beabsichtigt war, schwerer fallen als je zuvor.* (H85/FM2.12331, 2)
- (26) *auch der Sprengstoffanschlag auf das Rechenzentrum in Stuttgart-Vaihingen vom vergangenen Wochenende – wenn es denn das Ziel war – funktionierte nicht.* (H85/QZ1.15917, 8)

In anderen Beispielen scheint eine ähnliche Bedeutung von *denn* vorzuliegen, die aber weniger gut bei Ersetzung durch *überhaupt* ausgedrückt wäre.

- (27) *selbst ein Soldat, der den ganzen Grundwehrdienst von 15 Monaten abgeleistet hat, muß, wenn er denn hernach vor seiner ersten Einberufung zu einer Wehrübung als Verweigerer anerkannt wird, noch fünf Monate in Zivil nachdienen.* (H85/FZ1.16022, 4)

In anderen Sätzen wäre *überhaupt* gar nicht am Platze, obwohl auch hier die Interpretation (P1) in Frage käme.

- (28) *sie sind universalistische Werte, auf die wir uns verpflichten müssen, wenn wir denn die Vereinigten Staaten von Europa schaffen wollen.* (WKB/BT3.50040, 1062)
- (29) *daß die Öffentlichkeit endlich jene Transparenz erhält, die über die bloßen Erklärungen und Sonntagsreden hinausgeht, so wie sie es verdient, wenn sie denn als politische, demokratische Öffentlichkeit ernst genommen wird.* (WKB/BT3.50044, 2182)

In diesen und besonders in den schon genannten Beispielsätzen (5) und (6) tritt aber die kommentierende Komponente, der Ausdruck des Sprechers, daß er am Zutreffen der genannten Bedingung starke Zweifel hat, nicht so deutlich zutage. Es ist in diesen Fällen nicht entscheidbar, ob die Zusatzinterpretation (P1) anzunehmen ist oder ob der betreffende Sprecher nur das zum Ausdruck bringen wollte, was auch ein Konditionalsatz ohne Zusätze ausdrücken würde, nämlich eine einfache Konditionalrelation ohne ein Urteil darüber, ob er p oder nicht-p für wahrscheinlicher hält.

2.6.2.3. In faktiven Konditionalsätzen

Während in 2.6.2.2. die Verwendungen aufgeführt sind, wo *denn* den Aspekt der Ungewißheit eines Konditionals zu verstärken scheint, kann man andererseits auch Beispiele finden, wo *denn* in solchen Konditio-

nalsätzen auftritt, die als Ausdruck dessen zu interpretieren sind, daß der Sprecher die Bedingung *p* für eine Tatsache hält. So in (9) und (23). In diesen Fällen kann *denn* ebenfalls als Verstärker wirken, diesmal des faktiven Aspekts. Diese Interpretation ist möglich, wenn der *wenn*-Satz keinen Irrealis, sondern einen Potentialis zum Ausdruck bringt. Bei diesem darf es sich nicht um einen zukünftigen Sachverhalt handeln, sondern um einen, von dem in einer Form der Vergangenheit oder Gegenwart gesprochen wird.

In faktiven Konditionalsätzen tritt *denn* im Rahmen folgender Interpretationsmöglichkeit auf :

(P2) ($p \rightarrow q$), „und *p* ist gewiß“

(30) *von dem Evangelischen Pressedienst gefragt, ob er Gewalt gegen Apartheid rechtfertige, wenn dies denn ein unmenschliches und unchristliches System sei, antwortet er: „wir müssen als Christen versuchen, die Gerechtigkeit zu fördern...“.* (H85/QZ1.15969, 7)

(31) *wenn es denn stimmt, daß das SED-Vermögen so hoch ist ... schlage ich vor, daß hier nicht die Umtauschregelung 1:2 gilt.* (WKD/v08.12522, 230)

Diese zusätzliche Interpretationsmöglichkeit bietet aber auch der einfache Konditionalsatz. Es ist nicht möglich, mit Hilfe von *denn* etwaige Interpretationsvarianten zu unterscheiden. Allein über den Wissenshintergrund von Sprecher und Hörer kann entschieden werden, ob die potentielle oder die faktive Interpretation in Frage kommt.

Denn suggeriert hier möglicherweise, daß der in der Teilaussage *p* ausgedrückte Kenntnisstand durch eine vorausgegangene Diskussion zustandekam. Damit würde sich die Verbindung sowohl zu dem Temporaladverb als auch zu dem *denn* in Partikelbedeutung in Fragesätzen erklären. *Denn* ist in diesen Fällen keinesfalls durch *überhaupt*, manchmal aber durch *also* ersetzbar oder mit diesem kombinierbar. *Also* würde eine Aussage ebenfalls als Folge vorangegangener Überlegungen, Diskussionen oder Ähnlichem ausweisen.

2.6.2.4. In wertenden Kontexten

Eine weitere Variante faktiver Verwendung ist in den Sätzen zu beobachten, wo zusätzlich eine Wertung des Sachverhalts erfolgt. Diese Wertung kann nur negativ sein. Das häufige Vorkommen der Modalverben *müssen*

und *sollen* in diesen Kontexten wie 'wenn es denn sein soll/muß' deutet auf eine negative Wertung hin. Die Partikel *denn* ist in solchen Verwendungen oft mit *schon* kombiniert, sie kann auch durch *schon* ersetzt werden. Diese Verwendungen sind folgendermaßen paraphrasierbar:

(P3) ($p \rightarrow q$) „und p ist unangenehm“

Bei Kombinierbarkeit oder Austauschbarkeit mit *schon* kommt ein wertender Zusatz auch für das Konsequens hinzu:

(P4) ($p \rightarrow q$) „und wenn p unangenehm ist, sollte q ein positiver Ausgleich sein“

(vgl. dazu Kap. *wenn schon*)

Diese Variante lag in Satz (4) vor, außerdem in

(32) *Leben ist Abwechslung, nur nicht festlegen, und wenn es denn sein muß, es möglichst lange hinausschieben: das ist doch genau das, was alle Teenies machen.* (H87/KS5. 45024, 64)

(33) *und wenn es denn sein soll, so geh voran, weit voran, daß es nicht aussieht als ob ich dir folgte.* (THM/AMD. 00000, Bd.7, 173)

(34) *und hier ist eine Frage zu stellen, die weder Ärzte noch Anwälte lieben: wenn es denn schon eine „Schwemme“ gibt – warum werden die Dienste nicht billiger? (H85/JZ1.16934, 61)*

(35) *und doch sollte keinem der Zauberspruch, wenn er denn schon gesprochen werden muß, anders als schwer von Sinn und zögernd vor Lebenshurfurcht von den Lippen gehen.* (THN/AMJ.00000, Bd. 4/5, 267)

2.6.3. Zusammenfassung

Wir haben vier Bedeutungsvarianten von *denn* in Konditionalsätzen unterschieden. In allen Varianten ist aber von einem gemeinsamen Ursprung der Partikel *denn* aus temporalem *dann* auszugehen. In unterschiedlichen Kontexten kann es zu Bedeutungsverschiebungen bzw. -erweiterungen kommen, wie es bei Ausdrücken für Temporalität häufig der Fall ist.

Die Beispiele in (2.6.2.1) lassen den temporalen Ursprung noch am deutlichsten erkennen, sie sind in dem Sinne interpretierbar „wenn diese Bedingung später eintritt“.

In (2.6.2.2) sind Sätze angeführt, in denen das spätere Eintreten der genannten Bedingung als unwahrscheinlich zu interpretieren ist. Obwohl es vermutlich der genannte Sachverhalt ist, der den Eindruck erweckt, daß er kaum zu realisieren sein wird, wird dieser Eindruck doch auch dem Auftreten der Partikel *denn* zugeschrieben, die somit eine Bedeutungsveränderung oder -erweiterung zu erleben scheint.

Ähnlich sind die Fälle unter (2.6.2.3) und (2.6.2.4) zu beurteilen. In (2.6.2.3) sind solche Verwendungen erfaßt, wo die Bedingung *p* bereits eingetreten ist und so als Faktum gelten kann. Die Temporalbedeutung von *denn* hat hier die zusätzliche Nuance erhalten, daß sie die Bedingung als zum Sprechzeitpunkt als erfüllt festlegt. Dadurch, daß in diesen Sätzen, die von in der Gegenwart oder Vergangenheit angesiedelten Sachverhalten sprechen, *denn* auf Vorangegangenes verweist, erscheint die genannte Bedingung als Ergebnis vorangegangener Diskussion, so daß es in diesem Kontext häufig durch *also* ersetzbar ist, das ebenfalls auf eine Folgebeziehung hinweist.

(2.6.2.4) betrifft Kontexte wertenden Inhalts. Aus den in den Sätzen beschriebenen Situationen geht hervor, daß die genannte und bereits eingetretene Bedingung als ungünstig erachtet wird. So kommt eine wertende Nuance hinzu.

Die vier Bedeutungsvarianten sind anhand der unterschiedlichen Ersetzungsmöglichkeiten unterscheidbar. Objektivierbare Kriterien, nach denen sich die Kontexttypen bestimmen lassen, in denen die Bedeutungsvarianten auftreten, gibt es aber nicht.

Der allen nicht-temporalen Verwendungen gemeinsame Beitrag von *denn* zur Bedeutung des Konditionalsatzes ist der, daß die Bedingung *p* als eine solche eingeführt wird, deren Berücksichtigung aufgrund längerer Überlegung oder Diskussion erfolgt. Der Skopus von *denn* „dann“ wird erweitert von der Sachverhaltsbeschreibung bei temporalem Gebrauch auf das gesamte Konditionalgefüge bei Partikelgebrauch. Diese Funktion der Einordnung des aktuellen Gesprächsbeitrags in einen größeren Zusammenhang hat *denn* auch in Fragesätzen. Es ist deshalb vertretbar, *denn* auch in Konditionalsätzen als Abtönungs- oder Modalpartikel mit der dieser Wortgruppe nachgesagten textkonnektierenden Funktion anzusehen. Die weiteren Eigenschaften der Konditionalsätze (Potentialis oder Faktum) in (2.6.2.2) bis (2.6.2.4) sind kontextbedingt.

So ist auch die „verstärkende“ Funktion von *denn* in allen Konditionalsätzen erklärbar. *Denn* ist ein Mittel, die aktuelle Äußerung des Be-

dingungsgefüges als Folge vorangegangener Überlegung oder Diskussion wirken zu lassen. Auf diese Weise erhalten sowohl die nicht-faktive als auch die faktive Interpretation stärkeres Gewicht nach der jeweiligen Seite. Aufgrund des eingefügten *denn* erhalten Konditionalsätze je nach Interpretationsalternative eine zusätzliche, kommentierende Nuance, die auch als Verstärkung verstanden wird:

- (a) nicht-faktiv: „Das Zustandekommen dieser Konditionalrelation halte ich (Sprecher) nach gründlicher Überlegung für unwahrscheinlich“.
- (b) faktiv: Konditionalrelation halte ich (Sprecher) nach gründlicher Überlegung für gegeben“.

Belegsätze:

Mannheimer Korpus I

3. Literatur

- Abraham, Werner (1986): Die Bedeutungsgenese von Modalpartikeln. In: Groninger Arbeiten zur germanistischen Linguistik 27, S. 1-44.
- Abraham, Werner (1992): Wortstellung im Deutschen – theoretische Rechtfertigung, empirische Begründung. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten. Berlin, New York. S. 484-522.
- Ajdukiewicz, Kazimierz (1935): Die syntaktische Konnexität. In: Studia Philosophica, Bd. 1. Lwow. S. 1-27.
- Altmann, Hans (1979): Funktionsambiguitäten und disambiguierende Faktoren bei polyfunktionalen Partikeln. In: Weydt, Harald (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin, New York. S. 351-364.
- Altmann, Hans (1987): Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer, Jörg (Hg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen. S. 22-56.
- Anscombe, Jean-Claude/Ducrot, Oswald (1978/79): Lois logiques et lois argumentatives. In: Français moderne, 1978/4, S. 347-357 und 1979/1, S. 35-52.
- Arnaud, Antoine/Lancelot, Claude (1660): Grammaire générale et raisonnée. Paris.
- Bäuerle, Rainer (1985): Das Lexikon in der kompositionellen Satzsemantik. In: Schwarze, Christoph/Wunderlich, Dieter (Hg.): Handbuch der Lexikologie. Königstein/Ts. Kap. 6. S. 199-228.
- Bergenholtz, Henning/Schaefer, Burkhard (1977): Die Wortarten des Deutschen. Stuttgart.
- Bergheaud, Patrice (1979): De James Harris à John Horne Tooke. Mutations de l'analyse du langage en Angleterre dans la deuxième moitié du XVIIIe siècle. In: Historiographia Linguistica VI, 1, S. 15-45.
- Bloomfield, Leonard (1933): Language. New York.
- Bierwisch, Manfred (1980): Semantic Structure and Illocutionary Force. In: Searle, J.R./Kiefer, F./Bierwisch, M. (Hg.): Speech Act Theory and Pragmatics. Dordrecht. S. 1-35.
- Bierwisch, Manfred (1983): Semantische und konzeptuelle Repräsentationen lexikalischer Einheiten. In: Ružička, R./Motsch, W. (Hg.): Untersuchungen zur Semantik. (= studia grammatica XXII) Berlin. S. 61-99.
- Blanken, Gerhard (1983): Bestätigungsfragen mit *nicht* und *doch*. In: Deutsche Sprache 11, S. 250-326.
- Bocheński, Innocent Maria Joseph (1956): Formale Logik. Freiburg, München 1962.
- Boehner, Philotheus (1952): Medieval Logic. An Outline of Its Development from 1250 to c. 1400. Chicago, Illinois.
- Borst, Dieter (1985): Die affirmativen Modalpartikeln *doch*, *ja* und *schon*. Ihre Bedeutung, Funktion, Stellung und ihr Vorkommen. Tübingen.
- Braakhuis, Henricus Antonius Giovanni (1979): De 13 de eeuwse tractaten over syncategorematische termen. Bd. 1,2. Phil. Diss. Leiden.
- Brandt, Margareta/Rosengren, Inger/Zimmermann, Ilse (1989): Satzmodus, Modalität und Performativität. In: Sprache und Pragmatik 13, S. 1-42.
- Brauß, Ursula (1983): Bedeutung und Funktion einiger Konjunktionen und Konjunkionaladverbien: *aber*, *nur*, *immerhin*, *allerdings*, *dafür*, *dagegen*, *jedoch*. In: Linguistische Studien/ZISW/S 104, S. 1-40.

- Brauß, Ursula (1987): Die Temporalpartikeln *schon*, *noch* und *erst* als lexikalisches Feld. In: Agricola, Erhard (Hg.): Studien zu einem Komplexwörterbuch der lexikalischen Mikro-, Medio- und Makrostrukturen. Linguistische Studien/ZISW, Reihe A, 169/I, Berlin, S. 110–149.
- Brauß, Ursula (1989): Zur Bedeutung der Partikel *auch*. Vortrag auf der Fachtagung der bilateralen Germanistenkommission DDR – ČSSR in Berlin am 4.10.1989.
- Brauß, Ursula (1993): Die Diskussion zwischen LOCKE und LEIBNIZ über Partikelbedeutung. In: Der Gingkobaum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa. Zwölfte Folge, S. 52–56.
- Brekke, Herbert E. (1976): An Early Plea for a Relational Treatment of Verbs and Prepositions: John Fearn's Anti-Tooke (1824/1827), in: Parret (ed.), S. 503–517.
- Brentano, Franz (1874): Psychologie vom empirischen Standpunkt. Wien.
- Brinkmann, Henning (1950/51): Die Wortarten des Deutschen, in: Moser, Hugo (Hg.) (1965): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt. S. 101–127.
- Brinkmann, Henning (1962): Die deutsche Sprache – Gestalt und Leistung. Düsseldorf.
- Burkhardt, Armin (1979): Über die Möglichkeit der Frage nach der Bedeutung und welche Antwort sich darauf ergibt. In: ZGL 7, S. 129–150.
- Bursill-Hall, G.L. (1971): Speculative Grammars of the Middle Ages. The Doctrine of partes orationis of the modistae. The Hague, Paris.
- Buscha, Joachim (1989): Lexikon deutscher Konjunktionen. Leipzig.
- Conrad, Rudi (1978): Studien zur Syntax und Semantik von Frage und Antwort. Berlin.
- Coseriu, Eugenio (1964): Structure lexicale et enseignement du vocabulaire. (= Vortrag auf dem I. Internationalen Kolloquium für Angewandte Sprachwissenschaft). Dt.: Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes. Tübingen 1970.
- Coseriu, Eugenio (1973): Semantik und Grammatik. In: Neue Grammatiktheorie und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch (= Jahrbuch 1971 des IDS). Düsseldorf. S. 77–89. Wiederabgedruckt in: Coseriu, Eugenio: Formen und Funktionen, Studien zur Grammatik. Tübingen 1987. S. 85–95.
- Doherty, Monika (1979): *wohl*. In: Linguistische Studien/ZISW, Reihe A 60, Berlin. S. 101–140.
- Doherty, Monika (1985): Epistemische Bedeutung. Berlin.
- Doherty, Monika (1987): Epistemic meaning. Berlin, Heidelberg.
- Ducrot, Oswald (1980): Analyse de textes et linguistique de l'énonciation. In: Ducrot, Oswald et al. (Hg.): Les mots du discours. Paris. S. 7–56.
- Ducrot, Oswald (1984): Esquisse d'une théorie polyphonique d'énonciation, in: Le dire et le dit. Paris. S. 171–233.
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg.
- Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha W. (1987): Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik. Bd. 1: Grundlagen und Zielsetzungen. Tübingen.
- Fearn, John (1824-1827): Anti-Tooke; or an Analysis of the Principles and Structure of Language, exemplified in the English Tongue. ed. 1972 Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Franck, Dorothea (1979): Abtönungspartikeln und Interaktionsmanagement. Tendenziöse Fragen. In: Weydt, Harald (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin, New York. S. 3–13.
- Frege, Gottlob (1891): Funktion und Begriff. In: Funktion, Begriff, Bedeutung. 5 logische Studien. Hrsg. und eingel. von Günther Patzig. Göttingen 1962.

- Fries, Charles Carpenter (1952): *The Structure of English. An Introduction to the Construction of English Sentences.* New York.
- Funke, Otto (1928): *Grundfragen zur Bedeutungslehre.* Leipzig (= Sonderabdruck aus „*Englische Studien*“, Bd. 62 und 63).
- Givón, Talmy (1978): *Negation in language: Pragmatics, function, ontology.* In: Cole, P. (Hg.): *Syntax and Semantics, vol. 9: Pragmatics.* New York etc. S. 69–112.
- Gornik-Gerhardt, Hildegard (1981): *Zu den Funktionen der Modalpartikel 'schon' und einiger ihrer Substituentia.* Tübingen.
- Grundzüge einer deutschen Grammatik* (1981): Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Karl Erich Heidolph, Walter Flämig und Wolfgang Motsch. Berlin.
- Harris, James (1751): *Hermes; or a Philosophical Inquiry Concerning Language and Universal Grammar.* London.
- Helbig, Gerhard (1965): *Die methodische Konzeption der Sprachbeschreibung bei Charles C. Fries.* In: *DaF, H. 4, S. 3ff.*
- Helbig, Gerhard (1970): *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft.* Leipzig.
- Helbig, Gerhard (1977): *Zu einigen Problemen der Wortartenklassifizierung im Deutschen.* In: Helbig, Gerhard (Hg.): *Beiträge zur Klassifizierung der Wortarten.* Leipzig. S. 90–118.
- Helbig, Gerhard (1972): *Notizen zur semantischen Interpretation einiger polysemer Konjunktionen im Deutschen.* In: *Deutsch als Fremdsprache 1972/9, S. 280–288.*
- Helbig, Gerhard (1988): *Lexikon deutscher Partikeln.* Leipzig.
- Hempel, Heinrich (1954): *Wortklassen und Bedeutungsweisen.* In: Moser, Hugo (Hg.) (1965): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik.* Darmstadt, S. 217–254.
- Hentschel, Elke (1986): *Ist das nicht interessant? Zur Funktion verneinter Fragen.* In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 64, S. 73–86.*
- Hetland, Jorunn (1989): *Satzadverbien im Fokus.* Diss., Univ. Wuppertal.
- Höhle, Tilman N. (1988): *VERUM-Fokus.* In: *Sprache und Pragmatik 5, S. 1–7.*
- Höhle, Tilman N. (1992): *Über Verum-Fokus im Deutschen.* In: Joachim Jacobs (Hg.): *Informationsstruktur und Grammatik.* S. 112–141. (*Linguistische Berichte, Sonderheft 4/1991-92*).
- Höhle, Tilman N. (1982): *Explikationen für 'normale Betonung' und 'normale Wortstellung'.* In: Abraham, Werner (Hg.): *Satzglieder im Deutschen.* Tübingen. S. 75–154.
- Humboldt, Wilhelm von (1830-1835): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.* Gesammelte Schriften, Bd. 7, Berlin 1907.
- Husserl, Edmund (1900/01): *Logische Untersuchungen, Bd. 2, Halle 1928, Kap. IV: Der Unterschied der selbständigen und unselbständigen Bedeutungen und die Idee der reinen Grammatik, S. 294–342.*
- Jacobs, Joachim (1982): *Syntax und Semantik der Negation im Deutschen.*, München.
- Jacobs, Joachim (1988): *Fokus-Hintergrund-Gliederung und Grammatik.* In: Altmann, Hans (Hg.): *Intonationsforschungen.* S. 83–134.
- Jacobs, Joachim (1989): *On the semantics of modal particles.* In: Abraham, Werner (Hg.): *Discourse Particles.* S. 141–162.
- James, Francis (1986): *Semantics and Pragmatics of the Word *if*.* In: *Journal of Pragmatics 10, No. 4, S. 453–480.*
- Joly, André (1976): *James Harris et la problématique des parties du discours à l'époque classique.* In: Parret (ed.), S. 410–430.

- Kärnä, Aino (1991): Zur Geschichte der Wortart Partikel. Unveröff. Ms., Helsinki
- Kasper, Walter (1987): Semantik des Konjunktivs II in Deklarativsätzen des Deutschen. Tübingen.
- König, Ekkehard (1976): Semantische Analyse von 'noch' und 'schon'. In: Kern, R. (Hg.): Löwen und Sprachtiger. Akten des 8. Linguistischen Kolloquiums Löwen: 19.-22. September 1973. Tübingen. S. 225-236.
- König, Ekkehard (1986): Conditionals, Concessive Conditionals and Concessives: Areas of Contrast, Overlap and Neutralization. In: Traugott, Elisabeth C. u.a. (Hg.): On Conditionals. Cambridge. S. 229-245.
- König, Ekkehard (1987): Function words in a bilingual German-English dictionary: A new approach. In: Lexicographica 3, S. 158-177.
- König, Ekkehard/Eisenberg, Peter (1984): Zur Pragmatik von Konzessivsätzen. In: Stichel, Gerhard (Hg.): Pragmatik in der Grammatik. Düsseldorf. S. 313-332.
- Kotschi, Thomas (1990): Reformulierungsindikatoren und Textstruktur, Untersuchungen zu frz. *c'est-à-dire*. In: Sprache und Pragmatik 19, S. 1-26.
- Kretzmann, Norman (1976): The Main Thesis of Locke's Semantic Theory, In: Parret (ed.), S. 331-347.
- Lang, Ewald (1977): Semantik der koordinierenden Verknüpfung. (= studia grammatica XIV). Berlin.
- Lang, Ewald (1979): Zum Status der Satzadverbialia. In: Slovo a slovesnost XL, S. 200-213.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1703-1705): Philosophische Schriften, Bd. 6: Nouveaux essais sur l'entendement humain. Livre III: Des mots. Ausgabe Berlin 1962, S. 273-354
- Lenerz, J./Klein, U. (1988): Fokus-Glasnost. In: Sprache und Pragmatik 9, S. 16-35.
- Leśniewski, Stefan (1929): Grundzüge eines neuen Systems der Grundlagen der Mathematik. In: Fundamenta Mathematicae 14, S. 1-81.
- Locke, John (1690): Essay concerning Human Understanding. Verwendet wurde die Ausgabe: Oeuvres de Locke et Leibniz contenant l'essai sur l'entendement humain, revu, corrigé et accompagné de notes, par M. F. Thurot. Paris 1854.
- Löbner, Sebastian (1990): Wahr neben Falsch. Duale Operatoren natürlicher Sprache. Tübingen.
- Lutzeier, Peter Rolf (1981): Wort und Feld. Wortsemantische Fragestellungen mit besonderer Berücksichtigung des Wortfeldbegriffes. Tübingen.
- Lutzeier, Peter Rolf (1985): Linguistische Semantik. Stuttgart.
- Lyons, John (1972): Einführung in die moderne Linguistik. München.
- Marty, Anton (1908): Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. Bd. 1. Halle.
- Meibauer, Jörg (1986): Rhetorische Fragen. Tübingen.
- Meibauer, Jörg (1988): Satzmodus, kategoriale Füllung und nicht-propositionales *nicht*. In: Studien zum Satzmodus II, LS/ ZISW/A 185, Berlin. S. 63-76.
- Meibauer, Jörg (1990): Sentence Mood, Lexical Categorical Filling, and Non-propositional *nicht* in German. In: Sprache und Pragmatik 16, S. 1-28.
- Moskal'skaja, Olga (1971): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Moskau.
- Motsch, Wolfgang/Pasch, Renate (1987): Illokutive Handlungen, in: Motsch, Wolfgang (Hg.): Satz, Text, sprachliche Handlung. Berlin. S. 11-79 (= studia grammatica XXV).

- Nuchelmans, Gabriel (1973): *Theories of the proposition. Ancient and medieval conceptions of the bearers of truth and falsity.* Amsterdam, London.
- Nuchelmans, Gabriel (1983): *Judgment and proposition. From Descartes to Kant.* Amsterdam, Oxford, New York.
- Otto, Ernst (1954): *Stand und Aufgabe der allgemeinen Sprachwissenschaft,* Berlin.
- Parret, Herman (ed.) (1976): *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics.* Berlin, New York.
- Pasch, Renate (1983): *Untersuchungen zu den Gebrauchsbedingungen der deutschen Kausalkonjunktionen da, denn und weil.* In: *Linguistische Studien/ZISW, A 104,* S. 41–243.
- Pasch, Renate (1983): *Mechanismen der inhaltlichen Gliederung von Sätzen.* In: *Ružička, R./Motsch, W. (Hg.): Untersuchungen zur Semantik. (= studia grammatica XXII)* Berlin. S. 261–304.
- Pasch, Renate (1988): *Plädoyer für eine einheitliche pragmatische Beschreibung „logischer“ und „nicht-logischer“ Präpositionen.* In: *Wissenschaftliche Beiträge der Friedrich-Schiller-Universität Jena: 2. Jenaer Semantik-Syntax-Symposium, 20. und 21. Mai 1987, Jena,* S. 105–116.
- Pasch, Renate (1989): *Überlegungen zum Begriff des „Satzmodus“.* In: *LS/ ZISW/A 193, Berlin,* S. 1–88.
- Pasch, Renate (1994): *Wenn-Konstruktionen mit konzessiver Tönung.* Tübingen.
- Paul, Hermann (1880): *Prinzipien der Sprachgeschichte.* Halle. *Prinzipien der Sprachgeschichte, 9. Aufl.* Tübingen 1975.
- Paul, Hermann (1896): *Deutsches Wörterbuch. 7. Auflage* Halle 1960.
- Pérennec, Marcel (1988): *Über- und Unterschreitung eines Grenzwertes: Überlegungen zu schon und noch.* In: *Cahiers d'Études Germaniques 14,* S. 43–56.
- Pérennec, Marcel (1989): *Nur: funktionale Vielfalt und semantische Einheit.* In: *Weydt, Harald (Hg.): Sprechen mit Partikeln.* Berlin, New York. S. 451–463.
- Pinborg, Jan (1967): *Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters.* Münster, Kopenhagen.
- Pinborg, Jan (1972): *Logik und Semantik im Mittelalter. Ein Überblick.* Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Posner, R. (1979): *Bedeutungsmaximalismus und Bedeutungsminimalismus in der Beschreibung von Satzverknüpfern.* In: *Weydt, Harald (Hg.): Die Partikeln der deutschen Sprache.* Berlin, New York. S. 378–394.
- Robins, R.H. (1964): *General Linguistics: An Introductory Survey.* London
- Reis, Marga (1985): *Satzeinleitende Strukturen im Deutschen. Über COMP, Haupt- und Nebensätze, w-Bewegung und die Doppelkopfanalyse.* In: *Abraham, Werner (Hg.): Erklärende Syntax des Deutschen.* Tübingen. S. 271–311.
- Rohrer, Christian (1982): *Zur Bedeutung von 'erst' und 'schon'.* In: *Heinz, S./Wandruszka, U. (Hg.): Fakten und Theorien: Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag.* Tübingen. S. 245–258.
- Russell, Bertrand (1910–1913): *Principia mathematica.* London.
- Schachter, Paul (1985): *Parts-of-speech systems.* In: *Shopen, Timothy (ed.): Language typology and syntactic description. Vol. 1: Clause structure.* S. 3–61.
- Schenk, Gunther (1973): *Zur Geschichte der logischen Form.* Berlin.
- Schippan, Thea (1984): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. 2. Auflage* Leipzig 1987.

- Schröder, Jochen (1986): Lexikon deutscher Präpositionen. Leipzig.
- Stéfanini, Jean (1973): Les modistes et leur apport à la théorie de la grammaire et du signe linguistique, In: *Semiotica* 8, S. 263-275.
- Steinthal, Hajim (Heyman) (1863): Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. Berlin.
- Stepanowa, M.D./Helbig, Gerhard (1978): Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1981.
- Tesnière, Lucien (1959): *Éléments de syntaxe structurale*. Dt. Grundzüge der strukturalen Syntax. Stuttgart 1980.
- Thurmair, Maria (1989): Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen.
- Tooke, John Horne (1798-1805): *ΕΠΕΑ ΠΤΕΡΟΕΝΤΑ*, or, *The Diversions of Purley*. 2 vols., London.
- Traugott, Elizabeth Closs/Heine, Bernd (eds.) (1991): *Approaches to Grammaticalization*. Vol. 1,2. Amsterdam, Philadelphia.
- Weydt, Harald (1986): Betonungsdubletten bei deutschen Partikeln. In: Schöne, Albert (Hg.): *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses*, Göttingen 1985. Bd. 3. Tübingen. S. 393-403.
- Winkler, Edeltraud (1992): Modalpartikeln in selbständig verwendeten Verbendsätzen. In: *ZPSK* 45, S. 30-48.
- Wittgenstein, Ludwig (1918): *Tractatus logico-philosophicus*. In: Wittgenstein, Ludwig: *Schriften* 1. Frankfurt a.M. 1969. S. 7-84.
- Wolski, Werner (1986): *Partikellexikographie. Ein Beitrag zur praktischen Lexikologie*. Tübingen.
- Zifonun, Gisela (1991): Entwurf des Kapitels 1: 'Satzförmige Teile kommunikativer Minimaleinheiten: Nebensätze' der 'Grammatik des heutigen Deutsch.' Ms., IDS Mannheim.